

Bilder aus der Deutschen Geschichte

von

Heinrich von Treitschke

*

Bilder

aus der

Deutschen Geschichte

von

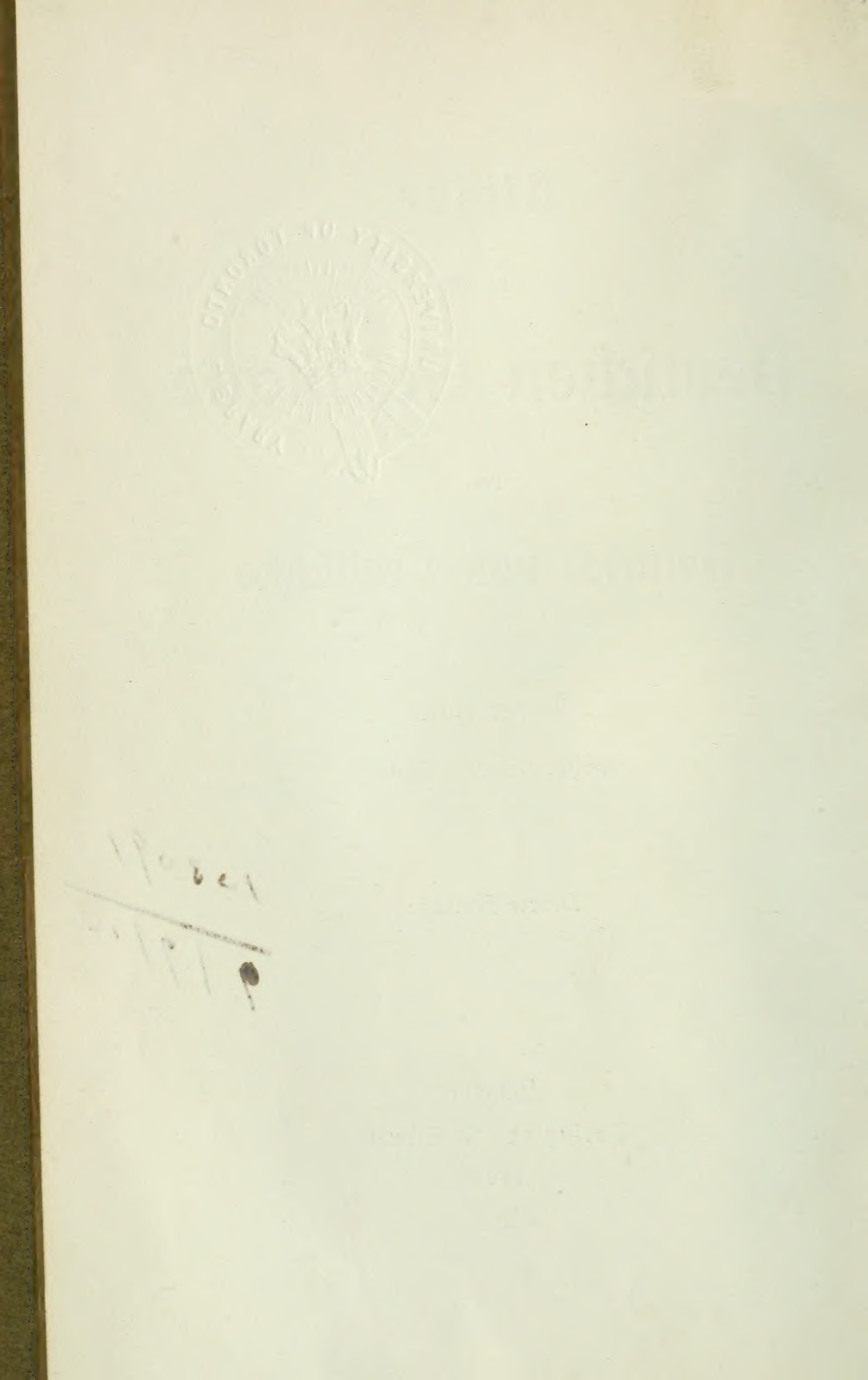
Heinrich von Treitschke

Erster Band

Politisch-Soziale Bilder

Dritte Auflage
Fünftes und sechstes Tausend

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1909



Inhalt.

	Seite
Nationale Erstarkung und Erhebung	1
Der Anfang des Befreiungskrieges	88
Die Schlacht bei Belle-Alliance	158
Die konstitutionelle Bewegung in Norddeutschland	186
Friedrich Wilhelm IV.	249
Die soziale Bewegung der 40 er Jahre	301
Das Gefecht von Eckernförde	342

Nationale Erstarkung und Erhebung.

Schon mehrmals hatte Preußen durch das plötzliche Hervorbrechen seiner verborgenen sittlichen Kräfte die deutsche Welt in Erstaunen gesetzt: so einst, da Kurfürst Friedrich Wilhelm seinen kleinen Staat hineindrängte in die Reihe der alten Mächte; so wieder, als König Friedrich den Kampf um Schlesien wagte. Aber keine von den großen Überraschungen der preußischen Geschichte kam den Deutschen so unerwartet, wie die rasche und stolze Erhebung der halbzertrümmerten Großmacht nach dem tiefen Falle von Jena. Während die gefeierten Namen der alten Zeit samt und sonders verächtlich zu den Toten geworfen wurden und in Preußen selbst jedermann den gänzlichen Mangel an fähigem jungem Nachwuchs beklagte, scharte sich mit einem Male ein neues Geschlecht um den Thron: mächtige Charaktere, begeisterte Herzen, helle Köpfe in unabsehbarer Reihe, eine dichte Schar von Talenten des Rates und des Lagers, die den literarischen Größen der Nation ebenbürtig zur Seite traten. Und wie einst Friedrich auf den Schlachfeldern Böhmens nur erntete was sein Vater in mühereichen Friedenszeiten still gesäet hatte, so war auch dies schnelle Wiedererstarken der gebeugten Monarchie nur die reife Frucht der schweren Arbeit langer Jahre. Indem der Staat sich innerlich zusammenraffte, machte er sich alles zu eigen, was Deutschlands Dichter und Denker während der letzten Jahrzehnte über Menschenwürde und Menschenfreiheit, über des Lebens sittliche Zwecke gedacht hatten. Er vertraute auf die befreiende Macht des Geistes, ließ den vollen Strom der Ideen des neuen Deutschlands über sich hereinfluten.

Jetzt erst wurde Preußen in Wahrheit der deutsche Staat, die Besten und Kühnsten aus allen Stämmen des Vaterlandes, die letzten Deutschen sammelten sich unter den schwarzundweißen Fahnen. Der schwungvolle Idealismus einer lauteren Bildung wies der alten preußischen Tapferkeit und Treue neue Pflichten und Ziele, erstarkte selber in der Zucht des politischen Lebens zu opferfreudiger Tatkraft. Der Staat gab die kleinliche Vorliebe für das handgreiflich Nützliche auf; die Wissenschaft erkannte, daß sie des Vaterlandes bedurfte um menschlich wahr zu sein. Das alte harte kriegerische Preußentum und die Gedankenfülle der modernen deutschen Bildung fanden sich endlich zusammen um nicht wieder voneinander zu lassen. Diese Versöhnung zwischen den beiden schöpferischen Mächten unserer neuen Geschichte gibt den schweren Jahren, welche dem Tilsiter Frieden folgten, ihre historische Größe. In dieser Zeit des Leidens und der Selbstbesinnung haben sich alle die politischen Ideale zuerst gebildet, an deren Verwirklichung die deutsche Nation bis zum heutigen Tage arbeitet.

Nirgends hatte die Willkür des Eroberers grausamer gehaust als in Preußen; darum ward auch der große Sinn des Kampfes, der die Welt erschütterte, nirgends tiefer, bewußter, leidenschaftlicher empfunden als unter den deutschen Patrioten. Gegen die abenteuerlichen Pläne des napoleonischen Weltreichs erhob sich der Gedanke der Staatenfreiheit, derselbe Gedanke, für den einst der Neugründer des preußischen Staates gegen den vierzehnten Ludwig gefochten hatte. Den kosmopolitischen Lehren der bewaffneten Revolution trat die nationale Gesinnung, die Begeisterung für Vaterland, Volkstum und heimische Eigenart entgegen. Im Kampfe wider die erdrückende Staatsallmacht des Bonapartismus erwuchs eine neue lebendige Anschauung vom Staate, die in der freien Entfaltung der persönlichen Kraft den sittlichen Halt der Nationen sah. Die großen Gegensätze, die hier aufeinander stießen, spiegelten sich getreulich wider in den Personen der leitenden Männer. Dort jener eine Mann, der sich vermaß, er selber sei das Schicksal, aus ihm rede und

wirke die Natur der Dinge — der Übermächtige, der mit der Wucht seines herrischen Genius jeden anderen Willen erdrückte; tief unter ihm ein Dienergefolge von tapferen Landsknechten und brauchbaren Geschäftsmännern, aber fast kein einziger aufrechter Charakter, fast keiner, dessen inneres Leben sich über das platt Alltägliche erhob. Hier eine lange Schar ungewöhnlicher Menschen, scharf ausgeprägte, eigensinnige Naturen, jeder eine kleine Welt für sich selber voll deutschen Trotzes und deutscher Tadelsucht, jeder eines Biographen würdig, zu selbständig und gedankenreich, um kurzweg zu gehorchen, doch allesamt einig in dem glühenden Verlangen, die Freiheit und Ehre ihres geschändeten Vaterlandes wieder aufzurichten.

Einer aber stand in diesem Kreise nicht als Herrscher, doch als der Erste unter Gleichen, der Freiherr vom Stein, der Bahnbrecher des Zeitalters der Reformen. Das Schloß seiner Ahnen lag zu Nassau, mitten im buntesten Ländergemenge der Kleinstaaterei; von der Lahnbrücke im nahen Ems konnte der Knabe in die Gebiete von acht deutschen Fürsten und Herren zugleich hineinschauen. Dort wuchs er auf, in der freien Luft, unter der strengen Zucht eines stolzen, frommen, ehrenfesten altritterlichen Hauses, das sich allen Fürsten des Reiches gleich dünkte. Standen doch die Stammburgen der Häuser Stein und Nassau dicht beieinander auf demselben Felsen; warum sollte das alte Wappenschild mit den Rosen und den Balken weniger gelten als der sächsische Rautenkranz oder die württembergischen Hirschgeweihe? Der Gedanke der deutschen Einheit, zu dem die geborenen Untertanen erst auf den weiten Umwegen der historischen Bildung gelangten, war diesem stolzen reichsfreien Herrn in die Wiege gebunden. Er wußte es gar nicht anders: „ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besonderen Teile desselben angehöre, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Teile desselben von ganzem Herzen ergeben." Wenig berührt von der ästhetischen Begeisterung der Zeitgenossen versenkte sich sein tatkräftiger, auf das Wirkliche gerichteter Geist früh in die histo-

rischen Dinge. Alle die Wunder der vaterländischen Geschichte, von den Kohortenstürmern des Teutoburger Waldes bis herab zu Friedrichs Grenadieren standen lebendig vor seinen Blicken. Dem ganzen großen Deutschland, soweit die deutsche Zunge klingt, galt seine feurige Liebe. Keinen, der nur jemals von der Kraft und Großheit deutschen Wesens Kunde gegeben, schloß er von seinem Herzen aus; als er im Alter in seinem Nassau einen Turm erbaute zur Erinnerung an Deutschlands ruhmvolle Taten, hing er die Bilder von Friedrich dem Großen und Maria Theresia, von Scharnhorst und Wallenstein friedlich nebeneinander. Sein Ideal war das gewaltige deutsche Königtum der Sachsenkaiser; die neuen Teilstaaten, die sich seitdem über den Trümmern der Monarchie erhoben hatten, erschienen ihm samt und sonders nur als Gebilde der Willkür, heimischen Verrates, ausländischer Ränke, reif zur Vernichtung, sobald irgendwo und irgendwie die Majestät des alten rechtmäßigen Königtums wieder erstünde. Sein schonungsloser Freimut gegen die gekrönten Häupter entsprang nicht bloß der angeborenen Tapferkeit eines heldenhaften Gemütes, sondern auch dem Stolze des Reichsritters, der in allen diesen fürstlichen Herren nur pflichtvergessene, auf Kosten des Kaisertums bereicherte Standesgenossen sah und nicht begreifen wollte, warum man mit solchen Zaunkönigen so viel Umstände mache.

Er hatte die rheinischen Feldzüge in der Nähe beobachtet und die Überzeugung gewonnen, die er einmal der Kaiserin von Rußland vor versammeltem Hofe aussprach: das Volk sei treu und tüchtig, nur die Erbärmlichkeit seiner Fürsten verschulde Deutschlands Verderben. Er haßte die Fremdherrschaft mit der ganzen dämonischen Macht seiner naturwüchsigen Leidenschaft, die einmal ausbrechend unbändig wie ein Bergstrom dahinbrauste; doch nicht von der Wiederaufrichtung der verlebten alten Staatsgewalten noch von den künstlichen Gleichgewichtslehren der alten Diplomatie erwartete er das Heil Europas. Sein freier großer Sinn drang überall gradaus in den sittlichen Kern der Dinge. Mit dem Blick des Sehers erkannte er jetzt schon, wie Gneisenau,

die Grundzüge eines dauerhaften Neubaues der Staatengesellschaft. Das unnatürliche Übergewicht Frankreichs — so lautete sein Urteil — steht und fällt mit der Schwäche Deutschlands und Italiens; ein neues Gleichgewicht der Mächte kann nur erstehen, wenn jedes der beiden großen Völker Mitteleuropas zu einem kräftigen Staate vereinigt wird. Stein war der erste Staatsmann, der die treibende Kraft des neuen Jahrhunderts, den Drang nach nationaler Staatenbildung ahnend erkannte; erst zwei Menschenalter später sollte der Gang der Geschichte die Weissagungen des Genius rechtfertigen. Noch war sein Traum vom einigen Deutschland mehr eine hochherzige Schwärmerei als ein klarer politischer Gedanke; er wußte noch nicht, wie fremd Österreich dem modernen Leben der Nation geworden war, wollte in den Kämpfen um Schlesien nichts sehen als einen beklagenswerten Bürgerkrieg.

Immerhin hatte er schon in jungen Jahren die lebendige Macht des preußischen Staates erkannt und, weit abweichend von den Gewohnheiten des Reichsadels, sich in den Dienst der protestantischen Großmacht begeben. Wie ward ihm so wohl in der naturfrischen, den Körper stählenden Tätigkeit des Bergbaus, und nachher, da er als Kammerpräsident unter den freien Bauern und dem stolzen alteingesessenen Adel der westfälischen Lande eine zweite Heimat fand, bei Wind und Wetter immer selbst zur Stelle, um nach dem Rechten zu sehen, herrisch durchgreifend, rastlos anfeuernd, aber auch gütig und treuherzig, durch und durch praktisch, nicht minder besorgt um die Kühe der kleinen Kötter wie um die Wasserwege für die reichen Kohlenwerke — ein echter Edelmann, vornehm zugleich und leutselig, großartig in allem, ein kleiner König in seiner Provinz. Den Osten der Monarchie kannte er wenig. Der Rheinfranke konnte das landschaftliche Vorurteil gegen die dürftigen Kolonistenlande jenseits der Elbe lang nicht überwinden; er meinte in den ernsthaften verwitterten Zügen der brandenburgischen Bauern, die freilich die Spuren langer Not und Unfreiheit trugen, einen scheuen, bösen Wolfsblick zu erkennen, und mit dem naiven

Stolze des Reichsritters sah er auf das arme anspruchsvolle Junkertum der Marken herunter, das doch für Deutschlands neue Geschichte unvergleichlich mehr geleistet hatte als der gesamte Reichsadel. Sold zu nehmen und seinen steifen Nacken in das Joch des Dienstes zu schmiegen fiel dem Reichsfreiherrn von Haus aus schwer. Als er dann auf der roten Erde die noch lebensfähigen Überreste altgermanischer Gemeindefreiheit und altständischer Institutionen kennen lernte, als er die gemeinnützige Wirksamkeit der Landstände, der bäuerlichen Erbentage, der Stadträte und Kirchensynoden beobachtete und damit die formensteife Kleinmeisterei, die allfürsorgende Zudringlichkeit des königlichen Beamtentums verglich, da überkam ihn eine tiefe Verachtung gegen das Nichtige des toten Buchstabens und der Papiertätigkeit. Mit harten und oftmals ungerechten Worten schalt er auf die besoldeten, buchgelehrten, interesselosen, eigentumslosen Buralisten, die, es regne oder scheine die Sonne, ihren Gehalt aus der Staatskasse erheben und schreiben, schreiben, schreiben.

So in rüstigem Handeln, in lebendigem Verkehr mit allen Ständen des Volkes, bildete er sich nach und nach eine selbständige Ansicht vom Wesen politischer Freiheit, die sich zu den demokratischen Doktrinen der Revolution verhielt wie die deutsche zur französischen Staatsgesinnung. Adam Smiths Lehre von der freien Bewegung der wirtschaftlichen Kräfte hatte schon dem Jüngling einen tiefen Eindruck hinterlassen: nur lag dem deutschen Freiherrn nichts ferner, als jene Überschätzung der wirtschaftlichen Güter, worein die blinden Anhänger des Schotten verfielen, vielmehr bekannte er sich laut zu der friderizianischen Meinung, daß übermäßiger Reichtum das Verderben der Völker sei. Justus Mösers lebenswarme Erzählungen von der Bauernfreiheit der germanischen Urzeit ergriffen ihn lebhaft, das Studium der deutschen und der englischen Verfassungsgeschichte kam seiner politischen Bildung zustatten, und sicher hat die romantische Weltanschauung des Zeitalters, die allgemeine Schwärmerei für die ungebrochene Kraft jugendlichen Volkslebens unbewußt auch

auf ihn eingewirkt. Doch der eigentliche Quell seiner politischen Überzeugung war ein starker sittlicher Idealismus, der, mehr als der Freiherr selbst gestehen wollte, durch die harte Schule des preußischen Beamtendienstes gestählt worden war.

Die Verwaltungsordnung des ersten Friedrich Wilhelm hatte einst das dem öffentlichen Leben ganz entfremdete Volk in den Dienst des Staates hineingezwungen. Stein erkannte, daß die also Erzogenen nunmehr fähig waren unter der Aufsicht des Staates die Geschäfte von Kreis und Gemeinde selbst zu besorgen. Er wollte an die Stelle der verlebten alten Geburtsstände die Rechtsgleichheit der modernen bürgerlichen Gesellschaft setzen, aber nicht die unterschiedslose Masse souveräner Einzelmenschen, sondern eine neue gerechtere Gliederung der Gesellschaft, die den „Eigentümern", den Wohlhabenden und vornehmlich den Grundbesitzern, die Last des kommunalen Ehrendienstes auferlegte und ihnen dadurch erhöhte Macht gäbe — eine junge auf dem Gedanken der politischen Pflicht ruhende Aristokratie. Er dachte die Revolution mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, den Streit der Stände auszugleichen, die Idee des Einheitsstaates in der Verwaltungsordnung vollständig zu verwirklichen; doch mit der Tatkraft des Neuerers verband er eine tiefe Pietät für das historisch Gewordene, vor allem für die Macht der Krone. Eine Verfassung bilden, sagte er oft, heißt das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickeln. Er strebte von jenen künstlichen Zuständen der Bevormundung und des Zwanges, die sich einst aus dem Elend des Dreißigjährigen Krieges herausgebildet hatten, wieder zurück zu den einfachen und freien Anschauungen der deutschen Altvordern, denen der Waffendienst als das Ehrenrecht jedes freien Mannes, die Sorge für den Haushalt der Gemeinde als die natürliche Aufgabe des Bürgers und des Bauern erschien. Dem begehrlichen revolutionären Sinne, der von dem Staate unendliche Menschenrechte heischte, trat das strenge altpreußische Pflichtgefühl entgegen, dem dreisten Dilettantismus der Staatsphilosophen die Sach- und Menschenkenntnis eines gewiegten Verwaltungsbeamten, der aus den Erfahrungen des

Lebens die Einsicht gewonnen hatte, daß der Neubau des Staates von unten her beginnen muß, daß konstitutionelle Formen wertlos sind, wenn ihnen der Unterbau der freien Verwaltung fehlt.

Diese Gedanken, wie neu und kühn sie auch erschienen, ergaben sich doch notwendig aus der inneren Entwicklung, welche der preußische Staat seit der Vernichtung der alten Ständeherrschaft bis zum Erscheinen des Allgemeinen Landrechts durchlaufen hatte; sie berührten sich zugleich so nahe mit dem sittlichen Ernst der Kantischen Philosophie und dem wieder erwachenden historischen Sinne der deutschen Wissenschaft, daß sie uns Nachlebenden wie der politische Niederschlag der klassischen Zeit unserer Literatur erscheinen. Gleichzeitig, wie auf ein gegebenes Stichwort wurden sofort nach dem Untergange der alten Ordnung die nämlichen Ideen von den besten Männern des Schwertes und der Feder geäußert, von keinem freilich so umfassend und eigentümlich wie von Stein. In den Briefen und Denkschriften von Scharnhorst und Gneisenau, von Vincke und Niebuhr kehrt überall derselbe leitende Gedanke wieder: es gelte, die Nation zu selbständiger, verantwortlicher politischer Arbeit aufzurufen und ihr dadurch das Selbstvertrauen, den Mut und Opfermut der lebendigen Vaterlandsliebe zu erwecken. Ein geschlossenes System politischer Ideen aufzubauen lag nicht in der Weise dieser praktischen Staatsmänner; sie rühmten vielmehr als einen Vorzug des englischen Lebens, daß dort die politische Doktrin so wenig gelte. Und so war auch das einzige literarische Werk, das unter Steins Augen entstand, Vinckes Abhandlung über die britische Verwaltung der Betrachtung des Wirklichen zugewendet. Die kleine Schrift gab zum ersten Male ein getreues Bild von der Selbstverwaltung der englischen Grafschaften, die bisher neben der bewunderten Gewaltenteilung des konstitutionellen Musterstaates noch gar keine Beachtung gefunden hatte; sie enthielt zugleich eine so unzweideutige Kriegserklärung gegen die rheinbündisch-französische Bureaukratie, daß sie erst nach dem Sturze der napoleonischen Herrschaft gedruckt werden durfte. Darum ist den Zeitgenossen der ganze Tiefsinn der Staats-

gedanken Steins niemals recht zum Bewußtsein gekommen. Erst die Gegenwart erkennt, daß dieser stolze Mann mit der Idee des nationalen Staates auch den Gedanken der Selbstverwaltung, eine edlere, aus uralten unvergessenen Überlieferungen der germanischen Geschichte geschöpfte Auffassung der Volksfreiheit für das Festland gerettet hat. Jeder Fortschritt unseres politischen Lebens hat die Nation zu Steins Idealen zurückgeführt.

Es war der Schatten seiner Tugenden, daß er in den verschlungenen Wegen der auswärtigen Politik sich nicht zurecht fand und die unentbehrlichen Künste diplomatischer Verschlagenheit als niederträchtiges Finassieren verachtete. Ihm fehlte die List, die Behutsamkeit, die Gabe des Zauderns und Hinhaltens. Auf dem Gebiete der Verwaltung bewegte er sich mit vollendeter Sicherheit. Wenn aber eine Aussicht auf die Befreiung seines Vaterlandes sich zu eröffnen schien, so verließ ihn die besonnene Ruhe, und fortgerissen von dem wilden Ungestüm seiner patriotischen Begeisterung rechnete er dann leicht mit dem Unmöglichen.

Den Staat bedachtsam zwischen den Klippen hindurchzusteuern, bis der rechte Augenblick der Erhebung erschien, war diesem Helden des heiligen Zornes und der stürmischen Wahrhaftigkeit nicht gegeben. Doch niemand war wie er für die Aufgaben des politischen Reformators geboren. Der zerrütteten Monarchie wieder die Richtung auf hohe sittliche Ziele zu geben, ihre schlummernden herrlichen Kräfte durch den Weckruf eines feurigen Willens zu beleben — das vermochte nur Stein, denn keiner besaß wie er die fortreißende, überwältigende Macht der großen Persönlichkeit. Jedes unedle Wort verstummte, keine Beschönigung der Schwäche und der Selbstsucht wagte sich mehr heraus, wenn er seine schwerwiegenden Gedanken in markigem, altväterischem Deutsch aussprach, ganz kunstlos, volkstümlich derb, in jener wuchtigen Kürze, die dem Gedankenreichtum, der verhaltenen Leidenschaft des echten Germanen natürlich ist. Die Gemeinheit zitterte vor der Unbarmherzigkeit seines stachligen Spottes, vor den zermalmenden Schlägen seines Zornes. Wer

aber ein Mann war, ging immer leuchtenden Blicks und gehobenen Mutes von dem Glaubensstarken hinweg. Unauslöschlich prägte sich das Bild des Reichsfreiherrn in die Herzen der besten Männer Deutschlands: die gedrungene Gestalt mit dem breiten Nacken, den starken, wie für den Panzer geschaffenen Schultern; tiefe, funkelnde braune Augen unter dem mächtigen Gehäuse der Stirn, eine Eulennase über den schmalen, ausdrucksvoll belebten Lippen; jede Bewegung der großen Hände jäh, eckig, gebieterisch: ein Charakter wie aus dem hochgemuten sechzehnten Jahrhundert, der unwillkürlich an Dürers Bild vom Ritter Franz von Sickingen erinnerte — so geistvoll und so einfach, so tapfer unter den Menschen und so demütig vor Gott — der ganze Mann eine wunderbare Verbindung von Naturkraft und Bildung, Freisinn und Gerechtigkeit, von glühender Leidenschaft und billiger Erwägung — eine Natur, die mit ihrer Unfähigkeit zu jeder selbstischen Berechnung für Napoleon und die Genossen seines Glücks immer ein unbegreifliches Rätsel blieb. Er war der Mann der Lage; selbst seine Schwächen und einseitigen Ansichten entsprachen dem Bedürfnis des Augenblicks. Wenn er das Beamtentum und den kleinen Adel ungebührlich hart beurteilte, die Österreicher schlechtweg als Preußens deutsche Brüder ansah: um so besser für den Staat, der jetzt die adligen Privilegien, die Alleinherrschaft der Bureaukratie zerstören und alles was trennend zwischen den beiden deutschen Großmächten stand, hochherzig vergessen mußte.

Nach seinem vergeblichen Kampfe gegen die Kabinettsregierung und seiner schnöden Entlassung hatte Stein still in Nassau gelebt und dort schon in einer umfassenden Denkschrift einige Umrisse für die Neugestaltung des Staates aufgezeichnet. Da traf ihn die Kunde von dem unseligen Frieden und warf den Heißblütigen auf das Krankenbett. Bald darauf kam die Aufforderung zur Rückkehr. Er nahm an; jede Kränkung war vergessen; nach drei Tagen wurde sein Wille des Fiebers Herr. Am 30. September 1807 traf er in Memel ein, und der König legte vertrauensvoll die Leitung des gesamten Staatswesens in

die Hände des Ministers. Welch eine Lage! An seinem letzten Geburtstage hatte Friedrich Wilhelm, da die Räumung des Landes gar nicht beginnen wollte, in einem eigenhändigen Briefe dem Imperator geradezu die Frage gestellt, ob er Preußen zu vernichten beabsichtige. Napoleon blieb stumm, die Taten gaben die Antwort. Mitten im Frieden standen 160000 Franzosen in den Festungen und in großen Lagern, über das ganze Staatsgebiet verteilt, allein Ostpreußen ausgenommen. Der Kern der alten preußischen Armee, mehr als 15000 Mann, lag noch kriegsgefangen bei Nancy, und woher sollte die ausgeplünderte Monarchie Mittel nehmen für die Bildung eines neuen Heeres? An verfügbarem jährlichem Einkommen verblieben dem Staate noch 13½ Mill. Tlr., kaum zwei Drittel seiner früheren Einnahmen. Überall wo Napoleons Truppen standen, wurden die Staatseinkünfte, als ob der Krieg noch fortwährte, für Frankreich in Beschlag genommen, so daß der König nahezu nichts erhielt, Hunderte der auf halben Sold entlassenen Offiziere unbezahlt darben mußten. Die einst vielbeneidete Seehandlung hatte, wie die Bank, ihre Zahlungen eingestellt; ihre Obligationen sanken im Kurse bis auf 25. Die Tresorscheine fielen bis auf 27, da an die Einlösung nicht mehr zu denken war und die französischen Behörden das Papiergeld zu Wuchergeschäften mißbrauchten. Massen entwerteter Scheidemünzen strömten aus den abgetretenen Provinzen in das Land zurück, und die Franzosen ließen, um das Unheil zu vermehren, in der Berliner Münze noch für 3 Mill. Tlr. neues Kleingeld prägen. Der Staatskredit war so gänzlich vernichtet, daß eine Prämienanleihe von einer Million, in kleinen Scheinen zu 25 Tlr. ausgegeben, nach drei Jahren noch immer nicht vergriffen war. In der diplomatischen Welt galt Preußen kaum noch so viel wie eines der Königreiche des Rheinbundes; der holländische Gesandte, ein französischer Konsul und ein österreichischer Geschäftsträger bildeten im Jahre 1808 die gesamte Vertretung des Auslandes am Königsberger Hofe. Die französische Militärverwaltung unter Darus brutaler Leitung hauste im Frieden ärger als

im Kriege und jeder ihrer Übergriffe erfolgte auf Napoleons ausdrücklichen Befehl: eine Kontribution drängte die andere, und monatelang blieb es ein tiefes Geheimnis, wieviel der unersättliche Feind noch von dem erschöpften Lande fordern wolle. In Ost- und Westpreußen wurde zur Abtragung der Kriegslasten eine progressive Einkommensteuer, die bis zu 20 vom Hundert stieg, ausgeschrieben; ein keineswegs reicher Stettiner Kaufmann mußte in dem Jahre nach dem Frieden für Kontribution und Einquartierung mehr als 15 000 Taler zahlen.

Handel und Wandel stockten. Der britische Kaufmannsneid hatte den letzten Krieg rücksichtslos benutzt, um die stärkste Handelsmarine der Ostseeküsten zu zerstören. Als nachher der Krieg gegen Frankreich ausbrach, der Friede mit England noch nicht geschlossen war, sah sich die preußische Flagge gleichzeitig durch die britischen und die französischen Kreuzer bedroht. Dann kam der Jammer der Kontinentalsperre. Die Reederei der pommerschen Häfen verringerte sich in kurzer Zeit von 34 000 auf 20 000 Last. Die alten natürlichen Straßen des Welthandels lagen verödet; die baltischen Provinzen verloren, da ihnen gute Landstraßen noch fast gänzlich fehlten, den Absatzweg für ihren einzigen Exportartikel, das Getreide. Ein heilloser Schmuggelhandel führte von Gothenburg und Helgoland, dem neuen Klein-London, die Waren der Kolonien ins Land; andere Warenzüge kamen aus Malta und Korfu durch Bosnien und Ungarn. Der preußische Mittelstand konnte die Preise der gewohnten Genußmittel nicht mehr erschwingen; man trank Zichorienwasser, rauchte Huflattich und Nußblätter. Bettelhaftes Elend in jedem Haushalt, jedem Gewerb: die Königsberger Buchdrucker verlangten drei Wochen Frist, um ein sechs Bogen langes Gesetz zu drucken, weil sie nur für einen Bogen Satz hatten. Schön, der gewiegte Finanzmann, der sich gern seines altpreußischen Mutes rühmte, fand die Zustände so hoffnungslos, daß er schon vier Monate nach dem Frieden in einer Denkschrift ausführte: man müsse den Sieger durch die Abtretung des Magdeburgischen rechts

der Elbe und eines Teiles von Oberschlesien befriedigen, sonst gehe das Land durch den Steuerdruck zugrunde.

Alles erinnerte an jene jammervollen Zeiten, da einst die Wallensteiner in den Marken hausten und Georg Wilhelm als ein Fürst ohne Land in Königsberg weilte. Aber welche Saat von Liebe und Treue war während der sechs Menschenalter seitdem aufgegangen! Damals widersetzte sich der Königsberger Landtag in störrischem Trotze seinem Kurfürsten; jetzt standen Fürst und Volk zueinander wie eine große Familie. Das ärmliche Landhaus bei Memel und die düsteren Räume des alten Ordensschlosses in Königsberg wurden nicht leer von Besuchern, die ihrem Könige in seiner Not eine Freude bereiten, ein gutes Wort sagen wollten; zu der Taufe der neugeborenen Königstochter erschienen die Stände von Ostpreußen als Paten; an allen Läden hing das neue Bild, das den König in der häßlichen Uniform der Zeit inmitten seiner Kinder darstellte. Und wieviel königlicher als der Vater des Großen Kurfürsten wußte Friedrich Wilhelm sein hartes Los zu tragen. Eine tiefe Bitterkeit erfüllte ihm die Seele, mehr als je bedurfte er des herzlichen Zuspruchs seiner Gemahlin; er hatte Stunden, wo ihm zumute war, als ob nichts ihm gelänge, als ob er nur für das Unglück geboren sei. Als er im Königsberger Dome die Inschriften auf den Gräbern der preußischen Herzoge las, wählte er sich den Sinnspruch für sein hartes Leben: meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott! Doch diese Hoffnung hielt ihn aufrecht. Niemals wollte er sich überzeugen, daß die gemeinen Seelen aus der Familie Bonaparte, die jetzt Europas Kronen trugen, wirkliche Fürsten seien, daß dies mit allem seinem Ruhm und Glanz so windige, so schwindelhafte Abenteuer des napoleonischen Weltreichs in der vernünftigen Gotteswelt auf die Dauer bestehen könne. Niemals ließ er sich zu einer persönlichen Freundlichkeit gegen Napoleon herbei. Selbst Stein riet einmal, den Imperator durch Schmeichelei milder zu stimmen und ihn als Paten zur Taufe der neugeborenen Prinzessin zu laden. Aber der König wies den Gedanken weit von sich. Dagegen ging

er willig und ohne Vorbehalt auf die politischen Vorschläge seines großen Ministers ein. An Steins Gesetzen hatte er weit größeren Anteil, als die Zeitgenossen wußten. Vieles was sich jetzt vollendete, war ja nur die kühne Durchführung jener Reformgedanken, worüber der unentschlossene Fürst ein Jahrzehnt hindurch gebrütet hatte. Nur so werden die raschen, durchschlagenden Erfolge des einen kurzen Jahres der Steinschen Verwaltung verständlich.

Auch unter den Beamten fand der neue Minister willige Helfer. Ein Glück für ihn, daß er sein Reformwerk gerade auf ostpreußischem Boden beginnen mußte. Hier wurde die Unhaltbarkeit der alten ständischen Gliederung besonders lebhaft empfunden, da die Provinz in ihren Köllmern einen freien nichtadligen Grundbesitzerstand besaß; hier waren die Gebildeten, namentlich die Beamten, längst vertraut mit den freien sittlichen und politischen Anschauungen, welche die beiden wirksamsten Lehrer der Königsberger Hochschule, Kant und der soeben verstorbene Kraus, seit Jahren verbreitet hatten. Die meisten Gesetze Steins wurden in dem ostpreußischen Provinzialdepartement vorbereitet. An der Spitze dieser Behörde stand der Minister v. Schrötter, ein musterhafter Verwaltungsbeamter von erstaunlicher Tätigkeit, der sich in seinen hohen Jahren noch eine jugendliche Empfänglichkeit für neue Gedanken bewahrt hatte; unter ihm arbeiteten Friese und Wilckens. Ganz und gar von den Ideen Kants erfüllt war Schön, in mancher Hinsicht ein getreuer Vertreter des stolzen, freisinnigen, gedankenreichen ostpreußischen Wesens, freilich auch ein Doktrinär der unbedingten Freihandelslehre, zudem maßlos eitel, unfähig fremdes Verdienst bescheiden anzuerkennen und, ganz gegen die Art seines edlen Stammes, unwahrhaftig. Neben ihm wirkte Staegemann, ein hochgebildeter, kundiger Geschäftsmann von seltenem Fleiße und seltener Bescheidenheit, der seine treue Liebe zum preußischen Staate zuweilen in tief empfundenen ungelenken Gedichten aussprach, dann Niebuhr, der geniale Gelehrte, zu reizbar, zu abhängig von der Stimmung des Augenblicks, um sich leicht

in die gleichmäßige Tätigkeit der Bureaus zu finden, aber allen unschätzbar durch den unerschöpflichen Reichtum eines lebendigen Wissens, durch die Weite seines Blicks, durch den Adel einer hohen Leidenschaft; dann Nicolovius, ein tiefes, von der religiösen Strömung der Zeit im Innersten bewegtes Gemüt; dann Sack, Klewitz und viele andere, ein schöner Verein ungewöhnlicher Kräfte. Unter allen stand der westfälische Freiherr von Vincke den Anschauungen Steins am nächsten. Auch er hatte sich seine Ansicht vom Staate unter dem Adel und den Bauern der roten Erde gebildet, nur daß der geborene Preuße die Verdienste des Soldbeamtentums unbefangener anerkannte als der Reichsritter; er rechnete sich selber nicht zu den schöpferischen Köpfen, seine Stärke war die Ausführung, die rastlose Tätigkeit des Verwaltungsbeamten.

Hardenberg, der auf Napoleons Befehl zum zweiten Male das Ministerium hatte verlassen müssen, sendete aus Riga eine große Denkschrift über die Reorganisation des preußischen Staats, die er dort im Verein mit Altenstein ausgearbeitet. Sie berührte sich vielfach mit den Ideen des neuen Ministers, manche ihrer Vorschläge waren seinen Äußerungen wörtlich entlehnt — so der Gedanke einer Ständeversammlung für den gesamten Staat. Doch verriet sich auch hier schon jener feine und tiefe Gegensatz, welcher den Jünger der Aufklärung von Steins historischer Staatsanschauung immer getrennt hat. Hardenberg war zuerst Diplomat, in Verwaltungssachen bei weitem nicht so gründlich unterrichtet wie Stein, und nahm daher unbedenklich in seine Denkschrift einige allgemeine theoretische Sätze auf, wie sie Altenstein, der Freund Fichtes, liebte. Sein Reformplan war „nach der höchsten Idee des Staates" bemessen; in der Handelspolitik sollte ohne Einschränkung der Grundsatz des laisser faire gelten. Während Stein die Revolution von früh auf mit dem Mißtrauen des Aristokraten betrachtet hatte und nur einige ihrer probehaltigen Ergebnisse auf deutschen Boden verpflanzen wollte, war Hardenberg von den französischen Ideen ungleich stärker berührt worden. Er bezeichnete geradezu als das Ziel

der Reform: „demokratische Grundsätze in einer monarchischen Regierung,“ schloß sich im einzelnen eng an das Vorbild Frankreichs an, verlangte für das Heer die Konskription mit Stellvertretung, und die altpreußischen Ehrenämter der Landräte hätte er gern durch bureaukratische Kreisdirektoren verdrängt. Von der Selbstverwaltung der Gemeinde sprach er gar nicht. Gemeinsam war beiden Staatsmännern die sittliche Hoheit der Staatsgesinnung. Beide wollten, wie Altensteins Entwurf sich ausdrückte, „eine Revolution im guten Sinne, geradehin führend zu dem großen Zwecke der Veredlung der Menschheit;“ beide wußten, daß Frankreich nur „eine untergeordnete, auf bloße Kraftäußerung gerichtete Tendenz“ verfolge, und forderten von dem verjüngten deutschen Staate, daß er Religion, Kunst und Wissenschaft, alle idealen Bestrebungen des Menschengeschlechts um ihrer selbst willen beschütze und also durch sittliche Kräfte sich den Sieg über die feindliche Übermacht sichere.

Stein besaß in hohem Maße die dem Staatsmanne unentbehrliche Kunst, die Gedanken anderer zu benutzen. Alle die Vorschläge, die ihm aus den Kreisen des Beamtentums entgegengebracht wurden, ließ er auf sich wirken, doch seine letzten Entschließungen faßte er stets nach eigenem Ermessen. Dann stellte er die leitenden Gedanken in großen Zügen fest, überließ die Ausarbeitung den Räten und trat erst wieder ein, wenn es galt das vollendete Werk gegen Zweifel und Widerspruch durchzusetzen. Als er in Memel eintraf, fand er bereits einen Entwurf vor für die Aufhebung der Erbuntertänigkeit in Ost- und Westpreußen. Schön, Staegemann und Klewitz hatten den Plan, auf Befehl des Königs, ausgearbeitet und sich namentlich darauf berufen, daß in dem benachbarten Herzogtum Warschau die Beseitigung der Leibeigenschaft bevorstehe. Der Minister gab dem Gesetze sofort einen größeren Sinn, verlangte die Ausdehnung der Reform auf das gesamte Staatsgebiet. Seit er politisch zu denken vermochte, hatte er die Unfreiheit des Landvolks als den Fluch unseres Nordostens betrachtet; jetzt schien es ihm an der Zeit, dies uralte Leiden endlich zu heilen, mit

einem kühnen Schritte das Ziel zu erreichen, worauf die Gesetze der Hohenzollern seit Friedrich Wilhelm I. immer mit halbem Erfolge hingearbeitet hatten. Der König stimmte freudig zu; die tapfere Zuversicht des Ministers erweckte ihm den Mut ernstlich zu wollen was er sein Lebelang nur gehofft und gewünscht. So erschien denn am 9. Oktober 1807 das Edikt über den erleichterten Besitz und den freien Gebrauch des Grundeigentums — die Habeas-Korpus-Akte Preußens, wie Schön sagte. In anspruchslosen Formen ward eine tiefgreifende soziale Revolution vollzogen: etwa zwei Drittel der Bevölkerung des Staates gewannen die unbeschränkte persönliche Freiheit, am Martinitage 1810 sollte es nur noch freie Leute in Preußen geben. Dasselbe Gesetz vernichtete mit einem Schlage die ständische Ordnung des friderizianischen Staates. Der Edelmann erhielt das Recht, ein Bauer zu werden und bürgerliche Gewerbe zu treiben — ein Recht, das zugleich als Ersatz galt für die bisherige Bevorzugung des Adels in der Armee. Jede Art von Grundbesitz und Geschäftsbetrieb war fortan jedem Preußen zugänglich.

Aber Stein war nicht gewillt, die alten volksfreundlichen Grundsätze der Monarchie preiszugeben und unter dem Vorwande des freien Wettbewerbs die Vernichtung des kleinen Grundbesitzes zu erlauben; ein freier kräftiger Bauernstand erschien ihm als die festeste Stütze des Staates, als der Kern der Wehrkraft. Darum wurde den Rittergutsbesitzern das Auskaufen der Bauergüter nur unter Beschränkungen und mit Zustimmung der Staatsbehörden. gestattet. Und während Schön, getreu den Dogmen der englischen Freihandelsschule, den Untergang der alten landsässigen Geschlechter als eine unabänderliche wirtschaftliche Notwendigkeit hinnehmen wollte, griff Stein den verschuldeten Großgrundbesitzern mit einem General-Indult unter die Arme. So gelang es, dem Landadel über die nächste schwere Zeit hinwegzuhelfen, die Mehrzahl der Rittergüter ihren alten Besitzern zu erhalten. Ebenso maßvoll bei aller Kühnheit war auch das neue Edikt, das den Einsassen der Domänen in Ost- und

Westpreußen, etwa 47 000 bäuerlichen Familien, das freie Eigentum verlieh; sie sollten befugt sein, drei Viertel der auf ihren Gütern haftenden Dienste und Abgaben binnen vierundzwanzig Jahren durch Geldzahlungen abzulösen. Ein Viertel blieb als unablösliche Kontribution fortbestehen: Stein verwarf die vollständige Beseitigung aller dinglichen Lasten der Bauerngüter als eine allzu radikale Störung der gewohnten Besitzverhältnisse. Daran schloß sich die Aufhebung des Mühlenzwanges, der Zünfte und Verkaufsmonopolien für Bäcker, Schlächter und Höker. Verwandlung aller Dienste und Naturalabgaben in Geldzahlungen, Beseitigung der Zwangs- und Bannrechte, der Servituten, der Gemeinheiten war das Ziel, dem der Gesetzgeber zustrebte; das freie Privateigentum sollte überall zu seinem Rechte kommen. In scharfem Gegensatze zu dem friderizianischen Systeme der monarchischen Arbeitsorganisation wollten die neuen Gesetze „alles entfernen, was den einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erwerben, den er nach dem Maße seiner Kräfte zu erreichen fähig war.“ Die nach Steins Abgang erlassene Instruktion an die Verwaltungsbehörden sagte kurzab — in der Form sicherlich etwas abstrakter als Stein selbst geschrieben hätte —: die Gewerbe sollten ihrem natürlichen Gange überlassen bleiben; es sei nicht notwendig den Handel zu begünstigen, er müsse nur nicht erschwert werden.

Im Auslande wurde der mächtige Umschwung, der das alte Preußen in seinen sozialen Grundfesten erschütterte, kaum beachtet. Die bewegte Zeit hatte der radikalen Neuerungen genug erlebt, und wie viele, die mit größerem Lärm begannen, waren im Sande verlaufen. Die Franzosen spotteten, wie bedachtsam man in Königsberg den Spuren der großen Revolution folge. In Preußen selbst empfand man um so lebhafter, wie tief die neue Gesetzgebung in alle Lebensverhältnisse einschnitt. Das gebildete Bürgertum begrüßte die Befreiung des Landvolks mit Freuden; in Breslau wurden die Taten des königlichen Reformators auf der Bühne verherrlicht. Aber der kurmärkische Adel, der tapfere Marwitz voran, zürnte auf den dreisten Aus-

länder, der mit seiner fränkischen und ostpreußischen Beamtenschule das alte gute brandenburgische Wesen zerstöre. Unerhört erschien außer dem revolutionären Inhalt auch die jakobinische Sprache der Steinschen Gesetze, die nach dem alten Brauche des Absolutismus in ausführlichen Erläuterungen die Absichten des Monarchen dem Volke zu erklären suchten und sich dabei wiederholt auf das Wohl des Staates, auf die Fortschritte des Zeitgeistes beriefen. Und nun gar die den märkischen Junkern ganz unbekannte Menschenklasse der „Landbewohner", die man am grünen Tische erfunden hatte! In der Priegnitz rotteten sich sogar die Bauern zusammen, tobend gegen „die neue Freiheit", und der König mußte seine gelben Reiter wider sie aussenden. Auf der Junkergasse zu Königsberg tagte der Perponchersche Klub, würdige Herren vom Hofe, vom Landadel, von der Armee, allesamt tief entrüstet über „das Natterngezücht" der Reformer. Niemand dort schalt grimmiger als General York: der sah die alte strenge Zucht aus der Welt verschwinden, sah die Zeit gekommen, wo jeder Fähnrich an seinem Obersten zum Marquis Posa werden wollte. Selbst Gneisenau konnte der Kühnheit des Ministers nicht folgen, er meinte den Untergang des großen Grundbesitzes vor Augen zu schauen, bis ihn die Erfahrung eines Besseren belehrte. Einige der wackersten Männer aus den alten ostpreußischen Geschlechtern der Dohna, der Auerswald, der Finkenstein beschworen den König in einer Eingabe, die Rechte des Adels zu schützen, ihm mindestens die Befreiung vom Kriegsdienste und die Patrimonialgerichte zu erhalten. Auch berechtigte Beschwerden blieben nicht aus; denn obwohl der Gesetzgeber seine Hauptgedanken überall mit geschäftlicher Klarheit und Bestimmtheit aussprach, so waren doch im einzelnen, bei der Eile der Arbeit, manche Unklarheiten und Widersprüche mit untergelaufen. Aber das Ansehen des Königlichen Befehls stand ebenso fest wie das Vertrauen zu der Rechtschaffenheit Friedrich Wilhelms. Daß dieser Fürst ein offenbares Unrecht gebieten könne, wollten doch selbst die Unzufriedenen nicht glauben. Die Reform ging ihren Gang. Wieder, wie so oft schon, wurde eine Tat

der Befreiung dem preußischen Volke durch den Willen seiner Krone auferlegt.

Die zweite große Aufgabe, welche Stein sich stellte, war die Vollendung der Staatseinheit. Er hatte aus den Verhandlungen der Pariser Nationalversammlung die Notwendigkeit eines zentralisierten Kassenwesens, aus der Verwaltungsorganisation des ersten Konsuls die Vorzüge einer übersichtlichen Einteilung der Staatsgeschäfte kennen gelernt und schon vor dem Kriege die Einsetzung von Fachministern für den gesamten Staat empfohlen. Das wunderliche Nebeneinander von Provinzial- und Fachministern, die Vermischung des Realsystems mit dem Provinzialsysteme genügte nicht mehr für die Bedürfnisse der schlagfertigen modernen Verwaltung. War doch die ängstliche Schonung der landschaftlichen Eigentümlichkeiten während der letzten Jahrzehnte so weit getrieben worden, daß die Beamten der alten Schule die preußische Monarchie geradezu einen Föderativstaat nennen konnten. Bei näherer Prüfung ergab sich indes, wie gesund und lebensfähig die Verwaltungsordnung Friedrich Wilhelms I. noch immer war. Nun man sich anschickte sein Werk weiterzuführen, lernte man den sicheren Blick des alten gestrengen Organisators erst völlig würdigen; Schön pries ihn gern als Preußens größten inneren König. Nicht ein Umsturz, nur die Fortbildung und Vereinfachung der alten Institutionen wurde beschlossen. Das Gesetz vom 16. Dezember 1808 über die veränderte Verfassung der obersten Staatsbehörden stellte fünf Fachminister, für das Innere, die Finanzen, das Auswärtige, den Krieg und die Justiz, an die Spitze der gesamten Staatsverwaltung, vereinigte die alten Generalkassen zu einer General-Staatskasse unter der Leitung des Finanzministers. Stein sah voraus, wie gefährlich die ungeheure Macht jener fünf Männer werden konnte; er beabsichtigte daher als höchste Behörde der Monarchie einen Staatsrat zu bilden, der alle hervorragenden Kräfte des Staatsdienstes, auch die Minister selbst, in sich vereinigen, die Gesetzentwürfe beraten, die großen Streitfragen des öffentlichen Rechts entscheiden sollte. Aber dieser

Teil seiner Entwürfe blieb unter seinen Nachfolgern unausgeführt.

Durch die Einsetzung der Fachminister war das Generaldirektorium beseitigt. Dagegen blieben die altbewährten Kriegs- und Domänenkammern unter dem neuen Namen: Regierungen bestehen. Man trennte Rechtspflege und Verwaltung vollständig, nahm den Regierungen die Gerichtsgeschäfte der alten Kammern; man säuberte sie von unbrauchbaren Mitgliedern, wie denn Stein überall die tatsächliche Unabsetzbarkeit des alten Beamtentums bekämpfte und der Krone das Recht vorbehielt, die Verwaltungsbeamten nach Belieben zu entlassen; man erleichterte den Geschäftsgang, gab den Präsidenten und den Dezernenten für die einzelnen Fächer größere Selbständigkeit. Jedoch die Vorzüge des deutschen Kollegialsystems, Unparteilichkeit und sorgsame Berücksichtigung aller Verhältnisse des einzelnen Falls, standen in Steins Augen zu hoch, als daß er sie gegen die raschere Beweglichkeit der bureaukratischen Präfekten-Verwaltung hingegeben hätte. Die Mittelstellen der preußischen Verwaltung blieben Kollegien und haben in dieser Gestalt noch durch zwei Menschenalter ersprießlich gewirkt. Statt des leeren Schaugepränges der Generalräte, die den napoleonischen Präfekten mit unmaßgeblichem Beirat zur Seite standen, verlangte der deutsche Staatsmann vielmehr eine tätige, regelmäßige Teilnahme der Nation an den Geschäften der Verwaltung; dann ströme den Männern am grünen Tische ein aus der Fülle der Natur genommener Reichtum von Ansichten und Gefühlen zu, und im Volke belebe sich der Sinn für Vaterland, Selbständigkeit, Nationalehre.

Doch wie diese verwaltende Tätigkeit der Regierten einfügen in die festgeordnete Hierarchie des Soldbeamtentums? Einzelne Verwaltungsgeschäfte den Landtagen zu übertragen verbot sich von selbst; der Nepotismus, die Schwerfälligkeit, die Händelsucht der alten landständischen Ausschüsse standen noch in allzu üblem Andenken. Daher kamen Stein und Hardenberg beide auf den sonderbaren Einfall, in jede Regierung, immer auf drei Jahre,

neun von den Landständen vorgeschlagene Repräsentanten zu berufen, die mit vollem Stimmrecht an allen Arbeiten der Behörde sich beteiligen sollten. Der Gedanke zeigt deutlich, wie gründlich man mit den alten Anschauungen bureaukratischer Selbstgerechtigkeit gebrochen hatte; doch er war verfehlt. Die neue Einrichtung trat nur in Ostpreußen ins Leben; überall sonst zeigten die Landstände geringe Neigung, die Tagegelder für die Notabeln aufzubringen. Die ostpreußischen Repräsentanten fühlten sich bald sehr einsam unter der Überzahl ihrer bureaukratischen Amtsgenossen, sie standen wie Dilettanten unter Fachmännern; die vom Lande wollten nicht so lange im Bureau aushalten; die Tagegelder blieben aus, der Eifer erkaltete rasch, und im Jahre 1812 wurde der verunglückte Versuch aufgegeben. Auch das neue Amt der Oberpräsidenten bewährte sich vorerst nur wenig. Während das revolutionäre Frankreich seine alten Provinzen in ohnmächtige Departements zerschlug, wollte Stein, in bewußtem Gegensatze, die schwachen Regierungsbezirke zu großen lebensfähigen Provinzen vereinigen. Drei Oberpräsidenten, für Schlesien, für die altpreußischen, für die märkisch-pommerschen Lande, erhielten die Oberaufsicht über die Regierungen, nicht als eine Zwischeninstanz, sondern als ständige Kommissare des Ministeriums und als Vertreter der gemeinsamen Interessen ihrer Provinz. Die Institution war offenbar auf die weiten Verhältnisse eines Großstaates berechnet. In der Enge der verkleinerten Monarchie bewirkte sie nur die Erschwerung der Geschäfte, und erst nach der Wiederherstellung der preußischen Großmacht hat sie sich als segensreich erwiesen.

Steins soziale Reformen und die Befestigung der Staatseinheit gingen hervor aus der selbständigen, eigentümlichen Durchbildung von Gedanken, welche seit dem Ausbruche der Revolution in der Luft lagen und allen hellen Köpfen des preußischen Beamtentums als ein Gemeingut angehörten. Eine durchaus schöpferische Tat, das freie Werk seines Genius, war dagegen die Städte-Ordnung vom 19. November 1808. Als die letzte und höchste Aufgabe seines politischen Wirkens erschien ihm die

Erhebung der Nation aus der dumpfen Enge ihres häuslichen Lebens; er sah sie in Gefahr, der Sinnlichkeit zu verfallen oder den spekulativen Wissenschaften einen übertriebenen Wert beizulegen, und wollte sie erziehen zu gemeinnütziger Tätigkeit, zu kräftigem Handeln. Ein glücklicher praktischer Blick hieß ihn sein Werk bei den Städten beginnen. Erst wenn unter der gebildeten städtischen Bevölkerung wieder ein selbständiges Gemeindeleben erwacht war, konnten den rohen, soeben erst der Erbuntertänigkeit entwachsenen Bauern, die ihren Grundherren noch voll Grolles gegenüberstanden, die Rechte und Pflichten der Selbstverwaltung auferlegt werden. An der Ausarbeitung des Gesetzes hatte Wilckens den größten Anteil. Die Städte erhielten die selbständige Verwaltung ihres Haushalts, ihres Armen- und Schulwesens und sollten auf Verlangen des Staates in seinem Namen auch die Geschäfte der Polizei besorgen. Sie wurden gegenüber der Staatsgewalt fast ganz unabhängig gestellt und sogar mit dem Rechte der Autonomie in Steuersachen ausgestattet, einem Rechte, dessen gemeinschädliche Wirkungen noch niemand ahnte. Die alten buntscheckigen Abstufungen des Bürgerrechts fielen hinweg, wie die Vorrechte der Zünfte. Die Einwohner der Städte zerfielen nur noch in zwei Klassen, Bürger und Schutzverwandte. Wer das leicht zu erwerbende Bürgerrecht erlangt hatte, war verbunden zur Übernahme aller Gemeindeämter; denn war die Freiheit des Eigentums ein leitender Gedanke der Steinschen Gesetze, so nicht minder der Grundsatz, daß der Eigentümer dem Gemeinwesen zum Dienst verpflichtet sei. Ein erwählter Magistrat, aus unbesoldeten und wenigen besoldeten Mitgliedern zusammengesetzt, und eine von der gesamten Bürgerschaft nach Bezirken gewählte Stadtverordnetenversammlung leiteten die städtische Verwaltung. So ward endlich gebrochen mit der zweihundertjährigen Verkümmerung des deutschen Kommunallebens.

Die Reform erscheint um so bewunderungswürdiger in ihrer einfachen Klarheit und Zweckmäßigkeit, da Stein nirgends in Europa ein Vorbild fand. Die verwahrlosten englischen Stadt-

verfassungen konnten ihm ebensowenig zum Muster dienen wie die Patrizierherrschaft in seinen geliebten westfälischen Städten. Nun erst gab es in Deutschland moderne Gemeinden — unabhängige Korporationen, die doch zugleich als zuverlässige Organe den Willen der Staatsgewalt vollstreckten, der Aufsicht der Regierungen unterworfen blieben. Bisher war ein Teil der Städte jeder Selbständigkeit beraubt gewesen. Andere hatten, wie die Grundherrschaften des flachen Landes, kleine Staaten im Staate gebildet mit patrimonialer Gerichtsbarkeit und Polizei, und wie oft waren die Gebote des Königs an „Unsere Vasallen, Amtleute, Magistrate und liebe Getreue" durch den passiven Widerstand dieser altständischen Kommunalherrschaften zuschanden geworden. Jetzt endlich erhielt die Staatsverwaltung in dem Städtewesen einen kräftigen Unterbau, der ihrem eigenen staatlichen Charakter entsprach.

Auch diese Reform mußte der Nation durch den Befehl des Königs aufgezwungen werden. Der märkische Adel und die alte Schule des Beamtentums klagten über die republikanischen Grundsätze der Städteordnung. Welch ein Entsetzen in diesen Kreisen, als man erfuhr, daß einer der ersten Staatsbeamten, der Präsident von Gerlach, die Wahl zum Oberbürgermeister von Berlin angenommen habe! Der ermattete Gemeinsinn des Bürgertums zeigte anfangs geringe Neigung für den erzwungenen Ehrendienst; auch entdeckte man bald, daß jede Selbstverwaltung teuer ist, während Stein und seine Freunde vielmehr eine Verminderung der Kosten erwartet hatten. Die von Friedrich Wilhelm I. regulierten, an strenge Haushaltung gewöhnten Städte fanden sich meist williger in die neue Ordnung als die alten Kommunen, die noch das Vetterschaftswesen selbstherrlicher Magistrate sich bewahrt hatten. Das rechte Verständnis für den Segen ihrer Freiheit erwachte den Bürgern jedoch erst während der Befreiungskriege, als die Staatsbehörden fast überall ihre Arbeit einstellten und jede Stadt sich selber helfen mußte. Seitdem erst kam unserem Städtewesen eine zweite Blütezeit, minder glänzend aber nicht weniger ehrenreich als die große Epoche der

Hansa; das Schulwesen, die Armenpflege, die gemeinnützigen Stiftungen des deutschen Bürgertums versuchten wieder zu wetteifern mit der älteren und reicheren städtischen Kultur der Romanen. Wie der erste Friedrich Wilhelm das moderne deutsche Verwaltungsbeamtentum geschaffen hatte, so wurde Steins Städteordnung der Ausgangspunkt für die deutsche Selbstverwaltung. Auf ihr fußten alle die neuen Gemeindegesetze, welche durch zwei Menschenalter, solange der Parlamentarismus noch unreif und unfertig dastand, den bewährtesten, den bestgesicherten Teil deutscher Volksfreiheit gebildet haben. Durch Steins Reformen wurde der lebendige Gemeinsinn, die Freude am verantwortlichen politischen Handeln wieder im deutschen Bürgertum erweckt. Ihnen danken wir, daß der deutsche konstitutionelle Staat heute auf festem Boden steht, daß unsere Anschauung vom Wesen der politischen Freiheit, so oft wir auch irrten, doch nie so leer und schablonenhaft wurde wie die Doktrinen der französischen Revolution.

Durch die Verluste des Tilsiter Friedens war Preußen wieder wesentlich ein Ackerbauland geworden. Darum dachte Stein der Städteordnung sobald als möglich eine Landgemeindeordnung folgen zu lassen. Ein von Schrötter und dem Ostpreußischen Provinzialdepartement verfaßter Entwurf lag bereits vollendet vor. Stein verlangte freie Landgemeinden mit Schulzen und Dorfgerichten. Die letzten und stärksten Stützen der altständischen Gesellschaftsordnung, die gutsherrliche Polizei und die Patrimonialgerichtsbarkeit, mußten fallen, denn Regierung könne nur von der höchsten Gewalt ausgehen. An dem althistorischen Charakter des Landratsamtes änderten Steins Pläne nichts; der Landrat sollte wie bisher ein Staatsdiener sein, aber zugleich ein gering besoldeter Ehrenbeamter, ein Grundbesitzer aus dem Kreise selbst, der Vertrauensmann der Kreiseingesessenen. Nur der Umfang der Kreise schien dem erfahrenen Auge des Ministers zu groß für die Kräfte eines Mannes, und er erwog bereits mit seinem Freunde Vincke die Anstellung mehrerer Landräte in jedem Kreise; sie sollten wie die englischen Friedensrichter von

Zeit zu Zeit in Quarter-Sessionen zusammentreten. Neben dem Landrate ein Kreistag aus sämtlichen Rittergutsbesitzern und einigen Abgeordneten der Städte und Dörfer. Die starke Vertretung des großen Grundbesitzes gebot sich von selbst in einem Augenblicke, da jedermann noch bezweifelte, ob der rohe „Rustikalstand", die kaum erst freigewordenen Bauern überhaupt fähig seien, den Kreistag zu beschicken. Auch für diese Reform hatte der unermüdliche Schrötter schon einen ausführlichen Plan entworfen, der im wesentlichen von denselben Grundsätzen ausging wie späterhin die Kreisordnung von 1872.

Den Oberpräsidenten wollte Stein Provinziallandtage an die Seite stellen, damit die Eigenart und die Sonderinteressen der großen Landschaften innerhalb der Staatseinheit zu ihrem Rechte kämen. Er rühmte sich gern, sein Verfassungsplan sei auf freies Eigentum gegründet, gebe das Wahlrecht allen „Eigentümern" — und dies bedeutete in seinem Munde ausschließlich oder doch überwiegend: die Grundbesitzer in Stadt und Land. Mit verwegener Hand hatte er die rechtlichen Schranken zwischen den alten Ständen niedergerissen, es gab in Preußen keine Geburtsstände mehr; jedoch über die tatsächlich noch vorhandenen, im Volksbewußtsein noch lebendigen Unterschiede der Berufsstände und Interessengruppen wollte er nicht leichtfertig hinweggehen. Darum forderte er ständische Wahlen für die Provinziallandtage, dergestalt, daß Ritterschaft, Städte, Bauerschaft für sich ihre Vertreter ernennen sollten, und verwarf die Vorschläge seines schlesischen Freundes Rhediger, die von der alten ständischen Gliederung gänzlich absahen. Ihm war es genug, wenn die Gesamtheit der Stadtbürger und der Bauern ständische Vertretung erhielt, während an den altständischen Landtagen nur einige bevorrechtigte Immediatstädte und von den Bauern allein die ostpreußischen Köllmer teilgenommen hatten. Ein erster Schritt nach diesem Ziele hin geschah noch unter seiner Verwaltung. Ostpreußen erhielt, damit „die Regierung durch die allgemeine Intelligenz unterstützt werde", eine neue Landschaftsordnung, die den Köll-

mern gleiches Recht mit den Edelleuten und Zutritt zu den landständischen Ausschüssen gewährte.

Über diesen neuen Provinzialständen sollten endlich die preußischen Reichsstände stehen, als eine Stütze für die Krone, als das unumgängliche Mittel, den Nationalgeist zu erwecken und zu beleben. Der alte Absolutismus fühlte in diesen wilden Zeiten überall seine eigene Ohnmacht. Als die Bedrängnis des Staatshaushalts den Verkauf der Domänen gebot, wollte der König die Verantwortung für einen so gewagten Schritt nicht allein auf sich nehmen; er ließ daher das neue Hausgesetz über die Veräußerung der Domänen den Ständen aller Provinzen — in Schlesien, das keine Stände hatte, den Vertretern der Pfandbriefsinstitute und einiger Städte — zur Mitunterzeichnung vorlegen, obgleich er ausdrücklich erklärte, daß er dazu nicht verpflichtet sei. Ein solcher Zustand der Unsicherheit des öffentlichen Rechts durfte nicht dauern. Stein trug sich mit dem Plane einer großen Steuerreform, er wollte brechen mit der ängstlichen hausväterlichen Sparsamkeit, welche die Ausgaben nach den Einnahmen bemaß, und auch in Preußen den kühnen Grundsatz einführen, der für jede Finanzwirtschaft großen Stiles gilt, daß die Einnahmen sich nach den Ausgaben richten sollen. Für diese Reform und für alle die anderen Opfer, die er sonst noch der wiedererstehenden Nation zudachte, schien ihm der Beistand einer reichsständischen Versammlung unentbehrlich; nur müsse sie vorläufig, wegen der Unreife des Volks, auf das Recht der Beratung beschränkt bleiben.

So im wesentlichen Steins Entwürfe für eine Reform an Haupt und Gliedern — das Größte und Kühnste, was der politische Idealismus der Deutschen je gedacht hatte. Durch ähnliche Pläne hatte einst Turgot die nahende Revolution abzuwenden gehofft, doch der Entwurf des deutschen Staatsmannes überbot die Gedanken des Franzosen weitaus in seiner bescheidenen Größe, seiner folgerechten Bestimmtheit, seiner Schonung für den historischen Bestand. Der König war mit allem einverstanden, am wenigsten mit der Berufung der Reichsstände. Nicht als ob

er die Beschränkung seiner Macht gefürchtet hätte; doch der Lärm der Debatte, die Leidenschaft des parlamentarischen Kampfes, die Notwendigkeit, selber öffentlich aufzutreten, war seiner Schüchternheit peinlich. Aufgewachsen in den Überlieferungen eines milden Absolutismus, voll Widerwillens gegen die Sünden der Revolution, konnte er von der Unentbehrlichkeit des Repräsentativsystems sich noch nicht vollständig überzeugen. In der Tat schien es fraglich, ob die Reichsstände, bei dem kläglichen Zustande der politischen Bildung, nicht eher hemmend als fördernd wirken würden. Von dem Adel, der doch nach Steins Entwürfen das mächtigste Glied des Vereinigten Landtags bilden sollte, stand die freie Zustimmung zu einem gerechteren Steuersysteme und zu den anderen Neuerungsplänen des Ministers schwerlich zu erwarten. Auch die Städter und die Bauern bewiesen nur zu oft, wie wenig sie den Reformgedanken der Krone zu folgen vermochten.

Wenn aber Steins gewaltiger Wille am Ruder blieb, wenn die Reform, wie er plante, schrittweis vorging, wenn zunächst durch die Aufhebung der gutsherrlichen Polizei die Herrenstellung des Adels auf dem flachen Lande zerstört wurde und dann über den befreiten Gemeinden die Kreistage und die Provinziallandtage sich erhoben, so durfte er hoffen, den König zu der Erkenntnis zu bringen, daß die Berufung einer reichsständischen Versammlung um der Staatseinheit willen geboten sei als ein Gegengewicht gegen die zentrifugalen Kräfte der Provinzialstände. Und so konnte durch den freien Entschluß der Krone der Übergang von der absoluten Monarchie zum Repräsentativsystem vollzogen, dem preußischen Staate vielleicht ein Menschenalter tastender Versuche erspart werden. Stein baute auf die wachsende Einsicht in dem treuen, gutherzigen Volke. Die tiefe Kluft, welche die überfeinerte, weltfremde Bildung der Gelehrten von der gründlichen Roheit der Massen trennte, entging seinem Blicke nicht; er dachte sie zu überbrücken durch die Neugestaltung des Unterrichtswesens, und nur sein plötzlicher Sturz ließ diese Pläne nicht zur Reife kommen. Daß auch dieser Zweig der inneren

Verwaltung seinem freien, umfassenden Geiste nicht fremd war, hatte er schon vor Jahren in Münster bewiesen, als er dort den Jesuitismus auf der Hochschule bekämpfte und an der erstarrten Universität ein neues Leben erweckte. —

Hand in Hand mit der Verwaltungsreform ging die Neugestaltung des Heeres, ebenfalls unter Steins persönlicher Teilnahme. Der König selbst gab den ersten Anstoß. Auf diesem seinem eigensten Gebiete behielt er immer die unmittelbare Leitung in der Hand, zeigte stets treffendes Urteil und eindringende Sachkenntnis. Schon im Juli 1807 berief er Scharnhorst zum Vorsitzenden einer Kommission für die Reorganisation der Armee und legte ihr eine eigenhändige Denkschrift vor, worin er alle die wunden Stellen des Heerwesens mit sicherem Griffe heraushob, die Mittel der Heilung richtig angab. Zu Scharnhorst aber gesellte sich eine Schar jüngerer Talente, die, wie er, der gesamten geistigen Arbeit der Zeit mit lebendigem Verständnis folgten, staatsmännische Köpfe, die das Heer als eine Schule des Volks, die Kriegskunde als einen Zweig der Politik betrachteten. Ihr stilles Wirken hat nicht nur die Waffen geschliffen für den Kampf der Befreiung, sondern auch die preußische Armee wieder in Einklang gebracht mit der neuen Kultur, dem deutschen Heerwesen für alle Zukunft den Charakter ernster Bildung, geistiger Frische und Rührigkeit aufgeprägt.

Eine merkwürdige, instinktive Übereinstimmung der sittlichen und politischen Überzeugungen verband diese Offiziere von Haus aus mit dem leitenden Staatsmanne. Klang es doch wie ein Bekenntnis aus Steins eigenem Munde, wenn Gneisenau, gegenüber den Menschenrechten der Franzosen, die Mäßigung anrief: „begeistre du das menschliche Geschlecht für seine Pflicht zuerst, dann für sein Recht!“ Wie der Schüler Adam Smiths den Grundsatz der Arbeitsteilung nicht unbedingt auf die Staatsverwaltung anwenden wollte, sondern die Geschäftsgewandtheit des Berufsbeamtentums geringer schätzte als die in der Selbstverwaltung bewährte Mündigkeit des Volks, so lebten auch diese militärischen Fachmänner des Glaubens, daß im Kriege

zuletzt die sittlichen Mächte entscheiden. Wie hoch sie den Wert der gründlichen technischen Ausbildung anschlugen, höher stand ihnen doch, nach Scharnhorsts Worten, die innige Verbindung der Armee mit der Nation. Auch ihnen, wie dem Minister, galt als der Eckstein aller Freiheit das alte deutsche: selbst ist der Mann! „Man muß" — so schrieb Scharnhorst bald nach dem Frieden — „der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt; nur erst dann wird sie sich selbst achten und von anderen Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuarbeiten, dies ist alles was wir können. Die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und in ihrem freien Wachstum nicht hemmen, weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht."

Scharnhorst war längst der anerkannt erste Militärschriftsteller, der größte Gelehrte unter den deutschen Offizieren; aber auch ein seltener Reichtum praktischer Erfahrungen stand ihm nach einem wechselreichen Leben zu Gebote. Er hatte in allen Waffengattungen, im Generalstabe und in den Militärbildungsanstalten gedient. Er lernte, als er auf der Kriegsschule des Wilhelmsteins seinen ersten militärischen Unterricht empfing, jene berühmte kleine Mustertruppe kennen, welche sich der geistvolle alte Kriegsheld Graf Wilhelm von Bückeburg aus der gesamten waffenfähigen Jugend seines Ländchens gebildet hatte; dann wurde er als hannoverscher Offizier auf dem niederländischen Kriegsschauplatze genau vertraut mit der englischen Armee, die unter allen europäischen Heeren noch am treuesten den Charakter des alten Söldnerwesens bewahrte; er zog zu Felde gegen die lockeren Milizen der Republik wie gegen das wohlgeschulte Konskriptionsheer Napoleons und stand im Kriege von 1806 der Heeresführung nahe genug, um die Gebrechen der friderizianischen Armee, die letzten Gründe ihres Unterganges ganz zu durchschauen. Jene stramme soldatische Haltung, wie sie der König von seinen Offizieren verlangte, war dem einfachen Niedersachsen fremd. In unscheinbarer, fast nachlässiger Kleidung ging er

daher, den Kopf gesenkt, die tiefen sinnenden Denkeraugen ganz in sich hineingekehrt. Das Haar fiel ungeordnet über die Stirn herab, die Sprache klang leise und langsam. In Hannover sah man ihn oft, wie er an dem Bäckerladen beim Tore selber anklopfte und dann mit Weib und Kindern draußen unter den Bäumen der Eilenriede zufrieden sein Vesperbrot verzehrte. So blieb er sein Leben lang, schlicht und schmucklos in allem. Die Einfalt des Ausdrucks und der Empfindung in seinen vertraulichen Briefen erinnert an die Menschen des Altertums; auch in seinen Schriften ist ihm die Sache alles, die Form nichts. Doch die Überlegenheit eines mächtigen, beständig produktiven und durchaus selbständigen Geistes, der Adel einer sittlichen Gesinnung, die gar nicht wußte was Selbstsucht ist, verbreiteten um den schlichten Mann einen Zauber natürlicher Hoheit, der die Gemeinen abstieß, hochherzige Menschen langsam und sicher anzog. Seine Tochter, Gräfin Julie Dohna, dankte dem frühverwitweten Vater alles, man nannte sie eine königliche Frau und nahm sie in der vornehmen Gesellschaft auf, als müßte es so sein.

Dem Könige war die gleichmäßige Ruhe des Generals behaglicher als Steins aufregendes und aufgeregtes Wesen; keiner unter seinen Räten stand ihm so nahe. Scharnhorst erwiderte das Vertrauen seines königlichen Freundes mit unbedingter Hingebung; er fand es niedrig, jetzt noch vergangener Fehler zu gedenken, er bewunderte die Seelenstärke des unglücklichen Monarchen und hat in seiner Treue nie geschwankt, auch dann nicht, als manche seiner Freunde in ihrer patriotischen Ungeduld an dem bedachtsamen Fürsten irr wurden. Ein echter Niederdeutscher, war er schamhaften Gemütes, still und verschlossen von Natur; das Lob klang ihm fast wie eine Beleidigung, ein zärtliches Wort wie eine Entweihung der Freundschaft. Nun führte ihn das Leben einen rauhen Weg, immer zwischen Feinden hindurch; in Hannover hatte der Plebejer mit der Mißgunst des Adels, in Preußen der Neuerer mit dem Dünkel der alten Generale zu kämpfen. Als ihn jetzt das Vertrauen des Königs, die allgemeine Stimme der Armee an die Spitze des Heerwesens

stellten, da mußte er fünf Jahre lang das finstere Handwerk des Verschwörers treiben, unter den Augen des Feindes für die Befreiung rüsten. So lernte er jedes Wort und jede Miene zu beherrschen, und der einfache Mann, der für sich selber jeden Winkelzug verschmähte, wurde um seines Landes willen ein Meister in den Künsten der Verstellung, ein unergründlicher Schweiger, listig und menschenkundig. Mit einem raschen forschenden Blicke las er dem Eintretenden sofort die Hintergedanken von den Augen ab, und galt es ein Geheimnis des Königs zu verstecken, dann wußte er mit halben Worten Freund und Feind auf die falsche Fährte zu locken. Die Offiziere sagten wohl, seine Seele sei so faltenreich wie sein Gesicht; er gemahnte sie an jenen Wilhelm von Oranien, der einst in ähnlicher Lage, still und verschlagen, den Kampf gegen das spanische Weltreich vorbereitet hatte. Und wie der Oranier, so barg auch Scharnhorst in verschlossener Brust die hohe Leidenschaft, die Kampflust des Helden; sie hatte ihm während des jüngsten Krieges die Freundschaft des tatenfrohen Blücher erworben. Er kannte die Furcht nicht, er wollte nicht wissen, wie sinnbetörend die Angst nach einer Niederlage wirken kann; in den Kriegsgerichten war sein Urteilsspruch immer der strengste, schonungslos hart gegen Zagheit und Untreue. Rätselhaft und doch harmonisch verbanden sich in dieser großen Seele kleinbürgerliche Schlichtheit und weltumspannender Weitblick, Friedenssehnsucht und Kriegsmut, menschenfreundliche Herzensweichheit und die dämonische Kraft des Nationalhasses. Niemand vielleicht hat die Bitternis jener Zeit in so verzehrenden Qualen empfunden wie dieser Schweigsame; Tag und Nacht folterte ihn der Gedanke an die Schande seines Landes. Alle nahten ihm mit Ehrfurcht, denn sie fühlten unwillkürlich, daß er die Zukunft des Heeres in seinem Haupte trage.

Unter den Männern, die ihm bei der Reorganisation des Heeres zur Hand gingen, sind vier gleichsam die Erben seines Geistes geworden, so daß jeder einen Teil von der umfassenden Begabung des Meisters überkam: die Feldherrennaturen Gneisenau und Grolman, der Organisator Boyen, der Gelehrte Clause-

witz — alle vier, wie Scharnhorst selber, arm, genügsam, bedürfnislos, ohne jede Selbstsucht allein der Sache dienend und bei allem Freimut tief innerlich bescheiden, wie es dem begabten Soldaten natürlich ist; denn das einsame Schaffen des Künstlers und des Gelehrten verführt leicht zur Eitelkeit, der Soldat wirkt nur als ein Glied des großen Ganzen und kann nicht zeigen, was er vermag, wenn ihn das unerforschliche Schicksal nicht zur rechten Zeit an die rechte Stelle führt. Allzu bescheiden nannte sich Gneisenau selber nur einen Pygmäen neben dem Riesen Scharnhorst. Ihm fehlte die schwere Gelehrsamkeit des Meisters und er empfand, gleich so vielen Männern der Tat, die Lücken seines Wissens wie ein Gebrechen der Begabung; dafür besaß er in weit höherem Maße die begeisternde Zuversicht des Helden, jenen freudigen Fatalismus, der den Feldherrn macht. Wie stolz und sicher spannte er jetzt seine Segel aus, da er endlich nach den Irrfahrten einer leidenschaftlichen Jugend und nach der langen traurigen Windstille des subalternen Dienstes auf die hohe See des Lebens gelangt war. Jede Aufgabe, die ihm das Schicksal bot, griff er mit glücklichem Leichtsinn an, unbedenklich übernahm der Infanterist das Kommando der Ingenieure und die Aufsicht über die Festungen. Während Scharnhorst bedächtig die Gefahren des nächsten Tages erwog, dachte Gneisenau immer mit glühender Sehnsucht an die Stunde der Erhebung und hieß auch die Narren freundlich willkommen, wenn sie nur mithelfen wollten bei der großen Verschwörung.

Eine verwandte Natur war Grolman, hochherzig, hell und freudig, scharf und schonungslos in Tat und Rede, geschaffen für das Schlachtgewühl, für das kühne Ergreifen der Gunst des Augenblicks; doch er sollte die Grausamkeit des Soldatenschicksals schwer erfahren und niemals im Kriege an erster Stelle stehen. In der Weise seines Auftretens schien Boyen dem General am ähnlichsten, ein ernsthafter, verschlossener Ostpreuße, der zu den Füßen von Kant und Kraus gesessen hatte, auch als Poet mit der neuen Literatur in regem Verkehr stand. Nur die feurigen Augen unter den buschigen Brauen verrieten, welche stürmische

Verwegenheit in dem einfachen, wortkargen Manne schlummerte. Er hat die organisatorischen Ideen Scharnhorsts nach seiner stillen Art in sich verarbeitet und fortgebildet und nach den Kriegen dem neuen Volksheere seine bleibende Verfassung gegeben. Der Jüngste endlich aus diesem Freundeskreise, Carl von Clausewitz, war mehr als die Älteren ein vertrauter Schüler Scharnhorsts, tief eingeweiht in die neuen kriegswissenschaftlichen Theorien, womit jener sich trug; nachher hat er sie selbständig ausgestaltet und durch eine Reihe von Werken, deren klassische Form die Schriften des Meisters weit übertraf, der Lehre vom Kriege ihren Platz in der Reihe der Staatswissenschaften gesichert. Ein großer wissenschaftlicher Kopf, ein Meister des historischen Urteils, war er vielleicht zu kritisch und nachdenklich, um so beherzt wie Gneisenau das Glück der Schlachten bei der Locke zu fassen, aber keineswegs bloß ein Mann der Bücher, sondern ein praktischer, tapferer Soldat, der mit offenem Auge in das Getümmel des Lebens schaute. Soeben kehrte er mit dem Prinzen August aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Dort in Frankreich hatte sich seine Liebe für die jugendliche Wahrhaftigkeit und Frische der Germanen bis zum Enthusiasmus gesteigert; er brachte die Überzeugung mit heim: diese Franzosen seien im Grunde noch immer ein ebenso unmilitärisches Volk wie einst in den Tagen der Hugenottenkriege, da sie vor den deutschen Lansquenets und Reitres zitterten; wie könne der uralte Charakter der Nationen sich in zehn Jahren verändern? wie sollten die hundertmal Besiegten auf die Dauer das waffenmächtige Deutschland beherrschen?

Mit solchen Kräften schritt der König an das Werk der Wiederherstellung. Die ganze Armee wurde neu formiert. Sechs Brigaden, zwei schlesische, zwei altpreußische, je eine aus Pommern und den Marken, das war alles, was von dem friderizianischen Heere noch übrig blieb, das war der letzte Anker für Deutschlands Hoffnungen. Der Zopf fiel hinweg, die Truppen erhielten zweckmäßigere Waffen und Kleider, die Künste des Paradeplatzes traten zurück hinter der angestrengten Arbeit des Felddienstes. Alle

Vorräte mußten von neuem angeschafft werden; Napoleons Marschälle hatten die Ausplünderung mit solcher Gründlichkeit besorgt, daß die schlesische Artillerie einmal monatelang, aus Mangel an Pulver, ihre Schießübungen einstellen mußte. Eine Untersuchungskommission prüfte das Verhalten jedes einzelnen Offiziers im Kriege, entfernte unerbittlich die Schuldigen und Verdächtigen. Gneisenau forderte in der Zeitschrift „der Volksfreund", die der wackere Bärsch herausgab, die Freiheit des Rückens für die Armee, fragte bitter, ob der preußische Soldat den Antrieb zum Wohlverhalten auch fernerhin im Holze suchen solle, statt im Ehrgefühle. Seine Meinung drang durch; die neuen Kriegsartikel beseitigten die alten grausamen Körperstrafen. Wie hatte sich doch die Welt verwandelt, daß jetzt preußische Offiziere in der Presse die Mängel des Heerwesens besprechen durften!

In einem anderen Zeitungsaufsatze schilderte Gneisenau sarkastisch, wie bequem es doch für die adligen Eltern sei, daß ihre Söhne schon im Kindesalter als Junker die Soldaten des Königs befehligen dürften. Er sprach damit nur aus, was alle verständigen Offiziere dachten. Die Beseitigung der Junkerstellen sowie aller andern Vorrechte des Adels im Heere ergab sich von selbst aus dem Geiste der neuen Gesetzgebung, und da man die Tüchtigkeit der jugendlichen Heerführer Napoleons kennen gelernt, so verlangte mancher Heißsporn die Nachahmung des vielgerühmten freien Avancements der Franzosen. Scharnhorst aber ging seines eigenen Wegs; er durchschaute, welche sittlichen Schäden der napoleonische Grundsatz „junge Generale, alte Hauptleute" hervorgerufen, wieviel rohe, unsaubere Elemente sich in die unteren Schichten des französischen Offizierskorps eingedrängt, und wie bedenklich dort ein zügelloser Ehrgeiz die Bande der treuen Kameradschaft gelockert hatte. Der deutsche Bauernsohn wußte wohl, warum Washington den Amerikanern zugerufen: nehmt nur Gentlemen zu Offizieren — warum König Friedrich Wilhelm I. seinen Offizieren erlaubt hatte dann nicht zu gehorchen, wenn ihnen etwas gegen die Ehre angesonnen würde. Er wollte den alten aristokratischen Charakter des preußischen Offizierskorps

nicht zerstören, sondern nur die Aristokratie der Bildung an die Stelle des adligen Vorrechts setzen.

Das Reglement vom 6. August 1808 über die Besetzung der Stellen der Portepeefähnriche stellte den Grundsatz auf: im Frieden gewähren nur Kenntnisse und Bildung, im Kriege nur ausgezeichnete Tapferkeit und Umsicht einen Anspruch auf die Offiziersstellen; keine Junker mehr, dafür Portepeefähnriche, die erst im siebzehnten Jahre und nach einer wissenschaftlichen Prüfung zugelassen werden, erst nach einer zweiten Prüfung und auf Vorschlag des Offizierskorps die Epauletten erlangen können. Den Offizieren schärfte der König ein, sie sollten sich ihre ehrenvolle Bestimmung, die Erzieher und Lehrer eines achtbaren Teiles der Nation zu sein, immer vergegenwärtigen. In den unteren Graden bis zum Hauptmann erfolgte das Aufrücken in der Regel nach dem Dienstalter; bei der Auswahl der Stabsoffiziere und bei der Besetzung der höheren Kommandos entschied das Verdienst allein. Durch diese unscheinbaren Vorschriften erhielt der Offiziersstand eine neue Verfassung, die uns heute selbstverständlich erscheint, während sie doch einen unterscheidenden nationalen Charakterzug des deutschen Heerwesens bildet. Jetzt erst wurde das Offizierskorps dem Zivilbeamtentum innerlich gleichartig, durch einen geistigen Zensus über die Mannschaft erhoben. Dem Talente war die Aussicht auf rasches Aufsteigen eröffnet, doch die langsame Beförderung auf den niederen Stufen, die Gleichheit der Bildung und der Lebensgewohnheiten bewirkten, daß sich jeder schlechtweg als Offizier fühlte, ein aristokratisches Standesbewußtsein alle Glieder des Korps durchdrang. Die soziale Schranke, welche in Frankreich den aus der Mannschaft emporgestiegenen Kapitän von seinen gebildeten Kameraden trennte, konnte hier nicht entstehen.

Für niemand wurde die Umgestaltung des Heerwesens so folgenreich wie für die alten Geschlechter vom Landadel, die noch immer den Stamm des Offizierskorps bildeten. Es währte noch viele Jahre, bis die tatsächliche Begünstigung des Adels in der Armee aufhörte. Aber der Grundsatz stand doch fest,

daß auch der Edelmann durch den Nachweis wissenschaftlicher Kenntnisse sich das Offizierspatent erwerben mußte, und den neuen schärferen Anordnungen des Dienstes konnten nur Männer von einiger Bildung genügen. Der Staatsdienst bot dem völlig Unwissenden nirgends mehr ein Unterkommen, die Reformer nannten das neue Preußen zuweilen schon einen Staat der Intelligenz. Erst durch Scharnhorst wurde die naturwüchsige Roheit des ostdeutschen Junkertums völlig gebrochen, was dem Kadettenhause Friedrich Wilhelms I. nur halb gelungen war. Das alte Geschlecht, das die Federfuchser verhöhnte, starb hinweg, der junge Nachwuchs kannte und achtete die Macht des Wissens.

Allen diesen Reformen lag der Gedanke zugrunde, daß die Armee fortan das Volk in Waffen sein solle, ein nationales Heer, dem jeder Wehrfähige angehöre. Die Werbung wurde abgeschafft, die Aufnahme von Ausländern verboten, nur einzelne Freiwillige von deutschem Blute ließ man zu. Die neuen Kriegsartikel und die Verordnung über die Militärstrafen hoben sogleich mit der Verheißung an, künftig würden alle Untertanen, auch junge Leute von guter Erziehung, als gemeine Soldaten dienen, und begründeten damit die Notwendigkeit einer milderen Behandlung der Mannschaft. Über die Verwerflichkeit der alten Befreiungen vom Waffendienste waren alle denkenden Offiziere einig. Der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht war schon vor dem Kriege von Scharnhorst selbst, von Boyen, Lossau und anderen Offizieren verteidigt, von dem Könige selbst reiflich erwogen worden; während des unglücklichen Feldzugs hatte er dann in der Stille seinen Weg gemacht, und jetzt war jedem einsichtigen Soldaten klar, daß der ungleiche Kampf nur mit dem Aufgebote der gesamten Volkskraft wieder aufgenommen werden konnte. Gleich nach dem Frieden bat Blücher seinen lieben Scharnhorst „vor einer National-Armee zu sorgen, niemand auf der Welt muß eximiert sein, es muß zur Schande gereichen, wer nicht gedient hat". Prinz August sendete noch aus der Kriegsgefangenschaft einen Plan für die Neubildung des Heeres, worin die allgemeine Wehrpflicht als leitender Gedanke obenan stand.

Scharnhorst aber wußte, was die meisten der Zeitgenossen ganz vergessen hatten, daß damit nur ein altpreußischer Grundsatz erneuert wurde. Er erinnerte den König daran, sein Ahnherr Friedrich Wilhelm I. habe zuerst unter allen Fürsten Europas die allgemeine Konskription eingeführt; dieser Grundsatz habe Preußen einst groß gemacht und sei in Österreich und Frankreich nur nachgeahmt worden; jetzt erscheine es geboten, zu dem altpreußischen Systeme zurückzukehren und den Mißbrauch der Exemtionen kurzerhand hinwegzufegen; nur so bilde sich eine wahre stehende Armee, eine solche, die man jederzeit in gleicher Größe erhalten könne. Fast genau mit den Worten des alten Soldatenkönigs begann Scharnhorst seinen Entwurf für die Bildung einer Reserve-Armee also: § 1. Alle Bewohner des Staates sind geborene Verteidiger desselben.

Die preußischen Offiziere faßten den Gedanken der allgemeinen Dienstpflicht von Haus aus in einem freieren und gerechteren Sinne auf als vormals die Bourgeois der französischen Direktorialregierung. Die Besiegten dachten zu stolz um die Institutionen des Siegers einfach nachzuahmen. Man hatte es ertragen, daß der Befehl des Königs einzelne Volksklassen kraft ihrer Standesprivilegien oder aus volkswirtschaftlichen Rücksichten von der Kantonspflicht befreite. Aber die Vorstellung, daß der Bemittelte sich von der Dienstpflicht loskaufen, ein Untertan für den anderen seine Haut zu Markte tragen solle, war ganz und gar unpreußisch, widersprach allen Traditionen der Armee. Das französische System der Stellvertretung wurde wohl von einigen Zivilbeamten, aber von keinem einzigen namhaften Offizier empfohlen. Man dachte demokratischer als die Erben der Revolution, verlangte kurz und gut die Wehrpflicht für alle — und nicht bloß als ein Kriegsmittel für den Befreiungskampf, sondern als eine dauernde Institution zur Erziehung des Volkes. Ein Verächter aller müßigen militärischen Künstelei blieb Scharnhorst doch ein streng geschulter Fachmann: er wußte, wie wenig die Begeisterung allein die Ausdauer, die Kunstfertigkeit, die Mannszucht des geübten Soldaten ersetzen

kann. Aus seiner reichen Geschichtskenntnis hatte er die Überzeugung gewonnen, je weicher die Sitten würden, um so nötiger sei den Nationen die militärische Erziehung, damit die männlichen Tugenden einfacher Zeiten der Kulturwelt erhalten blieben, die rüstige Kraft des Leibes und des Willens den fein Gebildeten nicht verloren gehe. Mit hellem Jubel ging Gneisenau auf diese mannhafte Anschauung des historischen Lebens ein; er wollte die militärischen Übungen schon in der Volksschule beginnen lassen, dann sei der Heldenruhm der Spartaner für die moderne Menschheit nicht mehr unerreichbar. Allen Freunden Scharnhorsts aus der Seele schrieb Boyen die Verse: wehrhaft sei im ganzen Lande jeder Mann mit seinem Schwert, denn es ziemet jedem Stande zu verteidigen Thron und Herd!

Über den Grundsatz also bestand kein Zweifel. Doch wie die unüberwindlichen Schwierigkeiten, welche sich der Ausführung entgegenstellten, besiegen? Die Söhne der gebildeten Klassen in Friedenszeiten ohne weiteres in das stehende Heer einzureihen erschien dieser Zeit, die soeben erst der Barbarei der alten Kriegszucht entwuchs, als eine unerträgliche Härte; und zudem erzwang Napoleon im September 1808 den Pariser Vertrag, kraft dessen der mißhandelte Staat sich verpflichten mußte, nicht mehr als 42 000 Mann Truppen zu halten.

So blieb nur übrig, den Eroberer zu überlisten, die Verträge zu umgehen und neben dem stehenden Heere eine Reserve-Armee, eine Landwehr für Kriegsfälle zu schaffen. Aber auch zu diesem Ziele war der gerade Weg versperrt. Scharnhorst erkannte sofort, das einfachste sei die Landwehr durch die Schule des stehenden Heeres gehen zu lassen, die Reserve-Armee aus ausgedienten Soldaten zu bilden. Und doch war dies für jetzt unmöglich. Die Einstellung einer so großen Anzahl von Rekruten hätte alsbald den Argwohn Napoleons erregt, und überdies konnte eine so gebildete Landwehr offenbar erst nach Jahren eine erhebliche Stärke erreichen, während man in jedem neuen Monat den Wiederausbruch des Krieges erwartete. Darum mußte man

sich mit einer Miliz begnügen, welche ohne sichtbaren Zusammenhang mit dem stehenden Heere, scheinbar nur für den inneren Sicherheitsdienst bestimmt, aber durch wiederholte Übungen militärisch geschult und mit genügenden Waffenvorräten versehen sofort beim Ausbruch des Krieges als Reserve-Armee auftreten sollte. Viermal hat Scharnhorst während der Jahre 1807—10 diese Landwehrpläne wieder aufgenommen und mit dem Monarchen beraten. Seinen ersten Entwurf brachte er bereits am 31. Juli 1807 zustande, ganz selbständig, lange bevor die österreichische Landwehr bestand.

Die älteren Pläne verfolgten den Hauptzweck, die Söhne der wohlhabenden Klassen, die sich selber bewaffnen und bekleiden konnten, für den Dienst im Kriege vorzubereiten; unter dem harmlosen Namen einer Bürgergarde oder Nationalwache sollten sie im Frieden eingeübt werden. Im Sommer 1809 gab der Rastlose seinen Entwürfen eine großartigere Gestalt, welche bereits die Grundzüge der Organisation von 1813 erkennen läßt. Er dachte hoch von der Heldenkraft eines zornigen Volkes, doch er sah auch nüchtern voraus, wie viele Zeit vergehen muß, bevor aus einem bewaffneten Haufen eine kriegstüchtige Truppe wird. Sein Plan war: das stehende Heer beginnt den Angriff; unterdessen bildet sich die Reserve-Armee aus den ausgedienten und überzähligen Soldaten sowie aus allen jüngeren Kantonspflichtigen; die Wohlhabenden treten als freiwillige Jäger ein. Diese Landwehr übernimmt den Festungsdienst und die Belagerung der vom Feinde besetzten Plätze; sobald sie genügend ausgebildet ist, zieht sie dem Heere nach und an ihre Stelle rückt die inzwischen versammelte Miliz, ein Landsturm, der alle noch übrigen Wehrhaften umfaßt. Scharnhorst wußte, wie ungern Napoleon sich der Vendeer Kämpfe erinnerte, wie sehr er den Volksaufstand fürchtete; er hoffte den Befreiungskampf mit einem kleinen Kriege zu eröffnen, der sich auf einige Festungen oder verschanzte Lager stützen sollte, und ließ das für solchen Zweck so ungünstige Terrain der norddeutschen Ebene sorgsam auskundschaften. Gneisenau dachte sogar aus dem kleinen

Spandau ein Torres Vedras der Ebene zu machen, als er von Wellingtons portugiesischen Siegen erfuhr.

Aber alle diese Hoffnungen wurden zuschanden. Sobald Napoleon von einem neuen preußischen Landwehrplane hörte, griff er stets sofort mit herrischer Drohung ein; nicht einen Schritt durfte ihm der verhaßte Gegner über die Pariser Versprechungen hinausgehen, nur er selber behielt sich vor, sie mit Füßen zu treten. Man mußte endlich einsehen, daß die Bildung einer Landwehr schlechterdings unmöglich blieb, solange Preußen noch nicht in der Lage war an Frankreich den Krieg zu erklären. Das einzige, was bis dahin geschehen konnte, ohne das Mißtrauen des Imperators aufzustacheln, war die raschere Ausbildung der Mannschaften des stehenden Heeres. Die gesetzliche zwanzigjährige Dienstzeit der Kantonspflichtigen blieb unverändert, doch man hob ihrer so viele aus als irgend möglich und beurlaubte dann diese leidlich ausexerzierten Krümper nach einigen Monaten. Die vertragsmäßige Heeresziffer wurde dabei nicht allzu streng eingehalten; das Leibregiment in Berlin ließ jahrelang, so oft die Truppe zum Felddienst ausrückte, einen Teil der Mannschaft in der Kaserne zurück, damit Napoleons Späher die Stärke der Bataillone nicht bemerkten. Es konnte nicht fehlen, daß manche Wehrpflichtige sich der strengeren Aushebung durch die Flucht entzogen, wie umgekehrt viele Konskribierte aus den Rheinbundslanden nach Preußen hinüberflohen; es gab beständig kleine Unruhen an den Landesgrenzen, der arme Mann wurde ganz irr an der wüsten Zeit. Im ganzen zeigte das Volk dem Könige hingebende Treue; geschah es doch einmal, daß Bauern aus der Umgegend nachts eine Kanone von den Wällen der westfälischen Festung Magdeburg stahlen und sie zu Schiff nach Spandau entführten: ihr angestammter Herr brauche Waffen gegen den Franzmann. Durch dies Krümpersystem bildete Scharnhorst nach und nach 150 000 Soldaten notdürftig aus. Ein tragisches Schauspiel, wie der große Mann so jahraus jahrein mit tausend Listen und Schlichen dem allwissenden Feinde zu entschlüpfen suchte. Seine Seele schmachtete

nach der Freude der Schlacht; den letzten Hauch von Mann und Roß, alles, was an die Wände pissen konnte, wollte er dahingeben, damit Deutschland wieder sei; und immer wieder vereitelte der wachsame Gegner die Pläne der Rüstung. Erst als die Stunde des offenen Kampfes schlug, trat mit einem Schlage ins Leben, was in fünf Jahren voll aufreibender Arbeit, voll namenloser Sorge still bereitet war. Scharnhorst und niemand sonst ist der Vater der Landwehr von 1813. —

Unterdessen brachten Haß und Not in den gebildeten Klassen Norddeutschlands eine grundtiefe Umstimmung der Gesinnungen zur Reife, die durch die Gedankenarbeit der romantischen Literatur längst vorbereitet war. Nach den großen Heimsuchungen des Völkerlebens erhebt sich stets ein Sturm von Klagen und Anklagen, die gequälten Gewissen suchen die Schuld aller auf die Schultern einzelner hinüberzuwälzen, Schmähreden und Schmutzschriften kriechen wie ekle Würmer aus dem Leichnam der gefallenen alten Ordnung. So stürzte sich auch auf den gedemütigten preußischen Staat ein Schwarm frecher Lästerer — zumeist dieselben Menschen, die vor dem Kriege den Bund Norddeutschlands mit Frankreich verherrlicht hatten. Cöllns Feuerbrände, Massenbachs Denkwürdigkeiten, Buchholz' Galerie preußischer Charaktere und ähnliche Schriften trugen geschäftig allen Unrat zusammen, der sich nur irgend in den Winkeln der alten Monarchie aufwühlen ließ, bis herab zu den Domänenkäufen der Zeiten Friedrich Wilhelms II. Jene dünkelhafte unfruchtbare Altklugheit, die seit Nicolais Tagen in den Kreisen der Berliner Halbbildung nicht mehr aussterben wollte, fand jetzt ihren politischen Ausdruck. Wie jener ehrliche Alte einst im Namen der Aufklärung alles Freie und Lebendige der jungen Dichtung bekämpft hatte, so wurde jetzt im Namen der Freiheit der Krieg gegen Napoleon getadelt und verhöhnt. Nur Englands Kaufmannsselbstsucht und der Übermut der preußischen Offiziere hatten das friedliebende Frankreich zum Kampfe gezwungen; und nichts wollte Buchholz dem Staate Friedrichs weniger ver-

zeihen als den unwürdigen Bund mit der russischen Unkultur gegen die französische Kultur.

Die Verfasser dieser Libelle wurden die geistigen Ahnherren einer neuen politischen Richtung, welche seitdem unter mannigfachen Formen und Namen auf dem Berliner Boden heimisch und ein Krebsschaden des preußischen Staates blieb, einer gewerbmäßigen Tadelsucht, die unerschöpflich im Skandal, unendlich eingebildet und doch wehrlos gegen die Macht der Phrase, immer mit großen Worten von Freiheit und Fortschritt prunkte und ebenso regelmäßig die Zeichen der Zeit verkannte. Gemeinsam war diesen Schriften auch ein echt deutscher Charakterzug, eine nationale Schwäche, wovon nur wenige unserer Publizisten ganz frei geblieben sind: die eigentümliche Unfähigkeit, die Dimensionen der Menschen und der Dinge recht zu sehen, das Große und Echte von dem Kleinen und Vergänglichen zu unterscheiden. Ganz in dem gleichen Tone wie Lombard und Haugwitz wurde auch Hardenberg und Blücher von jenen Allestadlern mißhandelt, und den Lesern blieb nur der trostlose Eindruck, daß in dem faulen Holze dieses Staates kein Nagel mehr haften wolle.

Indes die Not des Tages drückte allzu schwer; das Volk dachte zu ehrenhaft, um sich noch lange beim rückwärtsschauenden Tadel aufzuhalten. Wer ein Mann war, blickte vorwärts, dem Tage der Freiheit entgegen. Die Schmähschriften fielen platt zu Boden; selbst in Berlin fand die Kritik der Lästerer geringen Anklang. Ein tiefer Ernst lagerte auf den Gemütern; es war als ob alle Menschen reiner und besser würden, als ob der Zorn über den Untergang des Vaterlandes alle gemeinen und niedrigen Regungen des Herzens ganz aufsöge. Niemals früher hatte ein so lebendiges Gefühl der Gleichheit hoch und niedrig im deutschen Norden verbunden: man rückte traulich zusammen wie die Hinterbliebenen im verwaisten Hause. Unzählige Vermögen waren zerstört, der ganze Reichtum des preußischen Adels darauf gegangen; die willkürliche neue Länderverteilung hatte den altgewohnten Verkehr ganzer Landesteile vernichtet; Tausende

treuer Diener konnte der verstümmelte Staat nicht mehr beschäftigen. Wer jung ins Leben eintrat und dem Glückssterne der rheinbündischen Untreue nicht folgen wollte, fand nirgend eine Stätte zu fröhlichem Wirken; man wußte in diesen napoleonischen Tagen nichts mit sich anzufangen, wie Dahlmann, seiner harten Jugendzeit gedenkend, sagte. Die Erbitterung wuchs und wuchs, und je weiter sich die Entscheidung hinausschob, um so mächtiger und leidenschaftlicher war der Glaube, dies Eintagsgebilde der Fremdherrschaft könne und dürfe nicht dauern, diese Verwüstung alles deutschen Lebens sei eine Sünde wider Gott und Geschichte, sei der Fiebertraum eines hirnwütigen Frevlers.

Während dieser Tage krampfhafter Aufregung erwachte in Norddeutschland zuerst die Idee der deutschen Einheit — recht eigentlich ein Kind des Schmerzes, der historischen Sehnsucht, einer ebensosehr poetischen als politischen Begeisterung. Wie felsenfest hatte das achtzehnte Jahrhundert an die Ewigkeit seines römischen Reichs geglaubt. Wie zahm, zufrieden und liebevoll hatte noch das Geschlecht der neunziger Jahre an seinen Fürsten gehangen, als Georg Forster in dem Gedenkbuche des Jahres 1790 mit beweglichen Worten die „menschenfreundliche Handlung eines deutschen Fürsten" schilderte und Chodowiecki in einem Kupferstiche diesen großen Menschenfreund verewigte — den Erzherzog Max nämlich, wie er einer Marktfrau den Korb auf den Kopf zu nehmen half! Jetzt war das Reich dahin, die Deutschen waren kein Volk mehr, nur noch Sprachgenossen. Wie bald konnte auch dies letzte Band zerreißen, da das linke Rheinufer für immer der welschen Gesittung verfallen schien und im Königreich Westfalen die französische Amtssprache bis zur Elbe hin herrschte; unsere Fürsten aber, die vielgeliebten, heißbewunderten, trugen die Ketten des Fremdlings, sie alle bis auf zwei! Und mitten im Niedergange ihres alten Volkstums blieb den Deutschen noch das stolze Gefühl, daß die Welt ihrer nicht entbehren könne, daß sie eben jetzt, durch ihre Dichter und Denker, für die Menschheit mehr getan als jemals ihre Be-

sieger. Aus dem Jammer der Gegenwart flüchtete die Sehnsucht in die fernen Zeiten deutscher Größe; das Kaisertum, vor kurzem noch ein Kinderspott, erschien jetzt wieder als ein Ruhm der Nation. In allen den aufgeregten Briefen, Reden und Schriften dieser bedrängten Tage klingen die beiden bitteren Fragen wieder: warum sind die Deutschen als einzelne so groß, als Nation so gar nichts? warum sind die einst der Welt Gesetze gaben den Fremden unter die Füße geworfen?

Die Dichter und Gelehrten waren gewohnt, vor einem idealen Deutschland zu reden, über die Grenzen der Länder und Ländchen hinweg an alle Söhne deutschen Blutes sich zu wenden. Nun, da die Literatur mit politischer Leidenschaft sich erfüllte, übertrug sie diese Anschauungen kurzerhand auf den Staat. Fichte richtete seine politischen Ermahnungen als Deutscher schlechtweg an Deutsche schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Die Deutschheit, die echte alte unverstümmelte deutsche Art sollte wieder zu Ehren kommen. Eine hochherzige Schwärmerei pries in überschwenglicher Begeisterung den angeborenen Adel deutschen Wesens, denn nur durch die Überhebung konnte ein so unpolitisches Geschlecht wieder zur rechten Schätzung des Heimatlichen, zum nationalen Selbstgefühle gelangen. An die Stelle der alten leidsamen Ergebung trat ein verwegener Radikalismus, der alle die Gebilde unserer neuen Geschichte als Werke des Zufalls und des Frevels verachtete: was blieb denn noch ehrwürdig und der Schonung wert in diesem rheinbündischen Deutschland? Waren nur erst die fremden Tyrannen gestürzt, ihre freiwilligen Sklaven gezüchtigt und die widerwilligen befreit, so sollte ein neues mächtiges Deutschland, glänzend im Schmucke heller Gedanken und ruhmreicher Waffen, sich politisch gestalten — gleichviel in welchen Formen, aber einig und aus dem ureigenen Geiste der Nation heraus — und dann mußten die Deutschen, ließ man sie nur frei gewähren, auch in Kunst und Wissenschaft die reichsten Kränze, die je ein hellenisches

Haupt geschmückt, sich auf die Siegerstirne drücken. Von dem einen Gewaltigen, der unserer Nation schon einmal den Weg zur politischen Macht gewiesen, sprach man ungern. Was dies neue Geschlecht brauchte war scheinbar das Gegenteil der fridericianischen Gedanken; Friedrichs Werk schien vernichtet, und viele der jungen Schwärmer wollten ihm nie verzeihen, daß er das Schwert gegen die gesalbte kaiserliche Majestät erhoben hatte. Großherziges Vergessen der alten Bruderkämpfe, treue Eintracht aller deutschen Stämme, das war es was man forderte für den gemeinsamen Kampf; nicht von einem gegebenen politischen Mittelpunkte aus, sondern durch die Erhebung der gesamten Nation sollte das Weltreich zerschmettert werden, und alles Weitere fand sich dann von selbst.

Es wurde verhängnisvoll für unser politisches Leben und hängt uns nach bis zum heutigen Tage, daß der Gedanke der nationalen Einheit bei uns nicht wie in Frankreich langsam die Jahrhunderte hindurch heranreifte, die natürliche Frucht einer stetigen, immer auf dasselbe Ziel gerichteten monarchischen Politik, sondern so urplötzlich nach langem Schlummer wieder erwachte, unter zornigen Tränen, unter Träumen von Zeiten die gewesen. Daher jener rührende Zug idealistischer Schwärmerei, treuherziger Begeisterung, der die deutschen Patrioten der folgenden Generationen so liebenswürdig erscheinen läßt. Daher ihre krankhafte Verbitterung: denn auch nachdem der rauhe Franzosenhaß jener gequälten Zeit verraucht war, blieb ein tiefer Groll gegen das Ausland in den Herzen der begeisterten Teutonen zurück; man konnte nicht träumen von Deutschlands künftiger Größe, ohne die fremden Völker zu schelten, die sich so oft und so schwer an der Mitte Europas versündigt hatten. Daher auch die wunderbar verschwommene Unklarheit der politischen Hoffnungen der Deutschen. Ein durch unbestimmte historische Bilder erhitzter Enthusiasmus berauschte sich für die Idee eines großen Vaterlandes in den Wolken, das irgendwie die Herrlichkeit der Ottonen und der Staufer erneuern sollte, begrüßte jeden, der in die gleichen Klagen, in

die gleiche Sehnsucht mit einstimmte, Männer der verschiedensten politischen Richtungen, willig als Parteigenossen und bemerkte kaum die lebendigen Kräfte der wirklichen deutschen Einheit, die in dem preußischen Staate sich regten. Daher endlich die haltlose Schwäche des deutschen Nationalgefühls, das bis zur Stunde noch nicht die untrügliche Sicherheit eines naiven volkstümlichen Instinktes erlangt hat. Der Traum der deutschen Einheit drang sehr langsam aus den gebildeten Ständen in die Massen des Volkes hinab, und auch dann noch blieb der große Name des Vaterlandes dem geringen Manne lange nur ein unbestimmtes Wort, eine wundervolle Verheißung, und die ehrliche Liebe zum einigen Deutschland vertrug sich wohl mit einem engherzigen, handfesten Partikularismus.

In Preußen stand die alte Königstreue zu fest, als daß sich die Hoffnungen der Patrioten so ganz ins Grenzenlose hätten verlieren können. Es ist kein Zufall, daß keiner unter den Publizisten und Volksrednern der Zeit so viel nüchterne realpolitische Einsicht zeigte wie Schleiermacher, der geborene Preuße: wenn er von Deutschlands Befreiung sprach, so blieb ihm die Wiederherstellung der alten preußischen Macht immer die selbstverständliche Voraussetzung. Wenn Schenkendorf in begeisterten Versen vom Kaiser und vom Reiche predigte, wenn Heinrich Kleist die Deutschen beschwor, „voran den Kaiser" in den heiligen Krieg zu ziehen, so nahmen auch sie stillschweigend an, daß Preußen unter diesem neuen Kaisertum eine würdige Stelle behaupten müsse. Auf dem Turnplatze in der Hasenhaide, in den Kreisen von Jahn, Harnisch und Friesen, vernahm man sogar schon die zuversichtliche Weissagung: Preußen habe immerdar Deutschlands Schwert geführt und müsse in dem neuen Reiche die Krone tragen. Fichte dagegen wuchs erst nach und nach in diese preußischen Anschauungen hinein, gelangte erst im Frühjahr 1813 zu der Erkenntnis, daß allein der König von Preußen „der Zwingherr zur Deutschheit" werden könne. Auch Arndt lernte erst durch Preußens Siege die Notwendigkeit der friderizianischen Staatsbildung verstehen. Gemeinsam war aber

allen jugendlichen Patrioten, auch den Preußen, der kindliche Glaube an ein unbestimmtes wunderbares Glück, das da kommen müsse wenn Deutschland nur erst wieder sich selber angehöre. Die ganze Macht überschwenglicher Gefühle, die sich in dem klassischen Zeitalter unserer Dichtung angesammelt hatte, ergoß sich jetzt in das politische Leben. Niemals hatte die norddeutsche Jugend so stolz, so groß gedacht von sich selber und von der Zukunft ihres Volkes, wie jetzt da dies Land vernichtet schien; ihr war kein Zweifel, das ganze große Deutschland, das einträchtig wie eine andächtige Gemeinde den Worten seiner Dichter gelauscht hatte, mußte als eine geschlossene Macht wieder eintreten in die Reihe der Völker. Doch nirgends ein Versuch zur Bildung einer politischen Partei mit klar begrenzten erreichbaren Zielen; nicht einmal ein Meinungskampf über die Frage, in welchen Formen sich das verjüngte Vaterland neu gestalten sollte. Aus der Fülle von Ahnungen und Hoffnungen, welche die ungeduldigen Gemüter bewegte, trat nur ein einziger greifbarer politischer Plan hervor — und dieser eine freilich ward mit schwerem Ernst erfaßt — der Entschluß zum Kampfe gegen die Herrschaft der Fremden.

Noch anderthalb Jahre nach dem Frieden blieb der Feind im Lande, und auch nachher, als die französischen Truppen Preußen endlich geräumt hatten, stand ganz Deutschland unter der scharfen Aufsicht der napoleonischen Spione. Alle französischen und rheinbündischen Diplomaten mußten Bericht erstatten über die Stimmung im Volke. Bignon in Stuttgart und der westfälische Gesandte Linden in Berlin trieben das unsaubere Gewerbe mit besonderem Eifer; Napoleons Gesandter in Cassel, der geistreiche Schwabe Reinhard, ein Freund Goethes, benutzte seine Verbindungen mit der deutschen literarischen Welt um den Imperator über jede Regung deutscher Gedanken zu unterrichten. Darum mußten die Patrioten, ganz wider die Neigung und Begabung der deutschen Natur, zu geheimen Vereinen zusammentreten. Hardenberg selbst sagte in jener Rigaer Denkschrift dem Könige, in solcher Zeit seien Geheimbünde un-

entbehrlich, und empfahl namentlich die Logen zur Verbreitung guter politischer Grundsätze, da auch Napoleon den noch immer einflußreichen Freimaurerorden für seine Zwecke zu benutzen suchte und seinen Schwager Murat zum Großmeister ernennen ließ.

Nur wenige unter den deutschgesinnten Preußen sind, solange die Feinde das Land besetzt hielten, dem unterirdischen Treiben ganz fern geblieben. Auch Stein traf, wie Schön erzählt, in Königsberg zuweilen in tiefem Geheimnis mit Gneisenau, Süvern und anderen Freunden zusammen um die Lage des Vaterlandes, die Möglichkeit der Wiedererhebung zu besprechen. Selbst die hellen Köpfe — so gewaltig war die Aufregung — wollten nicht ganz lassen von der bodenlosen Hoffnung, daß vielleicht ein glücklicher Handstreich, eine plötzliche Erhebung des Volks den französischen Spuk verscheuchen könnte. In den Gesellschaften des Berliner Adels taten sich einige, zumal unter den Damen, durch die urwüchsige Kraft ihres Franzosenhasses, durch lautes Schelten gegen die Halben und Schwächlinge hervor; man nannte sie unter den Uneingeweihten den Tugendbund, und alle Welt wußte, wann sie sich insgeheim versammelten, da die deutsche Ehrlichkeit sich auf die dunklen Künste der Verschwörer schlecht verstand. Ernsthaftere Pläne verfolgte eine Reihe anderer formloser patriotischer Vereine, denen Lützow und Chasot, Reimer, Eichhorn, Schleiermacher, wackere Männer des Heeres, des Bürgertums und der Wissenschaft angehörten. Hier kaufte man Waffen auf, soweit die ärmlichen Mittel reichten, suchte die Gesinnungsgenossen ringsum in Deutschland zu sammeln, zu ermahnen, zu ermutigen; wie oft ist Leutnant Hüser von Berlin nach Baruth hinübergeritten um Briefe an den Mitverschworenen Heinrich Kleist auf die sächsische Post zu geben. Später stiftete Jahn mit einigen seiner Turnfreunde einen Deutschen Bund; wie die Eidgenossen auf dem Rütli traten die Verschworenen nachts im Walde bei Berlin zusammen und weihten sich zum Kampfe für das Vaterland. Als der Ausbruch des Krieges sich weiter und weiter hinausschob, ging unter den Heißspornen zuweilen die Rede: wenn dieser Zauderer Friedrich

Wilhelm durchaus nicht wolle, so müsse sein Bruder, der ritterliche Prinz Wilhelm den Thron besteigen.

Die Zeit lag im Fieber. Es war ein ewiges geheimnisvolles Kommen und Gehen unter den Patrioten; sie zogen verkleidet umher, sammelten Nachrichten über die Stellungen des Feindes, über die Stärke der festen Plätze; auch der Offenherzige mußte lernen mit sympathetischer Tinte zu schreiben, unter falschem Namen zu reisen. Wie hatte sich doch die stille norddeutsche Welt verwandelt, welche Wildheit dämonischer Leidenschaft flammte jetzt in den vormals so friedlichen Herzen! Die ganze neue Ordnung der Dinge stand auf zwei Augen; unwillkürlich ward der Gedanke laut, ob diese sich denn niemals schließen sollten? Die treue Gräfin Voß flehte im stillen Kämmerlein zu ihrem Gott, er möge diesen Mann des Unheils von der Erde hinwegnehmen. Unter den jungen Leuten im Magdeburgischen, den Freunden Immermanns, war die Frage, wie man wohl den Korsen aus dem Wege räumen könne, ein gewöhnlicher Gegenstand des Gesprächs, und keiner fand ein Arges daran. Schwerere Naturen ergriffen den unheimlichen Gedanken mit grimmigem Ernst; Heinrich Kleist trug ihn monatelang mit sich herum in seiner umnachteten Seele. Nachher lernte Napoleon mit Entsetzen aus dem Mordanfalle des unglücklichen Staps, wie tief sich der Haß selbst in fromme, schlichte Gemüter eingefressen. Natürlich daß sich auch die akademische Jugend auf ihre Art an den verbotenen Vereinen beteiligte. Schon vor der Katastrophe von Jena bildeten Marburger Studenten, unter dem Eindrucke der Ermordung Palms, einen geheimen Bund zur Wahrung deutscher Art und Freiheit. Der berühmteste aber unter jenen Geheimbünden, mit dessen Namen die Franzosen alle anderen zu bezeichnen pflegten, der Königsberger Tugendbund, zählte nie mehr als etwa 350 Mitglieder, darunter nur vier Berliner. Einige wohlmeinende, aber wenig einflußreiche Patrioten, wie Bärsch, Lehmann, Mosqua und der junge Jurist Bardeleben, hatten ihn mit Erlaubnis des Königs gestiftet um den sittlichen und vaterländischen Sinn zu beleben und lösten

ihn sofort gehorsam wieder auf, als nach dem Abzuge der Franzosen die rechtmäßige Staatsgewalt zurückkehrte und das alte Verbot der geheimen Gesellschaften wieder einschärfte. Weder Stein noch Scharnhorst gehörten ihm an, und von ihren nahen Freunden nur zwei, Grolman und Boyen.

Überhaupt blieb die Wirksamkeit der Geheimbünde weit geringer als die geängsteten Franzosen annahmen, die sich den Sturz der napoleonischen Herrschaft nur aus dem Walten geheimnisvoller Mächte erklären konnten. Mancher wackere Mann wurde durch dies Vereinsleben für die vaterländische Sache gewonnen; einige der Besten aus der jungen Generation, die späterhin an die Spitze der Verwaltung traten. Eichhorn, Merckel, Ribbentrop sind durch diese Schule gegangen. Scharnhorst, der alles sah und alles wußte, betraute dann und wann einzelne der Verschworenen mit gefährlichen Aufträgen, wenn es etwa galt einen Waffentransport über die Grenze zu schaffen. Im Jahre 1812 nahm das stillgeschäftige Treiben einen neuen Aufschwung; man unterstützte deutsche Offiziere, die in russischen Dienst treten wollten, man verbreitete im Rücken der großen Armee die Nachrichten von ihren Niederlagen, fing auch wohl einmal einen französischen Kurier ab. Doch im ganzen war der augenblickliche Erfolg unerheblich; um so stärker, und keineswegs erfreulich, die Nachwirkung. Jenes phantastische Wesen, das dem jungen Deutschtum von Haus aus eigen war, gewann durch die Geheimbünde neue Nahrung. Ein Teil der Jugend gewöhnte sich mit dem Unmöglichen zu spielen, die harten Tatsachen der gegebenen Machtverhältnisse zu mißachten, und setzte dann nach dem glücklich erkämpften Frieden ein Treiben fort, das allein in dem Drucke der Fremdherrschaft seine Rechtfertigung gefunden hatte. Die Regierungen andererseits wurden, als späterhin das Mißtrauen gegen die befreiten Völker erwachte, durch die Erinnerung an jene Zeit der Gärung in ihrer kleinlichen Angst bestärkt.

Genug, der preußische Staat blieb auch in dieser Bedrängnis seinem monarchischen Charakter treu. Was auch einzelne auf eigene Faust für die Befreiung des Vaterlandes planen mochten,

ihre verwegensten Hoffnungen gingen doch nur darauf, den Monarchen mit sich fortzureißen, sie gedachten für den König, wenn auch ohne seinen Befehl zu kämpfen. Das treue Volk aber konnte zu den Versuchen eigenmächtiger Schilderhebung niemals Vertrauen fassen; der Aufstand gelang erst als der König selbst die Seinen zu den Waffen rief. Die Unfreiheit, die im Wesen jedes Geheimbundes liegt, sagte dem trotzigen Selbstgefühle der Deutschen nicht zu. Gerade die Besten und Stärksten wollten sich nicht also selber die Hände binden, sie sagten wie Gneisenau: „mein Bund ist ein anderer, ohne Zeichen, ohne Mysterien, Gleichgesinntheit mit allen, die ein fremdes Joch nicht ertragen wollen.“ Ungleich mächtiger als die Tätigkeit der geheimen Vereine war jene große Verschwörung unter freiem Himmel, die überall wo treue Preußen wohnten ihre Fäden schlang. Wer verzagen wollte, fand überall einen Tröster, der ihn mahnte zu harren auf die Erfüllung der Zeiten. Niemand aber im ganzen Lande sah dem Tage der Entscheidung mit so unerschütterlicher, leuchtender Zuversicht entgegen, wie General Blücher. Der wußte großen Sinnes das Wesentliche aus der Flucht der Erscheinungen herauszufinden, die innere Schwäche und Unmöglichkeit des napoleonischen Weltreichs stand ihm außer allem Zweifel. Zaghafte Gemüter hielten ihn für toll, als er in seiner derben Weise über den Herrscher der Welt kurzab sagte: „laßt ihn machen, er ist doch ein dummer Kerl!“

In der alten Zeit des geistigen Schwelgens konnte ein feingebildeter Berliner nicht leicht auf den Gedanken kommen, daß es Pflicht sei die Genüsse der reizvollen geistsprühenden Geselligkeit dahinzugeben für die Rettung des in langweiliger Steifheit erstarrten Staates. Jetzt fühlten alle, daß der Reichtum der Bildung keinem den Frieden der Seele sicherte, daß die Schande des Vaterlandes einem jeden die Ruhe und Freude des Hauses störte, und in den beladenen Herzen fanden Schleiermachers Predigten eine gute Stätte. Er vor allen anderen wurde der politische Lehrer der Berliner Gesellschaft. Dichte Scharen Andächtiger drängten sich in den engen Rundbau der

dürftigen kleinen Dreifaltigkeitskirche, wenn er in seinen breit dahinrauschenden, echt rednerischen Perioden, in immer neuen Wendungen den sittlichen Grundgedanken dieser neuen Zeit verkündigte: daß aller Wert des Menschen in der Kraft und Reinheit des Willens, in der freien Hingabe an das große Ganze liege: mehr denn jemals gelte jetzt die Mahnung des Apostels, zu haben als hätten wir nicht, Besitz und Leben nur als anvertraute Güter zu betrachten, die dahinfahren müßten für höhere Zwecke, und die Feinde nicht zu fürchten, die nur den Leib töten können; wieviel höher sei doch die sittliche Würde dessen, der in Liebe seinem Lande lebe, und wie verkomme in weichlicher Empfindsamkeit der Sinn, der nur an sich selber denke; wieviel Grund zur Liebe und Treue biete dieser Staat, der einst den anderen Deutschen ein Muster gewesen und noch immer eine Freistatt sei für jeglichen Glauben, ein Staat der Rechtlichkeit und des ehrlichen Freimuts. Das alles so einfach fromm, dem schlichtesten Sinne verständlich, und doch so geistvoll, tief aus dem Borne der neuen Kultur geschöpft; so glaubensinnig und doch so klug auf die politischen Nöte des Augenblicks berechnet. Die praktische Theologie, die solange seitab von den geistigen Kämpfen der Zeit im Hintertreffen gestanden, wagte sich wieder heraus auf die freien Höhen der deutschen Bildung, und die getrösteten Hörer empfanden, daß das Christentum in jedem Wandel der Geschicke immer neu und lebendig, immer zeitgemäß zu wirken vermag.

Der ungeheure Umschwung der Meinungen, die gewaltsame Umkehr der Zeit von selbstgenügsamer Bildung zum politischen Wollen zeigt sich wohl in keiner Schrift jener Tage so anschaulich wie in Fichtes Abhandlungen über Macchiavelli. Der Ikarus unter den deutschen Idealisten, der Verächter des Wirklichen feierte jetzt den härtesten aller Realpolitiker, weil er in dem willensstarken Florentiner den Propheten seines Vaterlandes erkannte. Während die Trommeln der französischen Garnison drunten vor den Fenstern der Akademie erklangen, hielt Fichte dann seine Reden an die deutsche Nation. Zerknirscht und erschüttert, im Gewissen gepackt lauschte die Versammlung, wenn

der stolze Mann mit den strafenden Augen und dem aufgeworfenen Nacken schonungslos ins Gericht ging mit der tief gesunkenen Zeit, da die Selbstsucht durch ihr Übermaß sich selbst vernichtet habe, und endlich den Hörern sein radikales Entweder — Oder auf die Brust setzte: ein Volk, das sich nicht selbst mehr regieren kann, ist schuldig seine Sprache aufzugeben. Darauf riß er die Gedemütigten wieder mit sich empor und schilderte ihnen die unverwüstliche Kraft und Majestät des deutschen Wesens so groß, so kühn, so selbstbewußt, wie in diesen zwei Jahrhunderten des Weltbürgertums niemand mehr zu unserem Volke geredet hatte, aber auch mit der ganzen unklaren Überschwenglichkeit des neuen literarischen Nationalstolzes: die Deutschen allein sind noch ursprüngliche Menschen, nicht in willkürlichen Satzungen erstorben, das Volk der Ideen, des Charakters; wenn sie versinken, so versinkt das ganze menschliche Geschlecht mit. Soll der Menschheit noch eine Hoffnung bleiben, so muß ein neues deutsches Geschlecht erzogen werden, das in seinem Vaterlande den Träger und das Unterpfand der irdischen Ewigkeit verehrt und dereinst den Kampf aufnimmt gegen den vernunftlosen, hassenswürdigen Gedanken der Universalmonarchie.

Die Predigten Schleiermachers erregten den Argwohn der französischen Spione. Mit dem hochfliegenden Pathos dieses Redners, der die Erfüllung seiner Träume auf eine zukünftige Generation verschob, wußten die Fremden nichts anzufangen: sie ahnten nicht, wie unwiderstehlich gerade der überschwengliche Idealismus die Gemüter dieses philosophischen Geschlechts ergriff. Der Jugend ging das Herz auf bei der Lehre: sich der Gattung zu opfern sei der Triumph der Bildung, sei die Seligkeit des Ich. Die Zeit erlebte, wie Fichte mit philosophischer Herablassung sagte, „den seltenen Fall, wo Regierung und Wissenschaft übereinkommen“; sie fühlte, daß die Wiederaufrichtung des deutschen Staates mehr noch eine sittliche als eine politische Pflicht war; sie brauchte nichts dringender als jenen „festen und gewissen Geist“, den dieser Redner ihr zu erwecken suchte. Unwillkürlich gedachten die Hörer bei dem herrischen Wesen und

der zermalmenden sittlichen Strenge des Philosophen an den Freiherrn vom Stein.

In gleichem Sinne schrieb Arndt während und nach dem Kriege neue Bände seines Geistes der Zeit. Er zog zu Felde wider unsere Vielherrschaft, die zur Allknechtschaft geworden, wider die unpolitische Gerechtigkeit der Deutschen, die das Veraltete gewissenhaft verschonten bis die Fremden damit aufräumten, und vor allem wider die übergeistige, überzärtliche Bildung, die da wähne, daß Kriegsruhm wenig, daß Tapferkeit zu kühn, daß Mannlichkeit trotzig und Festigkeit beschwerlich sei. Frischauf zum Rhein — so lautete sein Schluß — und dann gerufen: Freiheit und Österreich! Franz unser Kaiser, nicht Bonaparte!

In dem polternden Treiben des wunderlichen Recken Jahn zeigten sich schon einige der fratzenhaften Züge, welche das neue Deutschtum verunzierten: rauher und hochmütiger Fremdenhaß, vorlaute Prahlerei, Verachtung aller Anmut und feinen Sitte — ein formloses Wesen, das für unsere Jugend um so schädlicher werden mußte, da der Germane ohnehin geneigt ist Grobheit und Wahrhaftigkeit zu verwechseln. Es blieb ein krankhafter Zustand, daß die Söhne eines geistreichen Volkes einen lärmenden Barbaren als ihren Lehrer verehrten. Indes war die Wirksamkeit des Alten im Bart während dieser ersten Jahre noch überwiegend heilsam. Für den einen Gedanken, der damals not tat, für den Entschluß zum Kampfe, langte sein derber Bauernverstand aus; auch besaß er eine seltene Gabe, die Jugend in Zucht zu nehmen, ihr einen ehrlichen Abscheu gegen alle Schlaffheit und Verzärtelung einzuflößen. Die neue Turnkunst stählte nicht nur die Kraft des Leibes dem verwöhnten Geschlechte. Man bemerkte auch bald, wie die Sitten der Berliner Jugend reiner und mannhafter wurden seit im Jahre 1811 der Turnplatz auf der Hasenhaide eröffnet war; und dies wog für jetzt schwerer, als die Verwirrung, die der Turnvater in manchem jungen Kopfe anrichtete, wenn er mit dröhnender Stimme in seinem neuerfundenen Wortsturmschritt den Genossen sonderbare Runensprüche zurief. Sein Buch über das deutsche Volkstum brachte

mitten in einem krausen Durcheinander schrullenhafter Einfälle manche lebendige Schilderung von der Kraft und Gesundheit altgermanischer Sitten.

Entsetzlich freilich, wie der rohe Naturalist, immer dem wahren Deutschtum zu Ehren, die zarten Blätter und Blüten unserer Sprache zwischen seinen harten Fäusten knetete. Alles wollte er ihr wieder rauben, was sie sich redlich erworben hatte im Gedankenaustausch mit anderen Völkern. Dabei widerfuhr ihm zuweilen, daß er ein neues urdeutsches Wort aus romanischer Wurzel bildete — so sein geliebtes Turnen selbst; aber da er wie Luther den Bauern und den Kindern auf das Maul sah, so gelang ihm auch mancher glückliche Griff: das gute Wort Volkstum wurde von ihm erfunden. Und so übermächtig war noch der idealistische Schwung der Zeit, daß selbst dieser Eulenspiegel die eigentliche Größe seiner Nation in ihrem geistigen Schaffen suchte: er pries die Griechen und die Deutschen als der Menschheit heilige Völker und nannte Goethe den deutschesten der Dichter. In den gewaltigen Kämpfen zwischen Österreich und Preußen wollte er, ebenso harmlos wie mancher Größere unter den Zeitgenossen, nichts weiter sehen als die Balgereien von zwei kräftigen Jungen, die in ihrem Übermute sich raufen und endlich zur Vernunft gekommen sich vertragen. Doch behielt er Mutterwitz genug um den tiefen Unterschied zwischen den beiden Mächten zu erkennen; der große Völkermang Österreich könne niemals ganz verdeutscht werden, von Preußen sei die Verjüngung des alten Reiches ausgegangen, und nur dieser Staat werde die Deutschen wieder zu einem Großvolke erheben. Hinweg mit dem deutschen Staatskrebs, der kindischen Landsmannschaftssucht, der Völkleinerei; eine oberste Gewalt im Reiche, eine Hauptstadt, Einheit der Zölle, der Münzen und Maße; dazu Reichstage und Landtage und eine mächtige Landwehr aus allen Waffenfähigen gebildet, denn unter Germanen gilt der Grundsatz: wehrlos, ehrlos!

Solche Gedanken in die Welt hinausgerufen mit einer berserkerhaften Zuversicht, als könne es gar nicht anders sein, und

von der Jugend mit jubelnder Begeisterung aufgegriffen — und dies in einem Augenblicke, da Preußen wenig mehr als vier Millionen Köpfe zählte und niemand auch nur nachgedacht hatte über die Frage, wie man den österreichischen Völkermang mit dem reinen Deutschland unter einen Hut bringen könne! Wie schwer mußten diese stolzen Träume dereinst zusammenstoßen mit der harten Wirklichkeit der partikularistischen Staatsgewalten! Gelang selbst die Befreiung von der Herrschaft des Auslandes, eine grausame Enttäuschung, eine lange Zeit erbitterter bürgerlicher Kämpfe stand diesem hoffenden Geschlechte unausbleiblich bevor.

* * *

Durch die spanischen Nachrichten von den Niederlagen der napoleonischen Armee wurde Österreich zu rascheren Rüstungen ermutigt; Stein aber sah jetzt die Erfüllung seiner teuersten Hoffnungen nahe gerückt und gab seine diplomatische Zurückhaltung auf. Es stand zu erwarten, daß Napoleon sich entweder sogleich auf Österreich stürzen oder die große Armee aus Norddeutschland abrufen würde um zunächst den spanischen Aufstand zu bändigen. In beiden Fällen schien dem kühnen Patrioten eine plötzliche Erhebung der deutschen Mächte möglich. Seine edle Leidenschaft erhob sich zu verwegenen, unmöglichen Flügen: unter schwarzweißgelbem Bundesbanner, mit den Namen der Befreier der Nation, Herman und Wilhelm von Oranien auf den Fahnen — sollten die Truppen ins Feld ziehen. Und dies in einem Augenblicke, da die alte preußische Armee noch in der französischen Kriegsgefangenschaft weilte! Stein zählte auf die gesunde Kraft der Bauern und des Mittelstandes; von der „Weichlichkeit der oberen Stände und dem Mietlingsgeiste der öffentlichen Beamten“ hoffte er wenig. Um den Ehrgeiz der Nation zu entflammen wollte der ahnenstolze Freiherr sogar den alten Geburtsadel abschaffen und einen neuen Adel bilden aus allen, die sich in diesem heiligen Krieg hervortäten. Was Wunder, daß der tapfere Mann selbst manchem ehrlichen Pa-

trioten in Königsberg wie ein Verzweifelter erschien, der sich mit dem Könige auf eine Pulvertonne setzen wollte! Die enge und harte Despotenseele des Kaisers Franz hatte keinen Sinn für so überschwengliche Entwürfe, doch da Napoleons Sprache gegen das Haus Lothringen von Tag zu Tag drohender und gereizter wurde, so ließ es die Hofburg geschehen, daß die preußische Kriegspartei unter der Hand mit österreichischen Diplomaten in Verbindung trat. In Teplitz fand sich ein Kreis österreichischer und norddeutscher Patrioten zusammen; die hannoverschen Diplomaten Hardenberg und Ompteda entfalteten eine emsige geheime Tätigkeit. Auf Befehl des Königs nahm der rastlose Graf Goetzen in Schlesien den geheimen Verkehr mit der Hofburg wieder auf, den er schon während des Krieges eingeleitet hatte. So gering das augenblickliche Ergebnis blieb, mit diesen vertraulichen Verhandlungen des Sommers 1808 begann doch die Wiederversöhnung der beiden Großmächte. Man erkannte mindestens, daß eine Verständigung möglich sei; die Gedanken des Bartensteiner Vertrages gewannen einigen Boden.

Der König stand mit seinem Herzen auf der Seite des Ministers, er nannte die Freunde Steins und Scharnhorsts kurzweg die gute Partei; auch in seinen Augen war der Tilsiter Friede nur ein Waffenstillstand. Doch er verhehlte der Kriegspartei nicht, daß er nur im Bunde mit Rußland die Waffen wieder aufnehmen werde. Selbst der Tilsiter Treubruch beirrte ihn nicht in seinem Vertrauen zu dem Zaren, denn er wußte, wie wenig Alexander gemeint war für immer bei dem französischen Bündnis zu verbleiben. Seine alte Ansicht, daß allein noch eine Koalition des gesamten Europas der napoleonischen Übermacht gewachsen sei, war durch die schrecklichen Erfahrungen der jüngsten Jahre nur befestigt worden. Die sittliche Größe der nationalen Monarchie, der Weitblick und das Pflichtgefühl des echten Königtums hat sich selten so schön bewährt, wie damals, da Friedrich Wilhelm schweigend ertrug, daß ihn die Besten seines Volkes grausam verkannten. Der Bescheidene empfand nur zu lebhaft, wie wenig er sich mit dem Genie Steins oder

Scharnhorsts vergleichen konnte; dennoch beurteilte er die europäische Lage klarer, richtiger als sie alle — weil er der König war, weil er sich eins fühlte mit dem Staat, weil das Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen ihm auf der Haut brannte. Die Stimmungen der Kriegspartei hat Heinrich Kleist mit der naiven Wahrhaftigkeit des Dichters ausgesprochen in den Versen:

> Nicht der Sieg ist's, den der Deutsche fodert,
> Hilflos wie er schon am Abgrund steht.
> Wenn der Krieg nur fackelgleich entlodert,
> Wert der Leiche, die zu Grabe geht!

Unwillkürlich wendet sich die Liebe der Nachwelt jenen Hochherzigen zu, die also dachten, die mit kaum fünf Millionen Menschen den Kampf gegen das neue Karolingerreich wagen und, mußte es sein, sich unter den Trümmern des Staates begraben wollten. Gleichwohl war was sie rieten eine Politik der Verzweiflung. Wenn der König den leidenschaftlich Erregten immer wiederholte, er werde das Schicksal der spanischen Bourbonen nicht über sich ergehen lassen, eine kleine politische Existenz sei immer noch besser als gar keine, so wollte er damit keineswegs sagen, daß er sich von dem Glanze des Thrones nicht zu trennen vermöge. Nach seinen anspruchslosen Neigungen war er vielmehr ganz einverstanden mit der Meinung seines Ministers: die Ruhe des Privatlebens sei ehrenvoller als die Bürde dieser Dornenkrone. Aber er fühlte, daß mit der Entthronung der Hohenzollern, mit der Vernichtung des preußischen Staats die letzte Hoffnung der Deutschen dahinschwand, daß eine vorzeitige Schilderhebung der sichere Untergang des Vaterlandes war. Sein Trübsinn verwand die niederschlagenden Eindrücke des Jahres 1806 so schnell nicht. Er unterschätzte zuweilen, wie er späterhin selbst gestand, die Kräfte des preußischen Volkes, würdigte nicht genugsam die mächtige Umstimmung der Gemüter, meinte bitter, ihm werde die Sonne des Glücks nie wieder strahlen. Dafür blieb er aber auch frei von jenen holden Täuschungen, denen die feurigen Herzen der Kriegspartei unter-

lagen. Eine einfache Natur, wie alle tüchtigen Männer seines Hauses, wollte er nicht glauben, daß die Nation die uralten Gewöhnungen monarchischer Ordnung sogleich aufgeben würde. Von einem Aufstande in den rheinbündischen Landen hoffte er nichts; nur ein geordneter Krieg, von obenher geleitet, schien ihm Rettung zu verheißen, und dies königliche Ich will! dachte er erst dann auszusprechen, wenn er mindestens die Möglichkeit eines Sieges erkannte und im Rücken durch Rußland gedeckt war. Der letzte Ausgang hat die verständigen Erwägungen des Königs gerechtfertigt. Der heißen Ungeduld der Zeitgenossen genügten sie nicht, und auch die Nachwelt war lange ungerecht gegen den gewissenhaften Fürsten, weil die Historiker ihr Urteil allein aus den vertrauten Briefen der „guten Partei" schöpften und kalten Blutes alles wiederholten, was einst in der stürmischen Wallung edlen Zornes niedergeschrieben wurde. War doch die Aufregung jener argen Tage so ungeheuer, daß selbst der besonnene Scharnhorst einmal die harte Anklage aussprach, der König baue nur noch auf Rußland, habe kein Vertrauen mehr zu seinem Volke.

Ein unvorsichtiger Schritt Steins durchkreuzte plötzlich die kriegerischen Pläne. Ein Brief des Ministers, der den Fürsten Wittgenstein aufforderte die Unzufriedenheit im Königreich Westfalen zu schüren, fiel den Spähern Napoleons in die Hände und erschien am 8. September 1808 im Moniteur. Damit war Steins Fall entschieden. Der Imperator verlangte sofort die Entlassung des Verschwörers — sonst werde Friedrich Wilhelm sein Schloß an der Spree nie wieder sehen — und benutzte sogleich den unglücklichen Brief um die preußischen Unterhändler, die in Paris die Räumung des Landes durchsetzen sollten, einzuschüchtern und seinem Machtgebote zu unterwerfen. Sein Plan war gefaßt: er wollte zunächst das russische Bündnis von neuem befestigen, damit er in Sicherheit die große Armee aus Deutschland zurückziehen und gegen Spanien verwenden könne. Darum zeigte er sich jetzt bereit auf Alexanders orientalische Pläne einzugehen, versicherte dem Zaren, die beabsichtigte Räu-

mung Deutschlands sei nur ein der russischen Freundschaft gebrachtes Opfer, und lud ihn zu einer feierlichen Zusammenkunft ein: das furchtbare Bündnis der beiden Beherrscher des Abendlandes und des Morgenlandes sollte in seiner ganzen Pracht und Größe vor den erschreckten Weltteil treten. In der Tat nahm Alexander die Einladung an; die Hofburg aber wurde durch die kühne diplomatische Schwenkung des Imperators dermaßen eingeschüchtert, daß sie ihre Armee wieder auf Friedensfuß zu setzen versprach, wenngleich die Rüstungen in der Stille weitergingen.

Preußen stand wieder völlig vereinsamt, aller Mittel zum Widerstande beraubt. Am 8. September unterzeichnete Prinz Wilhelm die drückenden Bedingungen des Pariser Vertrags. Die rückständige Kontribution wurde auf 140 Mill. festgesetzt, die französische Armee zurückgerufen; der König sollte endlich seine Staatseinkünfte wieder erhalten, doch dafür mußte er bis zur Abtragung der Kriegsschuld die Oderfestungen Stettin, Küstrin und Glogau den Franzosen einräumen und sich verpflichten, weder seine Armee über 42 000 Mann hinaus zu verstärken noch eine Landwehr zu bilden. Napoleon gewann also zu den festen Plätzen der Elbe und der Weichsel auch noch den Besitz der Oderlinie, dazu sieben Etappenstraßen quer durch das preußische Gebiet, dergestalt, daß seinen Polen und Rheinbündnern und den 70 000 Franzosen, die er zwischen Elbe und Rhein noch zurückhielt, jederzeit der Eintritt offen stand. Er beherrschte Preußen militärisch so vollkommen wie bisher — auf unbestimmte Zeit hinaus, da die pünktliche Abzahlung der unerschwinglichen Schuld ganz außer Frage stand; er unterbrach die Rüstungen des verdächtigen Bundesgenossen und gewann zudem die freie Verfügung über seine große Armee sowie das Versprechen preußischer Hilfstruppen für den Fall eines Krieges mit Österreich!

Der König schwankte lange, ob er diese neue Mißhandlung hinnehmen dürfe. Er verlangte Herabsetzung der Kontribution, wollte weder die Oderfestungen preisgeben noch die Stärke seiner Armee sich vorschreiben lassen und am allerwenigsten sich von

seinem Minister trennen. Noch blieb ihm eine letzte Hoffnung: die Vermittlung Rußlands. Alexander aber hatte jetzt nur noch Augen für die Erwerbung der Moldau und Walachei; erst wenn dies Ziel seines Ehrgeizes erreicht war durfte man ihm wieder von der Befreiung Europas sprechen. Darum hielt er fest an dem französischen Bündnis und blieb, als er auf der Durchreise zu Napoleon den Königsberger Hof besuchte, den Mahnungen seines preußischen Freundes völlig unzugänglich: wohl oder übel müsse man sich mit Frankreich vertragen, er wolle zusehen, ob er von dem Imperator eine Milderung des Pariser Vertrags erlangen könne.

Im Oktober 1808 trafen die beiden Kaiser in Erfurt zusammen. Zum zweiten Male, wie vier Jahre zuvor in Mainz, hielt der Protektor Deutschlands einen glänzenden Hoftag unter seinen deutschen Vasallen. Talma spielte vor einem Parterre von Königen; in jeder Miene des Imperators, in jeder Förmlichkeit des Hofzeremoniells verriet sich die Verachtung des gekrönten Plebejers gegen seine hochgeborenen Bedienten. Taisez-vous! Ce n'est qu'un roi! rief der Offizier der Leibwache seinem Trommler zu, als dieser vor einem Könige von Napoleons Gnaden das Spiel rühren wollte. Die Anwesenheit der deutschen Könige sollte lediglich dem Zaren die Macht seines Verbündeten greifbar vor die Augen stellen; von den Verhandlungen blieb das Dienergefolge ausgeschlossen. In einem geheimen Vertrage verpflichtete sich Napoleon der Eroberung von Finnland und den Donaufürstentümern nichts in den Weg zu legen, dafür wurde Joseph Bonaparte von Rußland als König von Spanien anerkannt. Ein gemeinsamer Brief der beiden Kaiser forderte den König von England auf, seinerseits diesen Abmachungen beizutreten; wo nicht, so würden sie den Krieg mit ganzer Kraft weiter führen. Für Preußen erreichte der Zar nur die Herabsetzung der Kontribution um 20 Mill.; doch selbst dies einzige Zugeständnis mußte durch eine nochmalige schnöde Verletzung des Tilsiter Friedens erkauft werden. In Tilsit war dem Könige ein Gebiet von 400 000 Einwohnern zur Ent-

schädigung versprochen, falls Napoleon sich das hannoversche Land aneigne; diese Zusage wurde jetzt mit Alexanders Zustimmung zurückgenommen.

Napoleon schien befriedigt, er konnte jetzt unbedenklich an die Bändigung des spanischen Aufstandes gehen. Für die Ruhe in Deutschland sorgten der russische Freund und die wohlgerüsteten Rheinbundstaaten. Zum Abschied erließ der Imperator noch ein drohendes Schreiben an Kaiser Franz: daß er sich nicht unterstehe Widersetzlichkeit zu zeigen; „was Eure Majestät sind, das sind Sie durch meinen Willen!" Der Zar dagegen war tief verstimmt und beunruhigt. Er hatte den pöbelhaften Übermut des Glückberauschten aus der Nähe beobachtet, er hatte mit ansehen müssen, wie Napoleon den Prinzen Wilhelm von Preußen zu einer Hasenjagd auf dem Jenaer Schlachtfelde einlud und in Gegenwart seines russischen Freundes die Soldaten, die sich im Kriege gegen Rußland hervorgetan, mit dem Kreuze der Ehrenlegion schmückte. Alexander begann zu zweifeln, ob es denn nicht lächerlich sei, mit diesem Manne irgend etwas, und nun gar die Weltherrschaft teilen zu wollen, er fand keine Antwort, wenn ihm der wackere preußische Gesandte Schladen vorstellte, die Besetzung der Oderlinie solle doch offenbar einen Krieg gegen Rußland vorbereiten. Sein Mißtrauen wuchs und wuchs. Doch erst mußten seine Adler in Bukarest und Jassy Wache halten; bis dahin sollte das widerwärtige Bündnis noch aufrecht bleiben.

Dem Königsberger Hofe blieb jetzt keine Wahl mehr. Noch im Oktober fragte Graf Goetzen vertraulich in Wien an, ob Österreich sogleich die Waffen ergreifen wolle; es sei die höchste Zeit, daß Preußen sich erkläre. Scharnhorst und seine Freunde wünschten eine Berufung der Landstände, damit man noch einige Frist gewinne. Aber die Hofburg versagte sich, und was sollte ein Aufschub frommen, da die Franzosen noch im Lande standen und jede feindselige Regung sofort niederwerfen konnten? Der König tat das Notwendige, als er endlich schweren Herzens den Vertrag genehmigte. Der zögernde, behutsame Abmarsch der

französischen Truppen zeigte von neuem, wessen sich Napoleon von dem verhaßten Preußen versah; seine Kriegsgefangenen gab er erst zu Anfang 1809 frei. Nun war auch Stein nicht mehr zu halten; am 24. November nahm er seine Entlassung. Die kleine französische Partei am Hofe, der ängstliche alte Köckritz und die Hochkonservativen atmeten auf als der kühne Reformer schied; doch nicht diesen innern Feinden war er erlegen, sondern allein dem Machtworte Napoleons. Friedrich Wilhelm hatte das Äußerste gewagt, als er den Minister noch ein Vierteljahr lang gegen die Drohungen des Imperators beschützte. Stein selber warf sich späterhin vor, daß er nicht schon früher seinen unhaltbaren Posten verlassen habe, und Hardenberg schrieb bitter: welche Verblendung, daß ein Mann von Geist glauben konnte, dieser abscheuliche Brief würde ihm je verziehen werden!

In einem von Schön entworfenen Abschiedsschreiben erinnerte der Entlassene seine Beamten noch einmal an alle die gewaltigen Neuerungen dieses reichen Jahres — „der unerschütterliche Pfeiler jedes Thrones, der Wille freier Menschen ist gegründet" — und bezeichnete sodann in großen Zügen, was not tue: vor allem die Aufhebung der gutsherrlichen Gewalt und die Einführung der Reichsstände — „jeder aktive Staatsbürger habe ein Recht zur Repräsentation." Stein unterzeichnete ungern, er liebte weder die großen Worte noch die unbestimmten Allgemeinheiten. Doch gerade die doktrinäre Fassung dieses Aktenstücks gefiel nachher einem Zeitalter der liberalen Systemsucht; während die Welt die eigensten Ideen des großen Reformers, die Gedanken der Selbstverwaltung, geringschätzte und fast vergaß, blieb dies sein sogenanntes politisches Testament hoch in Ehren als das Programm der konstitutionellen Parteien. Der Scheidende nahm mit sich den Dank seines Königs, daß er „den ersten Grund, die ersten Impulse zu einer erneuerten, besseren und kräftigeren Organisation des in Trümmern liegenden Staatsgebäudes gelegt habe"; er vertraute, die Hebung der niederen Klassen und die neuen freieren Ideen würden bleiben und sich entwickeln.

Steins Fall war ein schlechthin unersetzlicher Verlust für Preußens inneres Leben, noch jahrzehntelang hat der Staat die Folgen dieses Schlages empfunden. Und doch lag eine tragische Notwendigkeit in dem tückischen Zufall, der jenen verhängnisvollen Brief in Napoleons Hände spielte. Es war unter allen Heimsuchungen, womit Preußen vergangene Sünden büßte, vielleicht die schwerste, daß die Monarchie einen Staatsmann von so rückhaltlosem Freimut jetzt nicht mehr zu ertragen vermochte. Dieser vulkanische Geist konnte seine vaterländischen Hoffnungen nicht auf die Dauer schweigsam in sich verschließen — das war sein Charakter und also sein Schicksal; er konnte das verdeckte diplomatische Spiel, dessen der Staat bedurfte, nicht mit behutsamer List durchführen und mußte früher oder später dem lauernden Gegner erliegen. Der Sturz des Ministers genügte der Rachsucht Napoleons noch nicht. Am 16. Dezember wurde durch ein kaiserliches Dekret aus Madrid le nommé Stein als ein Feind Frankreichs und des Rheinbundes geächtet und seine Güter eingezogen. „Sie gehören nun der Geschichte an," rief Gneisenau dem Verbannten zu. Die Nation wußte jetzt, wen unter den Deutschen der Imperator am bittersten haßte. Stein ertrug den Verlust mit gelassener Hoheit; ich habe, meinte er nachher gleichmütig, mehrmals im Leben mein Gepäck verloren. Als er einsam in der Winternacht durch das Riesengebirge fuhr, den schützenden Grenzen Österreichs entgegen, da erhob er sich die Seele an den Trostworten der Schleiermacherschen Predigt: was der Mensch zu fürchten habe? Unwandelbar fest stand ihm der fromme Glaube, daß Gott diese Herrschaft der Gewalt und der Lüge nicht dulden könne.

In Österreich aber wußte man mit einer solchen Kraft nichts anzufangen. Kaiser Franz glaubte der französischen Polizei willig alle die finsteren Märchen von den Umsturzplänen der Tugendbündler, ließ den gefährlichen Jakobiner insgeheim überwachen. Nur dann und wann durfte Stein den kaiserlichen Staatsmännern einen Rat erteilen. In Troppau verkehrte er viel mit Pozzo di Borgo: der persönliche Feind des Hauses

Bonaparte, den die Rachgier korsischer Vendetta ruhelos von Land zu Land peitschte, und der erste Mann der deutschen Nation fanden sich zusammen in gemeinsamem Hasse. Drei Jahre lang blieb der Geächtete ohne politischen Einfluß. Es war die Zeit, da Gneisenau die entsetzlichen Worte schrieb: „wir dürfen es uns nicht verhehlen, die Nation ist so schlecht wie ihr Regiment.“ Auch Stein unterlag während dieser Jahre des Harrens zuweilen der Verbitterung des Emigranten: er verlebte Augenblicke da er an dem unverbesserlichen Phlegma der nördlichen Deutschen verzweifelte und trostlos schrieb: möge denn Preußen untergehen! So fest wie sein König oder Hardenberg war dieser Reichsritter doch nicht mit dem Staate Friedrichs verwachsen, zur Not konnte er sich sein verjüngtes Deutschland auch ohne Preußen denken. Jetzt sah er in Europa nur noch zwei große Heerlager: dort das Weltreich, hier die Freiheit der Völker; mochten alle Teilfürsten und selbst die Hohenzollern versinken, wer immer den Deutschen die Befreiung brachte der sollte des Reiches Krone tragen. Erst das Frühjahr 1813 hat den heißblütigen Franken wieder ausgesöhnt mit dem norddeutschen Volke und ihn für immer der preußischen Sache gewonnen. —

Alsbald nach Steins Abgang geriet sein Reformwerk ins Stocken. Alle die bedeutenden Talente, die unter ihm gearbeitet, vermochten nichts mehr seit sein belebender mächtiger Wille fehlte. Der Staat bedurfte, solange die neue Organisation nicht vollendet war, eines leitenden Staatsmannes, dem die Minister sich unterordneten. Da indes Hardenberg durch Napoleons Mißgunst den Geschäften noch immer ferngehalten wurde und niemand sonst den Ausscheidenden ersetzen konnte, so behalf man sich mit einer kollegialischen Ministerregierung. Der neue Minister des Innern, Graf Alexander Dohna, war ein feingebildeter ehrenhafter Patriot — wie alle Söhne jenes alten protestantischen Heldengeschlechts, von dem das ostpreußische Sprichwort sagte: gut wie ein Dohna — doch weder ein ideenreicher Kopf noch ein Mann des durchgreifenden Entschlusses. Der König verhehlte sich nicht, daß die neue Organisation nicht mehr auf

halbem Wege stehen bleiben durfte; er überwand jetzt sogar seine Abneigung gegen das Repräsentativsystem, befahl dem Minister des Innern, die Neugestaltung der ständischen Verfassung sowie der ländlichen Polizeiverwaltung schleunig in Angriff zu nehmen. Sein gesunder Verstand erkannte, daß die Polizeigewalt der Gutsherrschaften das feste Bollwerk der alten ständischen Vorrechte bildete.

Kaum wurden diese Absichten des Monarchen ruchbar, so erhob sich wieder die Opposition der Landtage, und sie trat jetzt dreister auf als unter Steins kraftvollem Regimente. Die Stände der Kurmark verlangten trotzig, daß man sie zu der Beratung des Verfassungsentwurfes zuziehe. Die pommersche Ritterschaft protestierte auf ihrem Stargarder Landtage feierlich gegen jede Abänderung der alten Landschaftsverfassung, desgleichen gegen den Plan einer allgemeinen Einkommensteuer, während die Städte des Landes umgekehrt den König beschworen, bei seinen Plänen auszuharren, denn nur die Aufhebung der Privilegien könne die heute durch Mißmut niedergeschlagene tätige Vaterlandsliebe wieder erwecken. Die gesamte feudale Welt geriet in Unruhe. Der neue brandenburgische Oberpräsident Sack und die Mitglieder der Potsdamer Regierung, Vincke, Maassen, Beuth, Bassewitz, durchweg eifrige Anhänger der Reformpartei, lebten in beständiger Fehde mit den Ständen der Kurmark. Alle diese trefflichen Männer, die sich nachher sämtlich einen ehrenvollen Platz in Preußens Annalen erworben haben, bezichtigte Marwitz der revolutionären Gesinnung. Vornehmlich Sack galt bei den Landständen als der Ausbund bureaukratischen Jakobinertums. Und in der Tat stand die altväterische Schulden- und Steuerverwaltung, welche den Landtagen noch verblieben war, schlechterdings nicht mehr im Einklang mit der neuen strafferen Organisation der Behörden; die Potsdamer Regierung beantragte mit vollem Rechte eine gründliche Umgestaltung der Provinziallandtage und vor allem „Ausschließung der Stände von aller Administration“. Der alte Kampf zwischen der monarchischen Staatseinheit und dem altständischen Partikularismus entbrannte

von neuem, und Graf Dohna fühlte sich durch das leidenschaftliche Treiben der Privilegierten so entmutigt, daß er am Ende seiner Ministerlaufbahn rundweg aussprach: eine Reichsständeversammlung in solcher Lage wäre das Verderben des königlichen Hauses. In keinem Lande Europas, schloß er bitter, seien Sinn und Bildung für höhere Staatsangelegenheiten, überhaupt alle einem tüchtigen Repräsentanten nötigen Eigenschaften so unerhört selten wie in Preußen; dagegen fänden sich auch in keinem anderen Lande so viele vortreffliche Kräfte für das Detail der Geschäfte.

Allerdings war die Zeit für die Einführung konstitutioneller Staatsformen noch nicht gekommen. Ein preußischer Reichstag, jetzt berufen, drohte Steins ganzes Werk wieder in Frage zu stellen, zumal da der Freiherr selber nicht mehr mit der Wucht seiner Persönlichkeit für die Reform eintreten konnte. Unvermeidlich mußten in einer solchen Ständeversammlung die unzufriedenen Großgrundbesitzer den Ausschlag geben, und auch das Bürgertum bot den reformatorischen Absichten des Königs keinen sichern Rückhalt. Die Zünftler in den Städten fühlten schnell heraus, daß die Krone der Einführung der Gewerbefreiheit zusteuerte, und hielten um so zäher ihre alten Vorrechte fest; wiederholt mußte die kurmärkische Regierung gegen die Magistrate von Berlin und Potsdam einschreiten, wenn diese die halb vergessenen alten Strafmandate gegen Pfuscher und Auswärtige wieder anzuwenden versuchten. Aber der neue Minister verstand auch nicht einmal jenen Sinn für das Detail der Geschäfte zu benutzen, den er selber seinen Landsleuten nachrühmte. Für die Beseitigung der gutsherrlichen Polizei geschah gar nichts; und statt den fertigen Entwurf der Landgemeindeordnung entschlossen ins Werk zu setzen, ließ man neue Pläne ausarbeiten, die einander in kühnen Vorschlägen überboten und schließlich allesamt liegen blieben. Auch der Justizminister Beyme, der neuerdings ganz im Sinne der Reformpartei zu reden pflegte, brachte nichts weiter zustande, als daß er den alten Unterschied der adligen und der gelehrten Bank in den obersten Gerichts-

höfen endlich aufhob; an die Patrimonialgerichte wagte er sich nicht heran, trotz der Mahnung des Königs.

Und wie konnte vollends der ängstliche, stillfleißige Gelehrte Altenstein Ordnung bringen in das Chaos der Finanzen? Er sollte außer den ordentlichen Staatsausgaben monatlich 4 Mill. Franks von der Kontribution abzahlen, dazu die Schulden der letzten zwei Jahre, deren Höhe man noch gar nicht recht übersah, verzinsen, endlich Napoleons Truppen in den Oderfestungen versorgen. Und der unversöhnliche Feind fand der Mißhandlungen noch immer kein Ende: die Garnisonen in den Oderplätzen waren weit stärker als im Vertrage ausbedungen worden und erzwangen auf Befehl des Imperators eine Reihe völlig widerrechtlicher Leistungen und Lieferungen, so daß dem Lande in den drei Jahren nach dem Abzuge der großen Armee noch $10^3/_4$ Mill. Franks vertragswidrig abgepreßt wurden. Die Monarchie konnte, wie einst Frankreich vor dem Ausbruch der Revolution, dem Bankrott nur entgehen, wenn eine radikale Umgestaltung des gesamten Finanzwesens die Steuerkraft der höheren Stände zu den Staatslasten heranzog. Altenstein aber befürchtete, daß neue Steuern das verarmte Volk erdrücken würden. Er suchte zu helfen durch einige Domänenverkäufe, durch eine freiwillige Zwangsanleihe, durch einen hohen Stempel auf Juwelen, Gold- und Silbergeräte. Alles umsonst; und so oft man im Auslande ein Anlehen abzuschließen dachte, wurden die Versuche der preußischen Agenten durch die Diplomatie Napoleons durchkreuzt. Der Finanzminister erklärte endlich verzweifelnd im Namen seiner Amtsgenossen, solange diese Bedrängnis des Staatshaushalts währe sei an innere Reformen nicht zu denken. Die Regierung geriet allmählich wieder in denselben Zustand wohlwollender Untätigkeit, wie vor der Jenaer Schlacht; und der Stillstand war jetzt um vieles gefährlicher, zumal da neuerdings eine verhängnisvolle Unsitte einriß, die nachher unter Hardenbergs Regimente noch zunahm. Während früherhin der Gesetzgeber, wie seines Amtes ist, einfach befohlen hatte, wurde es in den neuen Gesetzen üblich, allerhand Reformen für die Zukunft in

Aussicht zu stellen, Versprechen zu geben, deren Tragweite niemand übersah; um so schlimmer nachher die Enttäuschung, wenn man die Verheißungen nicht halten konnte.

Nur in zwei Zweigen der Verwaltung blieb der große Sinn der Steinschen Tage noch lebendig: in der Armee und im Unterrichtswesen. Die Wiederherstellung des Heeres schritt unter Scharnhorsts Leitung rüstig fort, und das Ministerium ließ den unermüdlichen Organisator gewähren. Als er aber endlich mit seinen letzten und liebsten Gedanken heraustrat und im Februar 1810 ein Konskriptionsgesetz vorlegte, das jeden vom Lose Getroffenen ohne Unterschied zum persönlichen Dienst verpflichtete, da entspann sich im Schoße der Regierung ein denkwürdiger Streit um die Grundgedanken der modernen deutschen Heeresverfassung. Dort der alte ehrenwerte Eifer des Zivilbeamtentums für die Schonung der volkswirtschaftlichen Kräfte; hier ein großherziger politischer Idealismus, der die sittliche Bedeutung des Heerwesens höher anschlug als nationalökonomische Bedenken. Der Finanzminister fürchtete, die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht werde eine massenhafte Auswanderung veranlassen, und wollte nicht begreifen, was der Eintritt gebildeter junger Männer in die Reihen der Mannschaft nützen solle, da doch die kräftigen Leute aus den niederen Klassen die besten Soldaten abgäben. Die Offiziere hingegen, Scharnhorst, Boyen, Hake, Rauch, beriefen sich auf den im Allgemeinen Landrecht anerkannten Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze; sie fanden es ungerecht, daß der Unbemittelte zugleich Steuern zahlen und doch allein die Last des Waffendienstes tragen solle; sie erinnerten an die Armut jener beiden Klassen, welche für den preußischen Staat das Größte leisteten, des Adels und des Beamtentums; ja sie wagten zu behaupten was damals noch als eine Ketzerei erschien: die gebildete Jugend stelle die brauchbarsten Soldaten, denn sie bringe eine sittliche Kraft, das Prinzip der Ehre, in das Heer, während die ärmeren Klassen nur selten eine dauernde Anhänglichkeit an das Vaterland haben könnten. In Frankreich, erklärte Scharnhorst, habe die Stell-

vertretung einen unsittlichen Seelenhandel hervorgerufen; bei dem mannhaften Römervolke dagegen sei der Waffendienst ein Ehrenrecht der höheren Stände gewesen. Weder das Ministerium Dohna-Altenstein noch späterhin Hardenberg vermochte sich zu dieser ethischen Auffassung des Kriegswesens, welche Steins vollen Beifall fand, zu erheben, und überdies war die Einstellung aller Wehrfähigen unmöglich, solange der Staat nur 42 000 Mann Truppen halten durfte. Der große Plan blieb liegen bis zu der guten Stunde, da der Krieg erklärt und die Fesseln des Septembervertrags gesprengt wurden.

Unterdessen war Wilhelm von Humboldt an die Spitze des Unterrichtswesens getreten, jener perikleische Staatsmann, der zuerst mit voller Klarheit erkannte, Preußens Beruf sei „durch wahre Aufklärung und höhere Geistesbildung" den ersten Rang in Deutschland zu behaupten. Keiner hatte so wie er in den Ideen und Gestalten der klassischen Dichtung geschwelgt und den Becher der Schönheit so bis zur Hefe geleert. Keiner unter allen Nordländern stand den Universalgenies des Cinquecento so nahe, wie dieser allseitige Geist, der, heimisch in allen Freuden der Sinnlichkeit und auf allen Gebieten des Denkens, zugänglich jedem Eindruck und doch immer gesammelt und ganz bei sich selber, „das wahrhaft schöne von Kälte und Schwärmerei gleich ferne Dasein" des ganzen Menschen führte. Das Idealbild der freien Persönlichkeit ward Fleisch und Blut in diesem Aristokraten des Geistes. Sich selber auszuleben, die reiche Fülle seiner Gaben in einem schönen Wechsel von Genuß und Tat harmonisch zu entfalten, in gelassener Sicherheit erhaben über allem äußeren Zufall, das Leben selbst zu einem Kunstwerke zu gestalten — das war ihm die höchste Weisheit:

Nicht Schmerz ist Unglück, Glück nicht immer Freude:
Wer sein Geschick erfüllt, dem lächeln beide.

Niemals wollte er sich trennen von dem Glauben, daß Schauen und Erkennen, Bilden und Dichten den eigentlichen Inhalt der Menschengeschichte bilde, daß in diesem Scheine des Zeitlichen nur die Idee lebe, nur „des Geistes Sein, das un-

verstanden gefangen gehet in der Menschheit Banden". Ganz unbefangen, ohne jede Absicht der Überhebung schrieb er an Schiller, als Bonapartes Gestirn soeben aufging: „Der Maßstab der Dinge in mir bleibt fest und unerschütterlich; das Höchste in der Welt bleiben und sind die Ideen. Hätte ich einen Wirkungskreis wie den, der jetzt eigentlich Europa beherrscht, so würde ich ihn doch immer nur als etwas jenem Höheren Untergeordnetes ansehen." Noch im Alter, nach einer langen und reichen staatsmännischen Tätigkeit, sagte er einmal zu Gottfried Hermann, als er mit dem philologischen Freunde das Leipziger Schlachtfeld durchwanderte: „ja sehen Sie, Liebster! Reiche gehen zugrunde, wie wir hier sehen, aber ein guter Vers besteht ewig." Ein großer Schriftsteller konnte und wollte er nicht werden. Die Kräfte seines Geistes hielten einander so vollkommen das Gleichgewicht, daß keine einzige als die beherrschende heraustrat; darum fehlte seinem Stile, wie Schiller beklagte, die Kunst der Massen, die notwendige Kühnheit des Ausdrucks.

* *
*

So war die Lage der Welt, als Hardenberg die Leitung der preußischen Politik übernahm. Wenige Wochen nach seinem Eintritt traf den Monarchen ein erschütternder Schlag: Königin Luise starb gebrochenen Herzens, sie schwand dahin wie die Blume, die des Lichts entbehrt. Ihre letzten Sorgen noch hatten dem Vaterlande gegolten, Hardenbergs Rückkehr war zum guten Teile ihr Werk. Dem Witwer blieb eine namenlose Wehmut im Herzen zurück; niemals konnte er der Entschlafenen vergessen, niemals hat er das volle freudige Gefühl der Lebenslust wiedergefunden. Das treue Volk trauerte mit ihm. Soviel Raub, Hohn und Schmach hatte man ertragen; und nun war sie auch noch hingegangen, zu Tode gequält von dem rohen Sieger, die Holdeste und Edelste der deutschen Frauen! Die alte fromme Ehrfurcht der Germanen vor der Würde des Weibes ward wieder rege; mit schwärmerischer Andacht schaute

dies romantische Geschlecht zu dem Bilde der Verklärten empor, und zu all den zornigen Gedanken, die der preußischen Jugend das Herz bewegten, gesellte sich jetzt noch der Entschluß den Schatten dieser hohen Frau zu rächen. Auf Aller Lippen war das stolze Wort, das sie einst in den Tagen der höchsten Not gesprochen: „wir gehen unter mit Ehren, geachtet von Nationen, und werden ewig Freunde haben weil wir sie verdienen!“

Hardenberg hatte das sechzigste Lebensjahr bereits vollendet; er brachte freilich nicht die ungebrochene Lebenskraft, doch den zuversichtlichen Mut eines Jünglings mit in sein schweres Amt. Ein vornehmer Herr aus altem reichem Hause, wie Stein, war er von diesem durch Charakter, Lebensansicht, Bildungsgang weit geschieden. Die Schwächen des einen lagen genau da, wo der andere seine Stärke zeigte, und nicht zufällig entstand allmählich zwischen den beiden Reformern jene Abneigung, die zuerst von Stein mit leidenschaftlicher Heftigkeit ausgesprochen, nachher von Hardenberg etwas gutmütiger erwidert wurde. Weniger gründlich, aber vielseitiger gebildet als der Reichsritter hatte Hardenberg schon in seinen lockeren Studenten- und Reisejahren die Welt von allen Seiten her kennen gelernt, mit Menschen jeden Schlages, auch mit dem jungen Goethe, munter und geistreich verkehrt. Die Aufklärungsphilosophie des alten Jahrhunderts ergriff ihn weit stärker als jenen gläubigen Urgermanen; sein religiöses Gefühl blieb immer schwach, seine Duldsamkeit ehrlich und ohne Grenzen. Er sah das Leben an wie ein lustiger, feingebildeter Marquis der guten alten bourbonischen Zeit. Das Geld wollte zwischen seinen Fingern niemals haften; ein großes Vermögen war rasch durchgebracht. Bis in das höchste Alter verfolgten ihn ärgerliche häusliche Händel und frivole Abenteuer mit schlechten Weibern. In seinem Auftreten lag gar nichts von der überwältigenden Kraft und Großheit Steins; doch er war noch immer ein schöner Mann mit hellen, gütigen blauen Augen, mit einem herzgewinnenden Lächeln um den geistreichen Mund — eine Erscheinung, verführerisch für jede Frau, anmutig und gewandt in allen Bewegungen, dabei immer

heiter und harmlos witzig, ein Meister in der Kunst die Menschen zu behandeln. Und diese bestrickende Liebenswürdigkeit kam wirklich aus einem guten, menschenfreundlichen Herzen. Durchaus wahr schildert er einmal sich selber in seinem Tagebuche: „ich seufze über meine Schwächen, aber wenn sie Tadel verdienen, so tröste und erhebe ich mich an dem Gefühle des Wohlwollens, das den Grund meines Charakters bildet." Einen jeden nahm er von der besten Seite, dem Könige trat er mit einer ehrfurchtsvollen Zartheit entgegen, die dem gebeugten Monarchen in tiefster Seele wohl tat, und auch als mit den Jahren seine unglückliche Taubheit zunahm, blieb sein freundliches Herz ganz frei von dem natürlichen Fehler der Schwerhörigen, dem Mißtrauen. Wirklichen Haß hat er vielleicht nur gegen einen Menschen gehegt, gegen Wilhelm Humboldt; der blieb ihm verdächtig, „falsch wie Galgenholz," und niemals wollte er diesen sonderbaren Argwohn aufgeben, der irgendwelche bisher unbekannte persönliche Gründe gehabt haben muß.

Die aristokratischen Vorurteile seines hannoverschen Heimatlandes berührten ihn wenig. Seinen Platz auf den Höhen der Gesellschaft nahm er als ein selbstverständliches Recht in Anspruch, doch im täglichen Verkehr liebte er eine plebejische Umgebung, worunter einzelne Talente, wie Rother, aber noch mehr unwürdige Gesellen, die seine offene Hand mißbrauchten; hier war er der Herr und konnte sich gehen lassen. Auch in seinen politischen Überzeugungen verleugnete Hardenberg die Schule der französischen Aufklärung nicht. Eine Nacht des vierten August für Preußen, nicht durch die stürmischen Leidenschaften der Nation, sondern von oben her durch den besonnenen Willen der Krone herbeigeführt — das war von jeher sein Herzenswunsch. In dem neuen Königreich Westfalen fand er sein Staatsideal nahezu verwirklicht, nur daß in Preußen alles gerechter und ehrlicher zugehen sollte. Der echt deutsche Grundgedanke des Steinschen Reformwerks, die Idee der Selbstverwaltung ließ ihn immer kalt; ja er faßte mit den Jahren fast eine Abneigung dawider, da er den erbitterten Gegnern seiner sozialen Reformen, den

märkischen Junkern, die Fähigkeit zur Verwaltung des flachen Landes nicht zutraute. Eine wohlgeordnete Bureaukratie, beschränkt und beraten durch eine nicht allzu mächtige reichsständische Versammlung, sollte das freie Spiel der entfesselten sozialen Kräfte in Ordnung halten.

Hardenberg hatte zuerst im welfischen Staatsdienste, nachher in Franken jahrelang eine schwierige Landesverwaltung geleitet; sobald es ihm behagte sich um die Geschäfte zu bekümmern, fand er sich rasch auf den entlegensten Gebieten zurecht. Er arbeitete erstaunlich leicht; seine Entscheidungen, die er mit klaren, eleganten Schriftzügen, in gewandtem, durchaus modernem Deutsch an den Rand der Akten schrieb, trafen immer den Nagel auf den Kopf. Doch jene liebevolle Freude am Detail, die den großen Verwaltungsbeamten macht, hat er sich nie angeeignet; er gefiel sich in einem vornehmen Dilettantismus. Die laufenden Geschäfte überließ er gern den aufgeklärten jungen Beamten, die er sich in Franken herangezogen; die Finanzfragen behandelte er im häuslichen wie im öffentlichen Leben mit der Gleichgültigkeit des vornehmen Herrn. Seine Stärke war die diplomatische Tätigkeit. Wenige verstanden wie er, mit sicherem Blick den rechten Augenblick abzuwarten, in der peinlichsten Lage findig und hoffnungsvoll immer einen neuen Ausweg zu entdecken, in allen Windungen und Wendungen einer finassierenden Politik unverrückt dasselbe Ziel im Auge zu behalten. Selbst in diesem seinem eigensten Berufe beirrte ihn freilich oft ein bequemer Leichtsinn, eine gutherzige Großmut, die es nicht der Mühe wert hielt mit pedantischer Genauigkeit unerläßliche Forderungen festzuhalten. Schwer hatte er sich einst versündigt durch sein Vertrauen auf Frankreichs Freundschaft. Jetzt durch eine grausame Erfahrung von den alten Täuschungen gründlich geheilt, richtete er all sein Dichten und Trachten auf den Kampf der Befreiung. Wie oft hat er dem Grafen St. Marsan ins Gesicht gesagt, daß Preußen entschlossen sei mit dem Degen in der Hand zu siegen oder zu fallen. Aber nur im günstigen Augenblicke, nach genügender diplomatischer Vorbereitung durfte der

verzweifelte Krieg gewagt werden. Hardenberg war hochherzig genug, jahrelang „eine ungeheure Verkennung“ von seiten der Besten der Nation schweigend zu ertragen; und, fügte er mit gerechtem Selbstgefühle hinzu, „dazu gehört mehr Mut als um einer Batterie entgegenzugehen.“

Er war ein Preuße vom Wirbel bis zur Zehe; weit tiefer als Stein hatte er sich mit der Staatsgesinnung seines selbstgewählten Vaterlandes erfüllt. Auch in den Tagen seiner napoleonischen Träume blieb Preußens Größe sein höchstes Ziel, und ohne jedes Bedenken riet er zur Einverleibung seiner welfischen Heimatlande, weil sie für Preußen unentbehrlich seien. So innig er auch sein großes Vaterland liebte, mit der idealen Größe des deutschen Volksgeistes wollte er den Kampf gegen die harte Wirklichkeit des napoleonischen Reichs nicht beginnen; alle phantastische Deutschtümelei lag seiner Besonnenheit fern. Er rechnete, ruhiger als Stein, immer nur mit diesem gegebenen preußischen Staate; nur ein Bund dieser Monarchie mit Österreich, das stand ihm fest seit den Bartensteiner Tagen, konnte das Weltreich zerschmettern.

In Braunschweig, in Franken und nachher als Kabinettsminister während des ostpreußischen Feldzugs hatte er ein nahezu unumschränktes Regiment geführt. So war durch die Gewohnheit des Befehlens nach und nach ein eigenrichtiger, herrschsüchtiger Zug in seinen Charakter gekommen, der zu seiner heiteren Liebenswürdigkeit wenig stimmte, doch mit den Jahren sich verschärfte. Menschlich genug, daß er das Bedürfnis fühlte, sich wegen der vergangenen Irrtümer vor der Nachwelt zu rechtfertigen und in seinen Denkwürdigkeiten, nicht immer ganz ehrlich, alle Schuld der Katastrophe des alten Staates auf andere Schultern abzuwälzen suchte. Aber auch in den Tagebüchern, die nur für sein eigenes Auge bestimmt waren, begegnet uns fast niemals das Eingeständnis eines Irrtums; wer ihm widerspricht, wird mit schnöden Worten abgefertigt, auch den König selbst trifft oft wegwerfender Tadel, und doch hatte Friedrich Wilhelms Nüchternheit bei solchen Streitigkeiten fast immer recht! Harden-

berg blieb sein Leben lang in dem völlig grundlosen Wahne, seine Rigaer Denkschrift vom Herbste 1807 bilde eigentlich den Ausgangspunkt für das preußische Reformwerk; er äußerte oft mit Bitterkeit, andere hätten ihm den wohlverdienten Ruhm hinweggenommen. Die Seelengröße Steins hat an Fragen dieser Art nie gedacht.

Als Hardenberg jetzt in die Geschäfte zurückgerufen wurde, bedang er sich eine Machtvollkommenheit aus, die allerdings zum Teile durch die Notlage des Staates geboten war, aber weit über das Notwendige hinausging und allen Traditionen des preußischen Beamtentums widersprach. Er wurde Staatskanzler, erhielt die oberste Leitung des gesamten Staatswesens, übernahm die Ministerien des Innern und der Finanzen unmittelbar, und da auch der Minister des Auswärtigen, Graf Goltz in allem und jedem den Befehlen des Kanzlers zu folgen hatte, so blieben nur die Justiz und das Kriegswesen in einiger Selbständigkeit. Ein festes Gehalt nahm der Staatskanzler nicht an; die Generalstaatskasse zahlte was er brauchte. Wie die Dinge lagen war es ein heilvolles Geschick für Preußen, daß diese in jedem Sinne leichtere Natur jetzt die Erbschaft des Freiherrn vom Stein antrat. Der Jünger der neufranzösischen Philosophie konnte dreister, als es der Reichsritter vermocht hätte, die notwendigen Folgerungen ziehen aus den Gesetzen des Jahres 1808; die Verschlagenheit des Diplomaten konnte gewandter als Steins dämonische Leidenschaft durch kluges Lavieren die deutschen Dinge hinhalten bis der offene Kampf möglich wurde.

* *
*

Die Stunde für Deutschlands Befreiung hatte geschlagen. Niemand erkannte dies früher als Stein, der den russischen Feldzug von Haus aus nur als Vorspiel der deutschen Erhebung betrachtete. Er stand während des Krieges an der Spitze des deutschen Komitees in Petersburg, betrieb die Ausrüstung der Deutschen Legion, die nach seinen Plänen den Kern des künftigen deutschen Heeres bilden sollte, und scheute sich nicht, unter den Rheinbundstruppen Aufrufe verbreiten zu lassen, die sie zur

Fahnenflucht verleiten sollten. Was galten ihm auch die Eide, die den Sklaven des Zwingherrn geschworen waren? Zugleich schrieb der tapfere Arndt seinen Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann, ein köstliches Volksbuch, das in vielen Tausenden von Exemplaren verbreitet, mit seiner einfältigen Wahrhaftigkeit, seiner frommen biblischen Sprache das gläubige Geschlecht im Innersten erschütterte: denn wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Übermut steuert tut Gottes Dienst; das ist der Krieg, welcher dem Herrn gefällt; das ist das Blut, dessen Tropfen Gott im Himmel zählt! Bei Hofe kam man dem deutschen Freiherrn anfangs mit Mißtrauen entgegen; doch wie er nun vom ersten Augenblicke an die Niederlage des Feindes unbeirrt voraussagte und in seiner Herzensfreude über die Treue, den Opfermut, die religiöse Begeisterung des russischen Volkes immer froher und liebenswürdiger wurde, da flogen ihm alle edlen Herzen zu und vor allen die Frauen empfanden die natürliche Verwandtschaft, welche das sichere Gefühl des Weibes mit dem Genius verbindet.

Lange bevor der Untergang der großen Armee sich entschied, schon im September entwarf er Pläne für Deutschlands künftige Verfassung — das Idealste und Verwegenste was je zuvor über deutsche Politik gedacht worden. Und dies bildet, nächst seiner Teilnahme an der Umgestaltung Preußens und der Befreiung Europas, das dritte welthistorische Verdienst des Mannes: er hat früher und schärfer als irgendein Staatsmann die Einheit Deutschlands, ohne Phrasen und Vorbehalte, als das höchste Ziel deutscher Staatskunst aufgestellt. Wer ihm von Schonung der althergebrachten Zersplitterung redete, dem erwiderte er: einen solchen Zustand wiederherstellen ist gerade so als wollte man darauf bestehen, daß ein toter Mann auf seinen Beinen stehen solle weil er es tun konnte solange er noch lebte. Jede Rücksicht auf die Dynastien schien ihm unwürdig: als ob es in Deutschland darauf ankäme, ob ein Mecklenburg oder Bayern existiere, und nicht ob ein starkes, festes, kampffähiges deutsches Volk ruhmvoll im Krieg und Frieden dastehe;

sollte dieser Krieg dahinführen, daß die alten Streitigkeiten der deutschen Montecchi und Capuletti wieder auflebten, dann wäre der große Kampf mit einem Possenspiele beendigt! Sein Ziel war „die Einheit und, ist sie nicht möglich, ein Auskunftsmittel, ein Übergang". Jetzt, da der gesamte Länderbestand Europas ins Wanken kam, meinte er selbst das Höchste erreichbar; eine große Monarchie von der Weichsel bis zur Maas, ebenso Italien zu einer geschlossenen Masse verbunden — ganz Mitteleuropa zurückgeführt in einen Zustand „der Kraft und Widerstandsfähigkeit". Sei dies nicht möglich, so solle man Deutschland nach dem Laufe des Mains zwischen Österreich und Preußen teilen, die Rheinbundsfürsten als betitelte Sklaven und Untervögte des Eroberers behandeln, auch die von Napoleon verjagten Fürsten nicht wieder einsetzen. Könne man auch dies nicht erreichen, so bleibe als letzter Ausweg, daß man jedem der beiden „verfassungsmäßigen Königreiche" Österreich und Preußen einige Kleinstaaten als Vasallen unterordne, etwa Bayern, Württemberg, Baden mit geschmälertem Gebiete der südlichen, Hannover, Hessen, Oldenburg, Braunschweig der nördlichen Macht.

Wohl oder übel suchte er also seine unitarischen Wünsche mit den Ideen des Bartensteiner Vertrags in Einklang zu bringen. Auf jeden Fall sollte der Befreiungskrieg mit radikaler Kühnheit geführt, das eroberte deutsche Land als herrenloses Gut vorläufig von einem Verwaltungsrate der Verbündeten regiert werden. Unter den Verbündeten dachte er sich zunächst Rußland, Österreich und England; ihnen komme es zu das zaudernde Preußen mit sich fortzureißen. So tief war sein Widerwille gegen die listenreiche Politik Hardenbergs. Die zwingenden Gründe, welche das Verhalten des Königs in den Jahren 1809 und 1811 bestimmt hatten, wollte der Erzürnte niemals gelten lassen, und obwohl die feurigen Patrioten, die ihn in Petersburg umgaben, allesamt Norddeutsche waren, so glaubte er noch immer nicht recht an die kriegerische Leidenschaft dieser kalten und langsamen Stämme.

Gleichviel welcher Teil des Vaterlandes sich zuerst erhöbe

— daß der Krieg wie ein reißender Strom über die deutschen Grenzen hineinfluten müsse, verstand sich dem Reichsritter von selber. Für diesen Gedanken suchte er den Zaren zu gewinnen, und er fand leichtes Spiel. Alexander war in tiefster Seele erschüttert; in dem Rausche des Sieges traten alle edlen und alle phantastischen Züge seiner Natur zutage. Vor kurzem noch hatte er die ungeheure Last der Sorge kaum zu tragen vermocht, die Nachricht von dem Brande von Moskau hatte sein Haar in einer Nacht gebleicht. Nun war Rußland befreit wie durch ein Wunder des Himmels, nun fühlte er sich auserwählt durch Gottes Gnade, als ein Heiland der Welt die geknechtete Erde von ihrem Joche zu erlösen; nichts billiger darum als ein reicher Lohn für den Weltbefreier. Sofort nahm er seine polnischen Pläne wieder auf, doch in aller Stille; sein deutscher Ratgeber erfuhr kein Wort davon. Die Befreiung Deutschlands sollte dem Zaren die Krone der Jagiellonen bringen; die Interessen der Menschheit stimmten wieder einmal ganz wundersam mit den dynastischen Wünschen des Hauses Gottorp überein! Schon im November war Alexander so gut wie entschlossen seine Waffen nach Deutschland zu tragen. Der Kanzler Rumjanzow, der die Politik der freien Hand vertrat, verlor allen Einfluß; der deutsche Freiherr behauptete sich in der Gunst des Zaren und zeigte bereits in einer Denkschrift der russischen Regierung die Mittel, welche ihr nachher ermöglichten, vierzig Millionen Rubel Papiergeld in Deutschland umzusetzen und also den Krieg fortzuführen.

Wunderbar doch, wie sicher der große Patriot den springenden Punkt in der Lage der Welt — die Notwendigkeit der deutschen Schilderhebung — herausfand, und wie gröblich er sich in allem Einzelnen irrte. Er kannte weder die Schwäche der russischen Streitkräfte, noch die bedachtsame Ängstlichkeit des Wiener Hofes, weder die Unfähigkeit des englischen Tory-Kabinetts, noch den stumpfen Partikularismus der Völkchen in den deutschen Kleinstaaten, die nirgends daran dachten, sich wider den Willen ihrer Dynastie zu erheben. Doch am allerwenigsten kannte er den heiligen Zorn, der in den Herzen der Preußen kochte, und die

stillen Hoffnungen, womit ihr König sich trug; eben dieser Staat, den der Freiherr sich nur im Schlepptau der anderen Mächte denken konnte, sollte den Anstoß geben zu dem europäischen Kriege. Hardenberg hatte sich während des Sommers bemüht das Einverständnis mit Österreich zu befestigen und deshalb im September den Flügeladjutanten von Natzmer nach Wien gesendet. Der Bevollmächtigte fand in Wien eine überaus freundliche Aufnahme. In seinem Antwortschreiben beteuerte Metternich mit Wärme, er vermöge die Interessen der beiden Staaten nicht voneinander zu trennen; greifbare Versprechungen gab er jedoch nicht. Als nun der Krieg sich in die Länge zog, da begann der König zu hoffen, daß sein russischer Freund diesmal endlich ausharren würde; schon am 29. Oktober, noch ehe die Nachricht von dem Moskauer Brande eingetroffen war, erklärte er sich bereit zu einem Wechsel des politischen Systems, aber nur im Bunde mit Österreich. Neue vertrauliche Anfragen in Wien hatten geringen Erfolg. Die Hofburg behauptete noch die gleiche Haltung wie in der Krisis von 1811: sie hatte nichts dawider, wenn Preußen sein Glück versuchte, wollte aber selber aus ihrer so viel besser gesicherten Position nicht heraustreten. Gewaltigen Eindruck hinterließ in Berlin wie überall die unglaubliche Nachricht von der Verschwörung des Generals Mallet: wie dieser Tollkopf durch das Märchen von Napoleons Tode die höchsten Behörden überrumpelt und während einiger Stunden Paris beherrscht hatte. So morsch war schon der Grund, worauf das Weltreich fußte! Dann kam die Kunde von Napoleons Rückkehr, bald darauf (16. Dez.) aus Dresden ein Schreiben des Flüchtlings an den König, das unbefangen, als sei gar kein Zweifel möglich, die Verstärkung des preußischen Hilfskorps verlangte: kein Wort von Entschädigung, kein Wort über die Bezahlung der preußischen Lieferungen vom letzten Frühjahr! Der Imperator meinte Preußen genugsam gefesselt und versah sich keiner Weigerung. In der Tat überschätzte Hardenberg die Bedeutung der russischen Katastrophe nicht. Er begriff, daß Napoleons unritterliche Flucht politisch ebensowohl erwogen war

wie einst sein heimlicher Abzug aus Ägypten; er wußte, was dieser Mann bedeutete und sah voraus, daß der Imperator in kurzem mit einem gewaltigen Heere zurückkehren würde.

Der sofortige offene Abfall war unmöglich, nicht bloß weil die Gewissenhaftigkeit des Königs selbst einen erzwungenen Bund nicht ohne stichhaltige völkerrechtliche Gründe auflösen wollte, sondern auch weil die französischen Streitkräfte in den Marken vollauf genügten eine plötzliche Erhebung im Keime zu ersticken. Dagegen waren alle tüchtigen Männer am Hofe darüber einig, daß die Gunst des Glücks benutzt, der Anschluß an Rußland und Österreich sofort vorbereitet werden müsse. Der bedächtige konservative Kabinettsrat Albrecht erklärte schon am 17. Dez. in einer Denkschrift, welche der Monarch vollständig billigte: jetzt oder niemals müsse durch die Erhebung der drei Ostmächte das unerträgliche fremde Joch abgeschüttelt werden, wenn man nicht „für die gegenwärtige Generation, vielleicht für immer, auf Selbständigkeit verzichten" wolle. Auch Knesebeck, der Mann des Friedens, mahnte jetzt hochpathetisch: „Es ist Zeit!" und selbst der schroffe Junker Marwitz eilte ungeladen zu seinem Todfeind Hardenberg, stellte sich ihm zur Verfügung.

Der König brauchte noch lange Zeit bis er die einzige Größe dieser Tage ganz begriff. Unentschlossen von Natur, tief niedergebeugt durch die Leiden der letzten Jahre, noch ohne herzhaftes Vertrauen zu seinem Volke, wußte er auch noch nicht, wie gänzlich die Gesinnung seines russischen Freundes, der ihn einst so kaltsinnig preisgegeben, schon verwandelt war. Nur im Bunde mit Österreich und gedeckt durch sichere diplomatische Verträge wollte er das Ungeheure wagen. Hardenberg sah von vornherein weiter; er sprach sofort aus: nötigenfalls müsse man auch ohne Österreichs Hilfe schlagen, da diese Macht zum mindesten nicht feindlich auftreten würde. Am zweiten Weihnachtstage legte der Staatskanzler sein Programm vor: er riet, sofort zu rüsten, im Angesichte des Feindes und darum dem Scheine nach zu Frankreichs Gunsten. „Es ist von der äußersten Wichtigkeit" — so schrieb er — „vorerst die größte Anhänglichkeit

an Napoleons System und Allianz zu zeigen und allen unseren Maßregeln die Gestalt zu geben als ob sie für Frankreich geschähen, daher auch die Konzentration und Vermehrung unserer Streitkräfte als eine Folge der französischen Anforderungen darzustellen und herauszuheben sein wird." Sein Plan war, daß Österreich und Preußen als bewaffnete Mediatoren zwischen die kriegführenden Mächte treten sollten; lehnte Napoleons Hochmut, wie vorauszusehen, die Bedingungen der Vermittler ab, so war der Rechtsgrund zum Kriege gegeben. Mittlerweile solle sich der König in das sichere Schlesien begeben und von dort aus zur rechten Zeit sein Volk unter die Waffen rufen. Der König genehmigte alles. Wo der neue Feldzug beginnen würde, das ließ sich freilich im Augenblicke noch nicht ahnen; der Staatskanzler meinte: am Rhein, der König: in Polen und Litauen. „Schlagen muß man und vernichten" — so lautete Friedrich Wilhelms Ansicht — „das aber geschieht zuverlässiger im Norden als am Rhein, bis wohin Rußlands Macht nie mit ganzer Kraft kommen kann und beinah nicht kommen darf." Als dies unheimliche Jahr im Sterben lag, rief man in Berlin bereits die Beurlaubten ein, befahl die Bildung von Reservebataillonen und entwarf die Instruktion für Knesebeck, der als Unterhändler nach Wien gehen sollte. Das Eis war gebrochen, und die entfesselten Fluten des Völkerzornes brausten bald so gewaltig dahin, daß die Krone nicht mehr zurückweichen konnte. Bange Wochen vergingen noch bis man vor dem überlisteten Feinde das Visier aufschlagen durfte, und noch manche schwache Stunde des Zauderns, des Zweifelns und des Schwankens mußte überstanden werden; doch weder der König noch sein Kanzler ist dem einmal ergriffenen rettenden Gedanken je wieder ganz untreu geworden.

Den Massen des Volkes, die mit wachsender Ungeduld den Ruf des König erharrten, blieb dieser Umschwung der preußischen Politik natürlich verborgen. Ein Glück daher, daß von anderer Seite her eine Tat gewagt wurde, die dem Volke wie ein weithin leuchtendes Signal verkündete, die Zeit des Harrens sei zu Ende.

Die Notwendigkeit der großen Wandlungen des historischen Lebens erscheint dann am anschaulichsten, wenn sie durch widerwillige Werkzeuge vollstreckt werden. Wer hätte auch nur für denkbar gehalten, daß General York, der Befehlshaber des preußischen Hilfskorps jemals an seinem Fahneneide deuteln könnte? Vor langen Jahren war der Jüngling einst wegen Ungehorsams aus der friderizianischen Armee entlassen worden; als er dann nach langen abenteuerlichen Fahrten gereift und gesetzt wieder eintrat, erschien er den Soldaten wie der gestrenge Geist der altpreußischen Mannszucht. Der Mannschaft klopfte das Herz, wenn die hagere straffe Gestalt des alten Isegrimm mit der drohenden Falte über der Adlernase auf dem Braunen daherritt. Kein Fehler entging den harten stechenden grauen Augen; jedes Schimpfwort ließ sich leichter ertragen als der gemessene und doch so furchtbare, so tief demütigende Tadel von diesen stolzen herrischen Lippen. Die Offiziere sagten wohl, er sei scharf wie gehacktes Eisen; sie errieten aus dem rastlos wechselnden Mienenspiele der finsteren Züge, wieviel Ehrgeiz, wieviel heiße Leidenschaft, durch eiserne Willenskraft mühsam gebändigt, in dem wortkargen, unliebenswürdigen Manne arbeitete. Die Truppen vertrauten ihm unbedingt, denn sie kannten seine Tapferkeit und Umsicht aus den Kämpfen von Altenzaun und Lübeck und sie wußten, wie eifrig der durch und durch praktische Offizier für Kleidung, Proviant und Quartiere seiner Leute sorgte. Wie in Marwitz die Standesgesinnungen des Landadels, so verkörperte sich in York der schroffe Stolz des alten Offizierskorps; gegen die neumodischen Narrheiten der Reformer war ihm kein Hohn zu giftig. Er haßte die Franzosen, die ihm seine Fahnen entehrt und den stolzen Bau der altpreußischen Ordnung über den Haufen geworfen hatten, mit dem ganzen Ingrimm seiner vulkanischen Natur; doch für die Kameraden, die den Dienst des Königs verließen um nach Rußland zu gehen, hatte er nur Worte herber Verachtung, sie waren ihm Verräter und Deserteure.

Die preußische Division gehörte während des Kriegs zu dem Korps Macdonalds und rückte auf dem äußersten linken

Flügel der großen Armee in die Ostseeprovinzen ein. So widerwillig die Truppen dem französischen Oberbefehle folgten, sie brannten vor Begier, jetzt unter den Augen der Sieger von Jena zu zeigen, was preußische Tapferkeit vermöge. York durfte sich rühmen, daß seine Schar an kriegerischer Tüchtigkeit keinem anderen Korps der großen Armee nachstand, in fester Mannszucht alle übertraf; er hielt sie geschlossen zusammen, bewahrte sie vor jener Vermischung mit fremdem Kriegsvolk, die in den Heeren des Weltreichs grundsätzlich begünstigt wurde, und zeigte den Franzosen durch schroff abweisenden Stolz, daß sie nicht rheinbündnerische Vasallen, sondern das Hilfskorps eines freien Königs vor sich hätten. Die trübe, durch die jammervollen Erlebnisse dieser sechs Jahre verbitterte Stimmung der Truppen wich einem kräftigen, trotzigen Selbstgefühle, als sie in dem glänzenden Treffen von Bauske und in vielen anderen rühmlichen Gefechten die alte friderizianische Kühnheit und zugleich ihre Gewandtheit in den Künsten der beweglichen neuen Taktik erprobt hatten. Die aus allen Waffengattungen gemischten Brigadeverbände bewährten sich ebenso trefflich wie die neuen Exerzierreglements vom Januar 1812. York behauptete den Herbst über seine gefährliche Position in Kurland; erst der Untergang des Hauptheeres nötigte auch den linken Flügel zum Rückzuge. Macdonalds Korps erhielt Befehl die Trümmer der großen Armee im Rücken zu decken und den nachdrängenden Russen den Einmarsch nach Ostpreußen zu verbieten.

Schon seit Wochen hatten der schlaue Italiener Paulucci und andere russische Befehlshaber den preußischen General zum Übertritt zu bereden versucht. Immer vergeblich. Auch die patriotischen Aufrufe in dem Rigaer Zuschauer des wackeren Patrioten Garlieb Merkel ließen den Verächter der Literaten kalt. Aber dem scharfen Soldatenblicke Yorks entging nicht, daß sein wohlgeordnetes kleines Korps — es mochte jetzt noch an 13000 Mann zählen — nach der Katastrophe der Hauptarmee einen ganz ungeahnten Wert erlangte. Folgte er den Befehlen Macdonalds, so konnten die wenigen Russen, die weiter südlich

schon in Ostpreußen eingedrungen waren, sich dort nicht halten, die Franzosen blieben stark genug dem russischen Korps des Fürsten Wittgenstein die preußische Grenze zu sperren, und der russische Krieg endete nach menschlichem Ermessen mit einem nutzlosen Kosakenstreifzug am Niemen — freilich nur wenn das preußische Korps mit übermenschlicher Selbstverleugnung sich für seine gehaßten Bundesgenossen aufopferte. Schieden die Preußen aus dem Kriege aus, so drang das russische Heer über die deutsche Grenze hinüber, und der König — das ließ sich vermuten — ward fortgerissen zu dem großen Entschlusse, welchen York seit Jahren ersehnte. Eine Welt von widersprechenden Gedanken stürmte auf den eisernen Mann ein; während der Schlacht kalt und sicher, war er vor dem Kampfe immer aufgeregt und schwarzsichtig. Sollte er seine treuen Truppen, den Kern des preußischen Heeres, preisgeben für die Rettung des Todfeindes der Deutschen oder durch einen eigenmächtigen Schritt Thron und Leben seines Königs, der noch immer in der Gewalt der Fremden war, gefährden? Sollte er jetzt, in Ehren grau geworden, nochmals dem strengen Gesetze des Krieges den Gehorsam versagen, wie einst, da der vorwitzige Knabe aus der Armee verjagt wurde, und sein Leben schimpflich auf dem Sandhaufen schließen — oder diese große Stunde des Gottesgerichts unbenützt vorüberstreichen lassen? Auf wiederholte Anfragen in Berlin kam nur die Erwiderung: er möge nach den Umständen handeln — eine Antwort, die lediglich erraten ließ, daß der König sich an das französische Bündnis nicht für immer binden wolle.

Den Ausschlag gab ein Schreiben Alexanders vom 18. Dezember, das bestimmt versicherte, der Zar sei bereit mit dem Könige ein Bündnis abzuschließen und die Waffen erst niederzulegen wenn Preußen die Machtstellung vom Jahre 1805 wieder erreicht habe. Hier also des Königs alter Freund und die Aussicht auf Wiederherstellung des alten Ruhmes, dort der arge Feind, von dem York wußte, daß er nur auf Preußens Vernichtung sann. Bewegt wie ein Mann nur sein kann

kündete der General seinen Offizieren die gefaßte Entscheidung an: „so möge denn unter göttlichem Beistand das Werk unserer Befreiung beginnen und sich vollenden.“ Mit hellem Jubel stimmten ihm die Getreuen zu. Am 30. Dezember traf York in der Poscheruner Mühle bei Tauroggen mit den russischen Unterhändlern zusammen — es waren durchweg geborene Preußen, Diebitsch, Clausewitz, Friedrich Dohna — und unterzeichnete eine Konvention, kraft deren sein Korps in den Landstrich zwischen Memel und Tilsit zurückging, um dort die weiteren Befehle des Königs zu erwarten. Mehr wollte der pflichtgetreue Soldat nicht wagen. An dem Könige war es die Verbindung mit Rußland zu befehlen. Ihm legte York in einem Briefe, den er mit seinem Herzblute schrieb, seinen alten Kopf zu Füßen: „Jetzt oder nie ist der Moment, Freiheit, Unabhängigkeit und Größe wiederzuerlangen. In dem Ausspruche Eurer Majestät liegt das Schicksal der Welt!“

Die Konvention von Tauroggen hat nicht, wie ihr kühner Urheber hoffte, den König fortgerissen zum Anschluß an Rußland; der Monarch hatte bereits, allerdings noch zaudernd, einen neuen Weg eingeschlagen. Sie kam sogar dem Staatskanzler sehr ungelegen, da sie ihn leicht nötigen konnte sein fein berechnetes Spiel allzufrüh aufzudecken. Aber sie öffnete die deutschen Grenzen den Russen, sie ermöglichte den Ostpreußen sich für Deutschlands Befreiung zu erheben, sie gab den Massen zuerst die frohe Gewißheit, daß der Würfel gefallen sei. Als der Morgen des schlachtenreichsten Jahres dieser blutigen Zeit heraufgraute, erwachte überall, wo Friedrichs Adler wehten die alte Waffenfreude der Germanen, und weithin über das preußische Land erklang der Weckruf des eisernen York: Jetzt oder niemals!

Der Anfang des Befreiungskrieges.

Den französischen Gesandten hielt der Staatskanzler immer noch mit freundlichen Worten hin; je länger der offene Bruch sich hinausschob, um so sicherer konnte die Ausrüstung der Linien-Armee vollendet werden. St. Marsan war dem Hoflager nach Breslau gefolgt und ließ sich nach einigen Verwahrungen sogar über den Aufruf vom 3. Februar beruhigen, da Hardenberg ihm nachwies, daß der mittellose Staat ohne die freiwilligen Opfer seiner Bürger nicht bestehen könne. Noch am 27. erkundigte er sich bei dem Staatskanzler freundschaftlich: was wohl Anstetts „außerordentlicher" Besuch zu bedeuten hätte. Er sah noch mit an, wie die Scharen der Freiwilligen aus allen Provinzen in der schlesischen Hauptstadt eintrafen, wie der König, „um der herzerhebenden allgemeinen Äußerung treuer Vaterlandsliebe ein äußeres Kennzeichen" zu geben, das Tragen der Nationalkokarde anordnete und dann an Luisens Geburtstag seinen alten Plan, die Stiftung des eisernen Kreuzes, ausführte. Der Wohlmeinende wollte nicht glauben, daß dies kleine Preußen den lächerlich ungleichen Kampf wagen könne, und kam erst zur Einsicht als mit dem Einzuge des Zaren in Breslau (15. März) jede Täuschung unmöglich wurde. Noch beim Abschied beschwor er den Staatskanzler, diesen Fürsten und dies Land, die er lieb gewonnen, nicht ins Verderben zu stürzen; alle diese Knaben und Jünglinge würden den König gegen die Übermacht seines Kaisers nicht schützen. Am 16. März teilte ihm Hardenberg

amtlich mit, daß Preußen sich mit Rußland verbündet habe. Der Krieg war erklärt.

Am folgenden Tage unterzeichnete Friedrich Wilhelm das Landwehrgesetz und den „Aufruf an Mein Volk". Es war die Rückkehr zur Wahrheit und zum freien Handeln, wie Schleiermacher in einer freudevollen Predigt sagte. Das treue Volk atmete auf, da nun endlich jeder Zweifel schwand, die allzu harte Prüfung der Geduld und des Gehorsams vorüber war. So hatte noch nie ein unumschränkter Herrscher zu seinem Lande geredet. Ein Hauch der Freiheit, wie er einst die äschyleischen Kriegslieder der Hellenensöhne erfüllte, wehte durch die schlichten, eindringlichen Worte, die der geistvolle Hippel in guter Stunde entworfen hatte. Mit herzlichem Vertrauen rief der König seine Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern und Litauer bei ihren alten Stammesnamen an und entbot sie zum heiligen Kampfe: „Keinen anderen Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag!" Und nun stand es auf, das alte waffengewaltige Preußen, das Volk der Slawenkämpfe, der Schwedenschlachten und der sieben Jahre, und ihm geschah wie jenem Helden der germanischen Sage, der beim Anblick seiner Fesseln so in heißem Zorn entbrannte, daß die Ketten schmolzen. Kein Zweifel, kein Abwägen der Übermacht des Feindes; alle dachten wie Fichte: „Nicht Siegen oder Sterben soll unsere Losung sein, sondern Siegen schlechtweg!" „Mag Napoleon noch so oft Schlachten gewinnen" — schrieb Scharnhorst — „die ganze Anlage des Krieges ist so, daß im Verlaufe dieses Feldzuges uns sowohl die Überlegenheit als der Sieg nicht entgehen kann." Schon der Aufruf vom 3. Februar hatte Erfolge, welche niemand außer Scharnhorst für möglich gehalten. Es war der stolzeste Augenblick in Scharnhorsts Leben, als er den König einst in Breslau ans Fenster führte und ihm die jubelnden Scharen der Freiwilligen zeigte, wie sie in malerischem Gewimmel, zu Fuß, zu Roß, zu Wagen, ein endloser Zug, sich an den alten Giebel-

häusern des Ringes vorüberdrängten. Dem Könige stürzten die Tränen aus den Augen. Treu und gewissenhaft hatte er seines schweren Amtes gewartet in dieser langen Zeit der Leiden und oftmals richtiger gerechnet als die Kriegspartei; was ihm fehlte, war der frohe Glaube an die Hingebung seiner Preußen, jetzt fand er ihn wieder.

Seit dem 17. März traten auch die breiten Massen des Volkes in das Heer ein. Durch den Wetteifer aller Stände wurde die größte kriegerische Leistung möglich, welche die Geschichte von gesitteten Nationen kennt. Dies verarmte kleine Volk verstärkte die 46 000 Mann der alten Linienarmee durch 95 000 Rekruten und stellte außerdem über 10 000 freiwillige Jäger, sowie 120 000 Mann Landwehr, zusammen 271 000 Mann, einen Soldaten auf siebzehn Einwohner, unvergleichlich mehr, als Frankreich einst unter dem Drucke der Schreckensherrschaft aufgeboten hatte — das alles noch im Verlaufe des Sommers, ungerechnet die starken Nachschübe, welche späterhin zum Heere abgingen. Natürlich, daß die entlassenen Offiziere sich sofort herbeidrängten, um die Ehre ihrer alten Fahnen wieder herzustellen. Sobald General Oppen auf seinem märkischen Landgute von dem Anrücken des vaterländischen Heeres hörte, nahm er seinen alten Säbel von der Wand und ritt, wie ein Rittersmann in den Tagen der Wendenkriege, mit einem Knechte spornstreichs hinüber zu seinem alten Waffengefährten Bülow. Der stellt den herkulischen Mann mit den blitzenden Augen lachend seinen Offizieren vor: „Das ist Einer, der das Einhauen versteht" — überträgt ihm den Befehl über die Reiterei, und einmal bei der Arbeit, bleibt der Wildfang fröhlich dabei, ein unersättlicher Streiter, bis zum Einzuge in Paris.

Neben den alten Soldaten empfand die gebildete Jugend den Ernst der Zeit am lebhaftesten; in ihr glühte die schwärmerische Sehnsucht nach dem freien und einigen deutschen Vaterlande. Kein Student, der irgend die Waffen schwingen konnte, blieb daheim; vom Katheder hinweg führte Professor Steffens nach herzlicher Ansprache seine gesamte Hörerschaft zum Werbe-

platze der freiwilligen Jäger. Der König rief auch seine verlorenen alten Provinzen zu den Fahnen: „Auch Ihr seid von dem Augenblicke, wo mein treues Volk die Waffen ergriff, nicht mehr an den erzwungenen Eid gebunden.“ Da aber eine Massenerhebung in den unglücklichen Landen vorerst noch ganz unmöglich war, so eilten mindestens die Ostfriesen und Markaner von der Göttinger Universität zu den preußischen Regimentern, desgleichen die gesamte Studentenschaft aus dem treuen Halle, das unter westfälischer Herrschaft die Erinnerungen an den alten Dessauer und die gute preußische Zeit nicht vergessen hatte. Derselbe Geist lebte in den Schulen. Aus Berlin allein stellten sich 370 Gymnasiasten. Mancher schwächliche Junge irrte betrübt, immer wieder abgewiesen, von einem Regimente zum andern, und glücklich wer, wie der junge Vogel von Falkenstein, zuletzt doch noch von einem nachsichtigen Kommandeur angenommen wurde. Die Beamten meldeten sich so zahlreich zum Waffendienste, daß der König durch ein Verbot den Gerichten und Regierungen die unentbehrlichen Arbeitskräfte sichern mußte; in Pommern waren die königlichen Behörden während des Sommers nahezu verschwunden, jeder Kreis und jedes Dorf regierte sich selber, wohl oder übel.

Aber auch der geringe Mann hatte in Not und Plagen die Liebe zum Vaterlande wiedergefunden: stürmisch, wie nie mehr seit den Zeiten der Religionskriege, war die Seele des Volkes bewegt von den großen Leidenschaften des öffentlichen Lebens. Der Bauer verließ den Hof, der Handwerker die Werkstatt, rasch entschlossen, als verstünde sich's von selber: die Zeit war erfüllet, es mußte sein. War doch auch der König mit allen seinen Prinzen ins Feldlager gegangen. In tausend rührenden Zügen bekundete sich die Treue der kleinen Leute. Arme Bergknappen in Schlesien arbeiteten wochenlang unentgeltlich, um mit dem Lohne einige Kameraden für das Heer auszurüsten; ein pommerscher Schäfer verkaufte die kleine Herde, seine einzige Habe, und ging dann wohlbewaffnet zu seinem Regimente. Mit Verwunderung sah das alte Geschlecht alle jene herzerschütternden Auf-

tritte, woran der Ernst der allgemeinen Wehrpflicht uns Nachlebende längst gewöhnt hat: Hunderte von Brautpaaren traten vor den Altar und schlossen den Bund für das Leben, einen Augenblick bevor der junge Gatte in Kampf und Tod hinauszog. Nur die Polen in Westpreußen und Oberschlesien teilten die Hingebung der Deutschen nicht; auch in einzelnen Städten, die bisher vom Heerdienst frei gewesen, stießen die neuen Gesetze auf Widerstand. Das deutsche und litauische Landvolk der alten Provinzen dagegen war seit dem gestrengen Friedrich Wilhelm I. mit der Wehrpflicht vertraut. Zugleich wurden überall öffentliche Sammlungen veranstaltet, wie sie bisher nur für wohltätige Zwecke üblich waren: dies arme Viertel der deutschen Nation brachte mit der Blüte seiner männlichen Jugend auch die letzten kargen Reste seines Wohlstandes zum Opfer für die Wiederauferstehung des Vaterlandes. Von barem Gelde war wenig vorhanden, aber was sich noch auftreiben ließ von altem Schmuck und Geschmeide ging dahin. In manchen Strichen der alten Provinzen galt es nach dem Kriege als eine Schande, wenn ein Haushalt noch Silberzeug besaß. Kleine Leute trugen ihre Trauringe in die Münze, empfingen eiserne zurück mit der Inschrift: „Gold für Eisen;" manches arme Mädchen gab ihr reiches Lockenhaar als Opfer.

Eine wunderbare, andächtige Stille lag über dem in allen seinen Tiefen erregten Volke. Den Lärm der Presse und der Vereine kannte die Zeit noch nicht; aber auch im vertrauten Kreise wurde selten eine prahlerische Rede laut. In den Tagen ihres häuslichen Stillebens hatten die Deutschen gern überschwenglichen Ausdruck an nichtigen Gegenstand verschwendet; jetzt ward das Leben selber reich und ernst, jeder empfand die Größe der Tat, die Armut des Wortes. Jeder fühlte, wie Niebuhr gestand, still „die Seligkeit, mit seinem ganzen Volke, den Gelehrten und den Einfältigen, dasselbe Gefühl zu teilen", und allen ward „liebend, friedlich und stark zumute". Recht nach dem Herzen seines Volkes hatte Friedrich Wilhelms frommer Sinn den Wahlspruch „mit Gott für König und Vater=

land" der Landwehr gegeben und angeordnet, daß die ausgehobenen Wehrmänner vom Sammelplatze sogleich zu einer kirchlichen Feier geführt wurden. In jeder Kirche des Landes sollte eine Gedächtnistafel die Namen der ruhmvoll gefallenen Söhne der Gemeinde bewahren. Schwer hatte die Hand des lebendigen Gottes auf den Bildungsstolzen gelastet; ergeben und erhoben blickte dies neue Geschlecht wieder mit festem Vertrauen zu „dem alten deutschen Gott" empor und hoffte mit seinem Dichter:

Wer fällt, der kann's verschmerzen,
Der hat das Himmelreich.

Als die ersten Freiwilligen nach Breslau zogen, sangen sie noch das Reiterlied der Wallensteiner. Bald aber schuf sich das Heer seine eigenen Gesänge. Unversieglich wie einst den frommen Landsknechten floß den neuen Wehrmännern der Quell der Lieder. Beim Ausmarsch klang es: „Die Preußen haben Alarm geschlagen!" und dann schlang sich ein dichter Kranz kunstloser Volksweisen um jedes Erlebnis des langen Krieges, bis zuletzt der fröhliche Zapfenstreich: „Die Preußen haben Paris genommen!" noch einmal ein Zeugnis gab von der kriegsmutigen und doch zugleich tief innerlich friedfertigen Stimmung dieses Volkes in Waffen.

Alsbald ward es auch auf den Höhen des deutschen Parnasses lebendig. Nur der alte Goethe wollte sich zu der neuen Zeit kein Herz fassen; verstimmt und hoffnungslos zog er sich von dem kriegerischen Treiben zurück und meinte: „Schüttelt nur an euren Ketten; der Mann ist euch zu groß!" Doch wer sonst im Norden dichterisches Feuer in den Adern fühlte, jauchzte auf „beim Anbruch seines Vaterlandes", wie Fichte sagte. Was politisch gereifte Völker in der Presse, in Reden und publizistischen Abhandlungen aussprechen, gewann in diesem Geschlechte, dem die Dichtung noch immer die Krone des Lebens war, sofort poetische Gestalt; und so entstand die schönste politische Poesie, deren irgendein Volk sich rühmen kann — eine Reihe von Gedichten, an denen wir Nachkommen uns versündigen würden,

wenn wir dies Vermächtnis einer Heldenzeit jemals bloß mit ästhetischen Blicken betrachteten. An Kleists mächtige Gestaltungskraft reichten die Dichter des Befreiungskrieges nicht heran; wer aber in der Poesie den Herzenskündiger der Nationen sieht, wendet sich gleichwohl von jenen dämonischen Klängen des Hasses aufatmend hinweg zu den hellen und frischen Liedern, welche die Freude des offenen Kampfes gebar. Welch ein Segen doch für unser Volk, daß sein gepreßtes Herz wieder froh aufjubeln durfte, daß nach langem, dumpfem Harren und Grollen wieder der Eidschwur freier Männer zum Himmel stieg:

Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und schwöret Alle, Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!

Freudig wie die Signale der Flügelhörner tönten Fouqués Verse: „Frischauf zum fröhlichen Jagen!" — und in Arndts Liede: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" klang das schmetternde Marsch! Marsch! der deutschen Reiter wieder. Keiner hat den Sinn und Ton jener schwärmerischen Jugend glücklicher getroffen als der ritterliche Jüngling mit der Leier und dem Schwerte, Theodor Körner. Jetzt zeigte sich erst ganz, was Schillers Muse den Deutschen war. Ihr hohes sittliches Pathos setzte sich um in patriotische Leidenschaft, ihre schwungvolle Rhetorik ward das natürliche Vorbild für die Jünglingspoesie dieses Krieges. Der Sohn von Schillers Herzensfreunde erschien dem jungen Geschlechte als der Erbe des großen Dichters — wie er so siegesfroh mit den Lützower Jägern in den Kampf hinausritt, ganz durchglüht von deutschem Freiheitsmute, ganz unberührt von den kleinen Sorgen des Lebens, wie er auf jeder Rast und jeder Beiwacht seine feurigen Lieder von der Herrlichkeit des Krieges dichtete und endlich, den Sang von der Eisenbraut noch auf den Lippen, durch einen tapferen Reitertod den heiligen Ernst seiner Reden bezeugte — in Wort und Tat ein rechter Vertreter jener warmherzigen Männlichkeit, welche die begabten Obersachsen auszeichnet, wenn sie sich nur erst los-

gerissen haben aus der zahmen Schüchternheit ihres heimatlichen Lebens.

Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht —

mit diesen Worten hat Körner selbst den Ursprung und Charakter der großen Bewegung geschildert. Sie blieb durchaus auf den deutschen Norden beschränkt. Wohl war die Lützowsche Freischar ausdrücklich zur Aufnahme von Nichtpreußen bestimmt, in ihr sollte sich der Gedanke der Einheit Deutschlands verkörpern. Mancher junge Mann aus den Kleinstaaten meldete sich im „Scepter" zu Breslau, wo die Lützower ihren Werbeplatz aufgeschlagen hatten; auch zwei süddeutsche Poeten, Rückert und Uhland, stimmten mit ein in den lauten Chor der patriotischen Dichtung. Die Masse des Volkes jedoch außerhalb Preußens empfand von dem Heldenzorne dieses Krieges wenig. Steins Hoffnungen auf eine einmütige Erhebung der Nation erwiesen sich als irrig. Nur in den vormals preußischen Provinzen und in einzelnen, unmittelbar von den Napoleoniden beherrschten Strichen des Nordwestens stand das Volk freiwillig auf, sobald die Heersäulen der Befreier nahten; überall sonst erwartete man geduldig den Befehl des Landesherrn und die Macht der vollendeten Tatsachen. Die Mecklenburger und Anhaltischen Herzoge schlossen sich den altbefreundeten preußischen Nachbarn an; ein Weimarisches Bataillon ließ sich gleich beim Anbruche des Krieges von den Preußen gefangen nehmen, um nachher, wie die tapferen Strelitzer Husaren, in das Yorksche Korps einzutreten. Alle anderen Rheinbündner folgten dem Befehle des Protektors, die meisten noch mit dem ganzen Feuereifer napoleonischer Landsknechtsgesinnung. Der deutsche Befreiungskrieg war in seiner ersten, schwereren Hälfte ein Kampf Preußens gegen die von Frankreich beherrschten drei Viertel der deutschen Nation.

Wie einst der Beginn der modernen deutschen Staatenbildung, so ging auch die Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit allein vom Norden aus. Die neuen politischen und sittlichen Ideale der erregten Jugend trugen das Gepräge

norddeutscher Bildung; der alte deutsche Gott, zu dem sie betete, war der Gott der Protestanten, all ihr Tun und Denken ruhte, bewußt oder unbewußt, auf dem sittlichen Grunde der strengen Kantischen Pflichtenlehre. Es wurde folgenreich für lange Jahrzehnte der deutschen Geschichte, daß doch nur die norddeutschen Stämme wirklichen Anteil hatten an den schönsten Erinnerungen dieses neuen Deutschlands, während der Süden erst zwei Menschenalter später des Glückes teilhaftig ward, für das große Vaterland zu kämpfen und zu siegen.

Bald genug zeigte sich die prophetische Wahrheit, die in den harten Worten Fichtes lag: „Auch im Kriege wird ein Volk zum Volke; wer diesen Krieg nicht mitführt, kann durch kein Dekret dem deutschen Volke einverleibt werden.“ Das neue Preußen, sein Staat und sein Heer, hatte sich gebildet im bewußten Gegensatze zu allem ausländischen Wesen; die Staaten des Südens verdankten der Herrschaft Frankreichs ihr Dasein, ihre Institutionen, ihre militärischen Erinnerungen; darum war im Norden die Liebe zum Vaterlande ein starkes, sicheres nationales Gefühl, während im Süden die französischen Ideen noch lange vorherrschten und der Name Deutschland nur ein leeres Wort blieb. Wohl schlug sich der kurmärkische Bauer und der schlesische Weber nur für Weib und Kind und für seinen angestammten König; aber die Blücher, York und Bülow, die er als seine Preußenhelden ehrte, waren doch wirklich die Helden des neuen Deutschlands. Der süddeutsche Landmann wußte nichts von ihnen. Und etwas von den deutsch-patriotischen Gedanken, welche die bewaffnete Jugend der gebildeten Stände erfüllten, drang doch allmählich bis in die niederen Schichten des preußischen Volkes herab. Jener demokratische Zug, der seit der Befestigung der absoluten Monarchie im preußischen Staate lebendig war, verstärkte sich mächtig während dieses Krieges. Wie vormals die gemeinsame Freude an den Werken der deutschen Dichtung die Unterschiede der Stände etwas ausgeglichen hatte, so fanden sich jetzt alle Klassen zusammen in der ungleich wirksameren Gemeinschaft politischer Pflichterfüllung. Die Ge-

schäfte der Landwehrausschüsse, die Übungen des Landsturms, die öffentlichen Sammlungen und die Liebesarbeit in den Hospitälern brachten auch die Daheimgebliebenen einander näher; der schroffe Junker lernte mit den Bürgersleuten der Kreisstadt freundnachbarlich zu verkehren; wer in dieser Zeit sich hervorgetan, blieb sein Leben lang ein geachteter Mann.

Vollends das Heer verwuchs zu einer großen Gemeinde, und nach dem Frieden lebte die alte treue Waffenbrüderschaft in den Vereinen und Festen der Kameraden fort. Das eigentümliche scharfe und schneidige Wesen der friderizianischen Armee blieb erhalten, desgleichen das stolze Gefühl aristokratischer Standesehre unter den Offizieren. Aber die alten Berufssoldaten mußten sich gewöhnen, mit den gebildeten jungen Mannschaften ruhig und freundlich umzugehen. Gerade die besten unter ihnen erkannten willig an, wieviel gesunde Kraft dem Offizierkorps aus den Reihen der freiwilligen Jäger zuströmte; mit herzlicher Freude lobte Gneisenau die jungen Freiwilligen: „es wird mir schwer mich der Tränen zu enthalten, wenn ich diesen Edelmut, diesen hohen deutschen Sinn gewahr werde.“ Da die Hauptmasse der Freiwilligen aus Studenten und studierten Leuten bestand, so behauptete der jugendliche Ton akademischer Fröhlichkeit auch im Feldlager sein Recht, nur daß er sich der strengen Mannszucht fügen mußte. Wie oft haben die Lützower Jäger den Landesvater gesungen; das alte Lied war ihnen jetzt doppelt teuer, da sie in vollem, heiligem Ernst ihr gutes Schwert zum Hüter weihten für das Vaterland, das Land des Ruhmes. Die jungen Freiwilligen wurden wirklich, wie Scharnhorst vorausgesagt, die besten Soldaten; die Haltung der gesamten Mannschaft ward freier und gesitteter durch den Verkehr mit den gebildeten jungen Männern. Auch der rohe Bauernbursch lernte einige von den schwungvollen Liedern der Freiwilligen. Als dann die Zeit der Siege kam und die Preußen immer wieder in befreite deutsche Städte ihren jubelnden Einzug hielten, als endlich der deutsche Rhein zu den Füßen der Sieger lag, da ahnte selbst der geringe Mann, daß er nicht bloß für seine

heimatliche Hofstatt focht. Der Gedanke des Vaterlandes ward lebendig in den tapferen Herzen, die Preußen fühlten sich stolz als die Vorkämpfer Deutschlands. Seit Cromwells eisernen Dragonern hatte die Welt nicht mehr ein Heer gesehen, das so durchdrungen war von heiligem sittlichem Ernst, und es war nicht wie jene eine fanatische Partei, sondern ein ganzes Volk. Alle die alten trennenden Gegenstände des politischen Lebens verschwanden in dem Einmut dieses Kampfes: Marwitz, der abgesagte Gegner der Volksheere, übernahm willig den Befehl über eine Landwehrbrigade, hatte seine Lust an dem festen Mute seiner märkischen Bauern.

Alle die heißen Leidenschaften, die nur ein mannhaftes Volk zum höchsten Wagen entflammen können, waren erwacht, und doch blieb die ungeheuere Bewegung in den Schranken der Gesittung. Nichts von jenem finstern kirchlich-nationalen Fanatismus, der die Erhebung der Russen und der Spanier so unheimlich erscheinen ließ. Dies junge Deutschland, das jetzt mit flammenden Augen seine Speere schütterte, trug die Kränze der Kunst und Wissenschaft auf seinem Scheitel, und mit gerechtem Stolze durfte Boeckh am Ausgang dieses schlachtenreichen Sommers rufen: „siehe hier ist Germanien mit Waffen so gut wie mit Gedanken gerüstet!" Die diesen Kampf mit Bewußtsein führten, fühlten sich auserwählt durch Gottes Gnade, das Reich der Arglist und der ideenlosen Gewalt zu zerstören, einen dauerhaften Frieden zu begründen, der allen Völkern wieder erlauben sollte nach ihrer eigenen Art, in schönem Wetteifer sich selber auszuleben. Der deutsche Krieg galt der Rettung der alten nationalen Formen der abendländischen Kultur, und als er siegreich zu Ende ging, sagte der Franzose Benjamin Constant: „die Preußen haben das menschliche Angesicht wieder zu Ehren gebracht!"

Über die künftige Verfassung des befreiten Deutschlands hatte dies kindlich treuherzige Geschlecht freilich noch nicht nachgedacht. War nur erst alles, was in deutscher Zunge sprach, wieder beisammen, so konnte es ja gar nicht fehlen, daß ein starkes, einiges,

volkstümlich freies Reich sich wieder erhob. Nach den Mitteln und Wegen fragte niemand, jeder Zweifler wäre des Kleinmuts bezichtigt worden, der Krieg, allein der Krieg nahm aller Gedanken in Anspruch. Außer jenen rohen Schmähschriften wider den Feind, welche in keinem schweren Kriege fehlen, erschienen in diesem Frühjahr nur solche politische Schriften, die unmittelbar auf die Erregung der Kampflust berechnet waren: so Arndts köstliche Büchlein und Pfuels Erzählung von dem Rückzuge der Franzosen aus Rußland, die erste getreue Darstellung der großen Katastrophe, ein kleines Buch von mächtiger Wirkung. Auch die einzige norddeutsche Zeitung, welche eine bestimmte politische Richtung verfolgte, Niebuhrs Preußischer Correspondent, befaßte sich nicht näher mit den großen Fragen der deutschen Zukunft.

Nur Fichte wollte und mußte sich Klarheit verschaffen. In der frohen Erregung dieser hoffnungsreichen Tage war dem Philosophen die Majestät des Staatsgedankens aufgegangen. Er erkannte dankbar, daß die Wiedergeburt des alten Deutschlands doch früher erfolgte, als er einst in seinen Reden angenommen, sah mit Freuden seine Hörer allesamt zum Kampfe ziehen, trat selber mit Säbel und Pike in die Reihen des Berliner Landsturms. Und da er nun mit Händen griff, welche Opfer eine geliebte und geachtete Staatsgewalt ihrem Volke zumuten darf, lernte er größer denken von dem Wesen der politischen Gemeinschaft und schilderte in seiner Staatslehre den Staat als den Erzieher des Menschengeschlechts zur Freiheit: ihm sei auferlegt, die sittliche Aufgabe auf Erden zu verwirklichen. Dann verkündete er kurz vor seinem Tode, in dem „Fragmente einer politischen Schrift", zum ersten Male mit voller Bestimmtheit die Meinung, daß allein dem preußischen Staate die Führung in Deutschland gebühre. Alle Kleinfürsten hätten immer nur ihrem lieben Hause gelebt, auch Österreich brauche die deutsche Kraft nur für seine persönlichen Zwecke. Nur Preußen ist ein eigentlich deutscher Staat, hat als solcher durchaus kein Interesse zu unterjochen oder ungerecht zu sein; der preußische Staat ist Deutschlands natürlicher Herrscher, er muß sich erweitern zum

Reiche der Vernunft, sonst geht er zugrunde. Das Fragment war ein teures Vermächtnis, das der tapfere und einflußreiche Lehrer der norddeutschen Jugend seinen Schülern hinterließ, zugleich ein bedeutungsvolles Symptom der Ahnungen und Wünsche, welche in den Kreisen der Patrioten gärten. Jedoch die Absicht einzugreifen in die Politik des Tages, lag dem Idealisten fern. Er schrieb seine prophetischen Gedanken nur nieder, „damit sie nicht untergehen in der Welt", und erst geraume Zeit nach seinem Tode sind sie veröffentlicht worden. Für die harten Aufgaben des politischen Parteilebens hatte die Zeit noch gar kein Verständnis. Nur das eine Ziel der Vernichtung der Fremdherrschaft stand den Patrioten klar und sicher vor Augen; was darüber hinauslag, waren hochsinnige Träume, so unbestimmt, so gestaltlos wie das in jenem Königsberger Winter gedichtete Lied: Was ist des Deutschen Vaterland? —

Das russische Hauptquartier und die Wiener Hofburg konnten sich nicht genug verwundern, wie unbegreiflich schnell das Werk der preußischen Rüstungen vonstatten ging. In Scharnhorsts Händen liefen alle Fäden des ungeheuren Netzes zusammen und er verfuhr nach einem festen, seit Jahren durchdachten Plane. Da man rasch mit einer zahlreichen Feldarmee den Angriff beginnen wollte und überdies wünschen mußte, den beiden anderen Ostmächten durch die baldige Aufstellung starker Streitkräfte die Leistungsfähigkeit Preußens zu zeigen, so ergab sich als erste Aufgabe die Vermehrung der Linientruppen. Darum wurde schon seit dem Dezember die Bildung der Reservebataillone betrieben und vollendet. Wesentlich demselben Zweck diente das Aufgebot der freiwilligen Jäger; sie sollten den Stamm bilden für die Offiziere und Unteroffiziere der Armee, und in der Tat ist ein großer Teil der Generale und Stabsoffiziere, welche späterhin in müden Friedensjahren die Gesinnungen einer großen Zeit dem Heere erhielten, aus der Schule jener Freiwilligen hervorgegangen.

Die Einberufung der Freiwilligen ließ sich allenfalls noch vor den Franzosen beschönigen, ohne daß man die diplomatische

Maske völlig abnahm. Sie erfolgte unter kluger Schonung der tiefeingewurzelten Vorurteile, welche sich der allgemeinen Dienstpflicht noch entgegenstemmten. Die Söhne der höheren Stände kurzab als Gemeine einzustellen, ging schlechterdings nicht an; deshalb wurden die Freiwilligen, die sich selber ausrüsteten, in besondere, den Regimentern aggregierte Jägerdetachements eingereiht und durch die grüne Jägeruniform vor der Masse der Mannschaft ausgezeichnet, sie erfuhren eine ihren Standesgewohnheiten entsprechende Behandlung, erhielten eine besonders sorgfältige Ausbildung und das Recht, nach einigen Monaten ihre Offiziere selbst zu wählen. Darauf erfolgte die Aufhebung aller Exemtionen und die Verordnung vom 22. Februar, die jede Umgehung der Wehrpflicht mit strengen Strafen belegte. Auch diese Schritte konnten zur Not noch vor dem französischen Gesandten entschuldigt werden. Sie erregten viel Unwillen in dem treuen Volke — denn wozu der Zwang, da doch freiwillig so vielmehr geleistet wurde als der König verlangte? — und doch waren sie unerläßlich. Der Staat mußte für die Linie und die Landwehr mit Sicherheit auf alle Wehrfähigen zählen können, auch in den Bezirken, welche geringeren Eifer zeigten.

Dann erst, als die diplomatischen Verhandlungen abgebrochen, die Cadres der Linie schon formiert und nahezu gefüllt waren, erschien das Landwehrgesetz, das einer offenen Kriegserklärung gleichkam. Scharnhorsts Landwehrplan war von Haus aus in einem größeren Sinne gedacht, als die Entwürfe des Königsberger Landtages. Auch er rechnete, wie die Ostpreußen, zunächst auf die Tätigkeit der Kreis- und Provinzialstände, wendete die Grundsätze der neuen Selbstverwaltung auf das Heerwesen an. In jedem Kreise traten zwei ritterschaftliche, ein städtischer und ein bäuerlicher Deputierter zu einem Ausschusse zusammen, um aus der Gesamtheit der Männer zwischen siebzehn und vierzig Jahren, die nicht in der Linie dienten, die Landwehrmänner auszulosen; zwei Generalkommissare, ein königlicher und ein ständischer, leiteten die Aushebung und Ausrüstung in jeder Provinz. Die Mannschaften trugen

an Kragen und Mütze die Farben ihrer Provinz, die Offiziere die Uniform der Landstände. Die Formation der Bataillone und Kompagnien folgte so weit als möglich den Grenzen der Kreise und Gemeinden, dergestalt, daß der Nachbar in der Regel mit dem Nachbarn in einem Gliede stand; die Offiziere bis zum Hauptmann aufwärts wurden gewählt, die Stabsoffiziere, zum Teil auf Vorschlag der Stände, vom Könige ernannt. Gleichwohl war diese armée bourgeoise, wie Napoleon sie höhnend nannte, keineswegs bloß ein für die Verteidigung der nächsten Heimat bestimmtes Provinzialheer. Vielmehr wurde die Landwehr auf die Kriegsartikel vereidigt und zu allem verpflichtet, was dem stehenden Heere oblag; sie war uniformiert — freilich sehr einfach, mit der Dienstmütze und der Litewka, die sich aus dem blauen Sonntagsrocke der Bauern leicht zurechtschneiden ließ — und der König behielt sich vor, die einzelnen Wehrmänner oder auch ganze Bataillone zur Feldarmee heranzurufen. Die gesamte männliche Bevölkerung bis zum vierzigsten Jahre sollte also, wenn es nottat, zur Verstärkung der offensiven Streitkräfte des Staates dienen; die Ostpreußen mußten auf Befehl des Königs ihren enger gedachten Entwurf abändern, ihre Landwehr ebenfalls zum Dienste außerhalb der Provinz verpflichten. Die Mehrzahl der Mannschaften bestand aus Bauern und kleinen Leuten, zumal in Schlesien, wo fast alle gebildeten jungen Leute bei den freiwilligen Jägern eingetreten waren. Die Offiziere waren zumeist Gutsbesitzer, zum Teil auch Beamte oder junge Freiwillige, nur wenige darunter militärisch geschult. Für die Ausrüstung konnte der erschöpfte Staat nur kümmerlich sorgen; das erste Glied des Fußvolks trug Piken, bewaffnete sich erst im Verlaufe des Krieges zum Teil mit erbeuteten feindlichen Gewehren.

Monate mußten vergehen bis eine solche Truppe in der Feldschlacht verwendet werden konnte. Während des Frühjahrsfeldzuges wurde die Landwehr nur notdürftig eingeübt oder zum Festungskriege benutzt; erst nach dem Waffenstillstande rückten sie in größeren Massen ins Feld. Auch dann noch bildete die

Linie, der ja alle höheren Führer und die technischen Truppen ausschließlich angehörten, selbstverständlich den festen Kern des Heeres. Kleist hatte unter den 41 Bataillonen seines Korps 16 Landwehrbataillone, Bülow unter der gleichen Zahl nur 12; nur in Yorks Korps überwog die Landwehr — mit 24 Bataillonen unter 45. Die Wehrmänner hatten noch eine Zeitlang mit den natürlichen Untugenden ungeschulter Truppen zu kämpfen: beim ersten Angriff hielten sie nicht leicht stand, wenn ein unerwartetes Bataillonsfeuer sie in Schrecken setzte; kam es zum Handgemenge, dann entlud sich die lang verhaltene Wut der Bauern in fürchterlicher Mordgier; nach dem Siege waren sie schwer wieder zu sammeln, da sie den geschlagenen Feind immer bis an das Ende der Welt verfolgen wollten. Nach einigen Wochen wurde ihre Haltung sicherer, und gegen den Herbst hin begann Napoleons Spott über „dies Gewölk schlechter Infanterie" zu verstummen. Die kampfgewohnten Bataillone der Landwehr waren allmählich fast ebenso kriegstüchtig geworden wie das stehende Heer, wenngleich sie weder mit der Disziplin noch mit der stattlichen äußeren Haltung der Linientruppen wetteifern konnten und immer unverhältnismäßige Verluste erlitten: — eine in der Kriegsgeschichte beispiellose Tatsache, die nur möglich ward durch den sittlichen Schwung eines nationalen Daseinskampfes. Schwerer, natürlich, gelang die Ausbildung der Landwehrreiter; doch haben auch sie unter kundigen Führern manches Vortreffliche geleistet. Marwitz ließ seine märkischen Bauernjungen ihre kleinen Klepper nur auf der Trense reiten, ohne Kandare und Sporen, störte sie nicht in ihren ländlichen Reiterkünsten, verlangte nur, daß sie Pferd und Waffen mit Sicherheit zu brauchen lernten, und brachte diese naturwüchsige Kavallerie nach kurzer Zeit so weit, daß er von ihr im Felddienste alles fordern konnte.

Nach der Einberufung der Landwehr vergingen wieder fünf Wochen, bis am 21. April das Gesetz über den Landsturm unterzeichnet wurde. Die Cadres der Landwehrbataillone mußten erst formiert sein, bevor man zum Aufgebote der letzten Kräfte

des Volkes schreiten konnte. Scharnhorst stand damals schon fern von Breslau im Feldlager. Schwerlich ist der General ganz einverstanden gewesen mit Form und Inhalt dieses von einem Zivilbeamten Bartholdi verfaßten Gesetzes, das einem gesitteten Volke Unmögliches zumutete und, vollständig durchgeführt, der Kriegführung beider Teile das Gepräge fanatischer Barbarei hätte geben müssen. Ausdrücklich war der furchtbare Grundsatz ausgesprochen, daß dieser Krieg der Notwehr jedes Mittel heilige. Sobald der Feind herannahte, sollten auf das Geläute der Sturmglocken alle Männer vom fünfzehnten bis zum sechzigsten Jahre aufstehen, ausgerüstet mit Piken, Beilen, Sensen, Heugabeln, mit jeder Waffe, die nur stechen oder hauen konnte; denn auf die Länge habe der Verteidiger in jedem Terrain immer das Übergewicht. Der Landsturm wird verpflichtet zur Späherei und zum kleinen Kriege: der Feind muß wissen, daß alle seine zerstreuten Abteilungen sofort erschlagen werden. Der Feigling, der Sklavensinn zeigt, ist als Sklave zu behandeln und mit Prügeln zu bestrafen. Auf Befehl des Militärgouverneurs müssen ganze Bezirke verwüstet, Vieh und Geräte weggeschafft, die Brunnen verschüttet, das Getreide auf dem Halme verbrannt werden. Wird eine Gegend überrascht, so sind alle Behörden alsbald aufgelöst — offenbar eine Erinnerung an die tragikomischen Erfahrungen von 1806. Wer genötigt ward, dem Feinde einen Eid zu leisten, ist an den erzwungenen Schwur nicht gebunden. Auch diesen ungeheuren Anforderungen kam das treue Volk mit Freuden nach, soweit es möglich war. In jedem Kreise trat eine Schutzdeputation zusammen zur Leitung des Landsturms. Die müden Alten und die unbärtigen Jungen übten sich eifrig im Gebrauche ihrer rohen Waffen sowie in der freien Kunst des Pfeifens, die den Landstürmen anempfohlen war. Mit Vorliebe pflegte dies Volksheer unbesetzte Höhen zu erstürmen — so machte man seinem Namen doch Ehre. In dem Berliner Landsturm exerzierten die Professoren der Universität zusammen in einer Kompagnie — einer reisigen Schar, die allerdings mehr durch wissenschaftlichen Ruhm als durch

kriegerische Kunstfertigkeit glänzte; ja es geschah, daß sogar die Berliner Damen aufgeboten wurden zum Bau der Feldschanzen im Süden der Hauptstadt. Die Errichtung des Landsturms brachte den großen militärischen Vorteil, daß nach und nach fast die gesamte Linie und Landwehr für den Feld- und Festungskrieg verfügbar wurde. Von der Ostsee bis zu den Riesenbergen standen auf allen Höhen die Fanale, von Landstürmern behütet.

Das Volksaufgebot erwies sich nützlich im Wach- und Botendienste, auch zum Wegfangen der Marodeure und Versprengten. Im offenen Kampfe dagegen ist der Landsturm nur ganz ausnahmsweise verwendet worden: so erklangen während der ersten Apriltage, noch bevor das Gesetz erschienen war, die Sturmglocken in allen Dörfern an der Havel und bewaffnete Bauernhaufen schlossen sich freiwillig den Truppen an, die gegen Magdeburg zogen. In den großen Städten rief die fanatische Härte des Gesetzes begründete Beschwerden hervor. Da überdies die Gefahr anarchischer Zügellosigkeit sehr nahe lag, das bürgerliche Leben der Arbeitskräfte nicht entbehren konnte und die Beamten der alten Schule vor bewaffneten Volkshaufen ein instinktives Grauen empfanden, so wurden schon im Laufe des Sommers die übertriebenen Ansprüche des Edikts durch einige neue Erlasse gemildert. Der Landsturm stand fortan unter den Kriegsartikeln und diente wesentlich zur Ausbildung der Reservebataillone für die Landwehr; in den großen Städten fiel er ganz hinweg, aus dem brauchbarsten Drittel seiner Mannschaft wurden Bürger-Kompagnien für den Sicherheitsdienst gebildet. Gleichwohl war die Errichtung des Landsturms sehr folgenreich. Sie belebte in dem Volke das Bewußtsein, daß dieser heilige Krieg die gemeinsame Sache aller sei; wie vielen wackeren Alten ist es ein Trost geblieben bis zum Grabe, daß sie doch auch die Waffen für das Vaterland getragen hatten. Noch stärker war die Wirkung auf die Feinde, die nach ihren spanischen Erfahrungen nichts so sehr fürchteten als einen Krieg aller gegen alle. Schon der glücklich gewählte Name dieses Volksaufgebots erregte

Schrecken im Lager der Rheinbündner; wie unheimlich klang das Landsturmlied:

Ha Windsbraut sei willkommen,
Willkommen Sturm des Herrn!

Die übereilte Räumung der Marken im Frühjahr und nachher die unsicheren Operationen der Marschälle auf ihren Zügen gegen Berlin erklären sich nur aus der unbestimmten Angst vor einer Massenerhebung.

Ein wunderbarer Anblick, wie dieser von allen Geldmitteln entblößte Mittelstaat so mit einem Male wieder eintrat in die Reihe der großen Militärmächte. Nur ein Meister konnte allen den ungestümen Kräften, die so urplötzlich aus den Tiefen unseres Volkslebens hervorbrachen, Form, Maß und Richtung geben. Unbeirrt durch Widerspruch und Verkennung führte Scharnhorst seine militärisch-politischen Pläne durch, und ihm gelang was in der modernen Geschichte für unmöglich gegolten hatte: ein ganzes Volk zu einem kriegsfertigen Heere umzubilden. Ihm ward das höchste Glück, das dem großen Menschen beschieden ist: er durfte endlich zeigen was er vermochte. Er wußte, daß die Geschicke seines Landes auf seinen Schultern lagen, und einmal doch kam ein Wort des Stolzes über die Lippen des Anspruchslosen: „ich verfahre despotisch," so schrieb er seiner Tochter, „und lade viel Verantwortung auf mich, aber ich glaube dazu berufen zu sein."

Hardenbergs diplomatische Künste, die Schwankungen am Hofe und das Warten auf Österreich hatten den Ausbruch des Krieges um einige Wochen verzögert. Und doch fühlte sich Napoleon überrascht; Maret selbst gestand dem Gesandten Krusemark beim Abschied: sein Kaiser hätte die Gefahr nicht für so nahe gehalten. Durch den Abfall Preußens wurden die Kriegspläne des Imperators verändert. An einen Angriff auf das Zarenreich ließ sich vorerst nicht mehr denken, die nächste Aufgabe war die Vernichtung Preußens. Schon am 27. März ließ Napoleon der Hofburg die Aufteilung des preußischen Staates vorschlagen, dergestalt, daß Schlesien an Österreich zurückfiele, Sachsen und

Westfalen durch je eine Million preußischer Untertanen vergrößert würden und dem Hause Hohenzollern nur noch ein Kleinstaat mit einer Million Einwohnern an der Weichsel verbliebe. Auf die preußische Kriegserklärung ward mit blutigen Beleidigungen erwidert: wenn Preußen sein Erbe zurückfordere, so wisse die Welt, daß dieser Staat alle seine Erwerbungen in Deutschland nur der Verletzung der Gesetze und Interessen des deutschen Reichskörpers verdanke. Und in einem veröffentlichten Berichte an den Kaiser erhob Maret die Anklage: der preußische Hof versammle um sich die Chorführer jener fanatischen Partei, welche den Umsturz der Throne und die Zerstörung der bürgerlichen Ordnung predige. Diese Kriegserklärung, so schloß er höhnend, ist der Dank „für den Tilsiter Vertrag, der den König wieder auf seinen Thron erhob, und für den Pariser Vertrag von 1812, der ihn zur französischen Allianz zuließ!“

In einem solchen Kampfe war jeder Ausgleich undenkbar. Und wie unsicher standen die Aussichten für das große Wagnis! Mit Österreich kamen die Alliierten keinen Schritt weiter. Auf wiederholte dringende Mahnungen ließ sich Metternich endlich am 2. April dahin aus: von einem sofortigen Bruche mit Frankreich könne keine Rede sein; dagegen sei Kaiser Franz bereit, mit den Verbündeten zusammenzuwirken, falls Napoleon die von Österreich beabsichtigten Friedensvorschläge zurückwiese. Selbst der junge Graf Nesselrode, der soeben anfing im Rate des Zaren eine Rolle zu spielen, allezeit ein warmer Freund Österreichs, fand diese Erklärung nichtssagend und ungenügend.

Auch Großbritanniens Hilfe blieb aus. Englische Subsidien waren für den Krieg ebenso unentbehrlich, wie der gute Wille Hannovers für den Bestand des künftigen Deutschen Bundes; deshalb wurde die Wiederherstellung der welfischen Besitzungen in Deutschland im Kalischer Vertrage ausdrücklich ausbedungen. Die glückliche Insel, die allein unter allen Staaten Europas dem Imperator standhaft die Anerkennung verweigert hatte, galt bei allen deutschen Patrioten als die feste Burg der Freiheit, ihre

schlaue und gewalttätige Handelspolitik als ein heroisches Ringen um die höchsten Güter der Menschheit. Mit glühender Begeisterung ward das hochsinnige Welfenhaus verherrlicht. Graf Münster träumte von einem freien Welfenreiche Austrasien, das alle deutschen Lande zwischen Elbe und Schelde umfassen sollte, und fand mit diesem tollen Plane bei manchem deutschen Patrioten Anklang. Wie oft hatte England einst, als Pitt noch lebte, dem preußischen Staate glänzende Erwerbungen, vornehmlich den Besitz der Niederlande verheißen, wenn er sich dem Bunde gegen Frankreich anschlösse. Nun endlich stand Preußen in Waffen, und nichts schien dem Staatskanzler sicherer, als daß England jetzt mit vollen Händen dem neuen Bundesgenossen entgegenkommen würde.

Das „Ministerium der Mittelmäßigkeiten" aber, das die Erbschaft Pitts angetreten, hatte von seinem großen Vorfahren nur den zähen Haß gegen die Revolution überkommen, nicht den freien und weiten politischen Blick. Diese Hochtorys bildeten den Herd der europäischen Reaktion, sie erwarteten, wie Lord Castlereagh einmal trocken aussprach, von dem großen Kampfe einfach „die Wiederherstellung der alten Zustände", verfolgten mit ängstlichem Mißtrauen jede junge Kraft, die im Weltteil sich regte, blickten mit grenzenlosem Hochmut auf die zur Knechtschaft bestimmten Völker des Festlandes herab. „Die konstitutionelle Verfassung", sagte Castlereagh, „ist nicht geeignet für Länder, die sich noch in einem Zustande verhältnismäßiger Unwissenheit befinden; das äußerst gewagte Prinzip der Freiheit muß man eher hemmen als befördern." Das Aufsteigen der russischen Macht war dem Kabinett von St. James schon längst unheimlich, und kaum minder erschrocken als Kaiser Franz beobachtete der Prinzregent die stürmische Begeisterung der norddeutschen Jugend, den stolzen Freimut der preußischen Generale. Schwer besorgt schrieb Wellington über die fieberische Erhitzung des preußischen Heeres, das allerdings nicht, wie die Peninsula-Regimenter des eisernen Herzoges, durch den Idealismus der neunschwänzigen Katze in Zucht gehalten wurde.

Da die alte Schwäche der englischen Staatsmänner, die Unkenntnis der festländischen Verhältnisse, in diesem Tory-Kabinett unglaublich reich entwickelt war, so wurde Englands deutsche Politik in Wahrheit durch den Grafen Münster, den vertrauten hannoverschen Rat des Prinzregenten geleitet. Die Tage waren vorüber, da Graf Münster durch seine ausdauernde Feindschaft gegen das napoleonische Weltreich sich die Achtung des Freiherrn vom Stein verdient hatte; seit Preußen sich erhob, traten nur noch die kleinlichen Züge seines politischen Charakters hervor: der Welfenneid gegen den stärkeren Nachbarn und die gehässigen alten Vorurteile wider „den preußischen Prügel und Ladestock“. Hardenbergs gemäßigte dualistische Pläne erschienen ihm fast noch schrecklicher als Steins unitarische Träume; nun und nimmer durfte die Welfenkrone sich einer höheren Macht beugen. Da sein alter Lieblingsplan, Preußen als eine Macht dritten Ranges auf die Lande zwischen Elbe und Weichsel zu beschränken durch die Macht der Ereignisse vereitelt und damit das Welfenkönigreich Austrasien leider unmöglich geworden war, so sollte der preußische Staat zum mindesten die englischen Subsidien teuer bezahlen, er sollte nicht nur mit seinem guten Schwerte Hannover für die Welfen zurückerobern, sondern dies Land, das selbst nach seiner Befreiung nicht das mindeste für den deutschen Krieg geleistet hat, auch noch durch altpreußische Provinzen vergrößern. Ohne solche Verstärkung, erklärte der welfische Staatsmann vertraulich, könne Hannover neben Preußen nicht in Sicherheit und Ruhe leben. Der Prinzregent ging auf diese Gedanken um so eifriger ein, da seiner Tochter Charlotte das Thronfolgerecht in England zustand und mithin der welfische Mannsstamm erwarten mußte, bald wieder auf seine deutschen Erblande beschränkt zu werden; in seinen Briefen freilich versicherte er salbungsvoll, daß er nicht aus persönlichem Interesse handle, sondern sich lediglich verpflichtet fühle, sein Kurland für die Leiden der Franzosenherrschaft zu belohnen. Sir Charles Stewart, der zu Anfang April nach Deutschland hinüberkam, war beauftragt, das Hildesheimer Land, das die Welfen schon

im Jahre 1802 nur ungern den Hohenzollern gegönnt hatten, sowie die altpreußischen Gebiete Minden und Ravensberg für das Welfenreich zu verlangen.

Der alternde Staatskanzler war, trotz seiner raschen Feder, der erdrückenden Arbeitslast seines Amtes nicht mehr gewachsen und doch nicht gewillt, seine Herrscherstellung über den Ministern aufzugeben. In dem Strudel von Arbeiten und frivolen Zerstreuungen sah er seinen königlichen Herrn allzuselten, der Geschäftsgang in der Staatskanzlei begann schleppend und nachlässig zu werden. Leichtfertige Freigebigkeit den welfischen Ansprüchen gegenüber ließ sich ihm gleichwohl nicht vorwerfen. Fast ein Vierteljahr lang hat er diese widerwärtigen Verhandlungen geführt, erst durch Niebuhr, nachher persönlich. Welch ein Anblick! Dies reiche England, das sich stolz den Vorkämpfer der Freiheit Europas nennt, läßt seinen tapfersten Bundesgenossen, der zum Verzweiflungskampfe stürmt, monatelang in unerträglicher Bedrängnis, feilscht mit ihm um Seelen und Schillinge — und dies wegen der dynastischen Laune eines unfähigen Fürsten, die das Wohl des englischen Staates nicht im entferntesten berührt! Genug, als der Feldzug begann, war man noch immer nicht im reinen und der preußische Staat in erdrückender Geldnot.

Selbst das mit Rußland bereits verbündete Schweden hatte mit Preußen noch keinen Vertrag abgeschlossen. Als die Schweden einst den schlauen Karl Johann Bernadotte zu ihrem Thronfolger wählten, erwarteten sie bestimmt, der napoleonische Marschall würde, getreu den alten Traditionen schwedischer Politik, sich an Frankreich anschließen und mit Napoleons Hilfe das verlorene Finnland von den Russen zurückgewinnen. Der kluge Kronprinz ging jedoch andere Wege. Er sah, daß sein Ackerbauland die Kontinentalsperre nicht ertragen konnte, desgleichen daß die Wiedereroberung von Finnland sehr unwahrscheinlich war. Darum beschloß er, durch die Erwerbung von Norwegen sein neues Vaterland zu entschädigen, seine junge Dynastie im Volke zu befestigen. Schon seit dem Beginne des russischen Krieges

stand er mit dem Zaren im Bündnis. Seitdem wurde der Kopenhagener Hof von Rußland, England und Schweden dringend aufgefordert, Norwegen aufzugeben und der großen Allianz beizutreten; selbstverständlich sollten die Dänen sich schadlos halten an jener großen Entschädigungsmasse, die man Deutschland nannte. Der russische Gesandte in Stockholm versprach dem dänischen Geschäftsträger, dem jungen Grafen Wolf Baudissin, im Namen Englands: beide Mecklenburg, das schwedische und vielleicht auch das preußische Pommern, „zwei Dörfer in Deutschland für eines in Norwegen." Bernadotte selbst ging noch weiter und verhieß: Mecklenburg, Oldenburg, Hamburg und Lübeck. Zum Heile für Deutschland vertraute Friedrich VI. von Dänemark auf Napoleons Glück und fand monatelang keinen festen Entschluß. Dem Gradsinne König Friedrich Wilhelms waren diese häßlichen nordischen Händel von Haus aus widerwärtig. Er hoffte Dänemark durch ehrliche Mittel für die Koalition zu gewinnen, wollte seine Hand nicht bieten zu der Beraubung des kleinen Nachbarn und verweigerte die Genehmigung, als sein Gesandter in Stockholm einen Allianzvertrag abgeschlossen hatte, der den Schweden die Erwerbung von Norwegen verbürgte. So geschah das Sonderbare, daß Bernadotte im Frühjahr mit einem kleinen schwedischen Heer in Stralsund landete, um Norwegen in Deutschland zu erobern, und doch mit Preußen noch nicht verbündet war. England gewährte dem zweideutigen Bundesgenossen für seine schwache Schar freigebig eine Million Pfund Sterling Subsidien.

Was ließ sich vollends von den Staaten des Rheinbundes erwarten! Mit Bayern verhandelte der Staatskanzler insgeheim schon seit dem Januar. Der Untergang der 30 000 Bayern, die in den Schneefeldern Rußlands ihren Tod gefunden, hatte den Münchener Hof doch tief erschüttert. Obgleich Montgelas die norddeutschen Patrioten leidenschaftlich haßte, auch den Gesandten Hertling anwies, dem Hoflager nach Breslau zu folgen und sich fest an St. Marsan anzuschließen, so begann er doch der Opfer für den Protektor müde zu werden, seit sie nichts mehr ein-

brachten. Die Königin, Kronprinz Ludwig, Anselm Feuerbach und mehrere andere einflußreiche Männer warben rührig für die gute Sache. Ein schweres Hindernis der Verständigung räumte Hardenberg gewandt hinweg. Er wußte, daß König Max Joseph auf den Besitz der fränkischen Markgrafschaften großen Wert legte und deshalb vorm Jahre den Abschluß des preußisch-französischen Bündnisses mit großer Besorgnis betrachtet hatte. Rasch entschlossen gab er jetzt die Zusage, das königliche Haus werde seine fränkischen Stammlande nicht zurückfordern; beide Teile setzten dabei voraus, daß Preußen durch die vormals pfalzbayrischen Provinzen am Niederrhein entschädigt werden sollte. Schon war Montgelas bereit, einen Neutralitätsvertrag abzuschließen, da hörte er von Napoleons ungeheuren Rüstungen und von Österreichs zuwartender Haltung. Bei solcher Ungleichheit der Streitkräfte schien ihm Preußens Niederlage sicher. Er brach ab und erfüllte wieder mit gewohntem Eifer seine Vasallenpflichten gegen den Beherrscher des Rheinbundes.

Während die Alliierten also vergeblich versuchten, den mächtigsten Staat des Südens durch freundschaftliche Verhandlungen zu gewinnen, kündigten sie den norddeutschen Staaten schärfere Maßregeln an. Der Breslauer Vertrag vom 19. März bedrohte — ganz im Sinne jener Petersburger Denkschrift Steins — alle deutschen Fürsten, die sich nicht in bestimmter Frist dem Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes anschlössen, mit dem Verlust ihrer Staaten; ein Zentralverwaltungsrat unter dem Vorsitze des Freiherrn sollte in sämtlichen norddeutschen Landen — allein Hannover und die vormals preußischen Provinzen ausgenommen — provisorische Regierungen einrichten, die militärischen Rüstungen leiten und die Staatseinkünfte für die Verbündeten einziehen. Den Süden ließ man stillschweigend aus dem Spiele, da Hardenberg an seinen dualistischen Plänen gewissenhaft festhielt und demnach dem österreichischen Hofe in Süddeutschland nicht vorgreifen wollte. In Wien, in London und an allen Rheinbundshöfen erregte dieser erste Versuch praktischer deutscher Einheitspolitik stürmischen Unwillen. Man fragte zornig, ob dieser

Jakobiner Stein deutscher Kaiser werden solle. Metternich und Münster waren sofort entschlossen, die Wirksamkeit der unheimlichen unitarischen Behörde zu beschränken.

Noch schärfer redete die Kalischer Proklamation des russischen Oberbefehlshabers Kutusow vom 25. März. Sie sprach die Hoffnung aus, kein deutscher Fürst werde der deutschen Sache abtrünnig bleiben und also „sich reif zeigen der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und durch die Macht gerechter Waffen". Ein junger Obersachse, Karl Müller, hatte das pathetische Schriftstück entworfen, ein fanatischer Teutone, der den Generalstab gern in ein Hildamt verwandeln, die Generaladjutanten zu Hauptwernolden umtaufen wollte. Ganz so haltlos und verschwommen wie die vaterländischen Träume der begeisterten Jugend waren auch die Verheißungen für Deutschlands Verfassung, welche der Feldmarschall im Namen der verbündeten Monarchen gab. Er versprach, daß die Wiedergeburt des ehrwürdigen Reichs allein den Fürsten und Völkern Deutschlands anheimgestellt bleiben, der Zar nur seine schützende Hand darüber halten solle. „Je schärfer in seinen Grundlagen und Umrissen das Werk heraustreten wird aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes, desto verjüngter, lebenskräftiger und in Einheit gehaltener wird Deutschland wieder unter Europas Völkern erscheinen können!" — Hochtönende, wohlgemeinte Worte, nur schade, daß sie jedes klaren Sinnes entbehrten. Sie sollten nachher in einem Menschenalter der Verbitterung und Verstimmung eine ganz ungeahnte Bedeutung gewinnen. Auf sie vornehmlich beriefen sich späterhin die enttäuschten Patrioten, um zu beweisen, daß die Nation von ihren Fürsten betrogen sei — während doch leider der ureigene Geist des deutschen Volkes selber von den unerläßlichen Vorbedingungen der deutschen Einheit damals noch ebensowenig ahnte wie seine Fürsten.

Die Drohungen der Verbündeten entsprangen der richtigen Erkenntnis, daß die Satrapen Napoleons nur noch für die Sprache der Gewalt empfänglich waren. Aber sollten die starken

Worte wirken, so mußte die Tat der Drohung auf dem Fuße folgen. Und sie folgte nicht. Seine natürliche Gutmütigkeit und die stille Rücksicht auf Österreich verhinderten den König, durch die Entthronung seines sächsischen Nachbars rechtzeitig den deutschen Fürsten ein warnendes Beispiel zu geben. Als die Aufforderung an Friedrich August von Sachsen herantrat, daß er um Deutschlands willen den Treubruch wiederholen sollte, den er im Herbst 1806 um seines Hauses willen begangen hatte, da war die Lage des schwachen Fürsten allerdings schwierig; er mußte früher als die anderen Rheinbundskönige einen Entschluß fassen, in einem Augenblicke, da der Ausgang des Krieges noch unsicher war, und er konnte nicht hoffen, das durch die Russen eroberte Warschau wiederzugewinnen. Es lag jedoch in seiner Hand, durch rechtzeitigen Anschluß sich einen Ersatz für seinen polnischen Besitz zu sichern; der Zar hatte sich dazu längst bereit erklärt. Die Entschädigung für eine so unsichere Krone konnte freilich nicht bedeutend sein; Warschau war, wie jedermann wußte, nur vorläufig in Friedrich Augusts Hände gegeben bis auf weitere Verfügung des Imperators; niemals hatte der wettinische Herzog sich unterstanden, den vornehmen polnischen Königswählern und ihrem wilden Deutschenhasse entgegenzutreten, niemals gewagt, seinen polnischen Truppen irgendeinen Befehl zu geben. Friedrich August wollte trotzdem von dieser polnischen Krone, die schon so viel Unheil über Sachsen gebracht, nicht lassen und hielt zudem die Niederlage seines „Großen Alliierten" für undenkbar. Er tat beim Heranrücken der Verbündeten, was er schon in der Kriegsgefahr des Jahres 1809 getan: er floh mit seinem Grünen Gewölbe aus dem Lande. Auf die dringende Frage des Königs von Preußen, ob er „ein Widersacher der edelsten Sache" bleiben wolle, gab er eine nichtssagende Antwort und verwies auf seine bestehenden Verbindlichkeiten.

Sein Minister Graf Senfft — eine jener aufgeblasenen Mittelmäßigkeiten, woran die diplomatische Geschichte der Mittelstaaten so reich ist — entwarf den kindischen Plan einer mittel-

europäischen Allianz, welche Frankreich und Rußland zugleich demütigen und Preußen auf der Stufe einer Macht dritten Ranges darniederhalten sollte; er fühlte jedoch, daß man des Schutzes bedurfte und versuchte daher sich an die zuwartende Neutralitätspolitik Österreichs anzuschließen. Dies Beginnen war nicht nur unausführbar, da Sachsen unvermeidlich den Kriegsschauplatz bilden mußte, sondern auch eine Verletzung des Völkerrechts. Sachsen befand sich noch im Zustande des Krieges gegen Rußland, also auch gegen Preußen; soeben noch kämpften sächsische Truppen in den Gassen von Lüneburg mit Dörnbergs tapferen Scharen. Nach einer selbstverständlichen Regel des Völkerrechts darf aber eine kriegführende Macht nicht ohne die Genehmigung des Feindes sich für neutral erklären, weil sonst jeder Besiegte sich den Folgen seiner Niederlage entziehen könnte. Dem österreichischen Hofe wurde diese Erlaubnis erteilt, da Napoleon sowohl wie die Alliierten ihn schonen wollten und auf seinen Beitritt hofften; von dem sächsischen Könige verlangten beide Teile sofortigen Anschluß.

Fast die gesamte sächsische Armee stand in Torgau unter den Befehlen Thielmanns, der beauftragt war, den wichtigen Elbepaß keinem der beiden kämpfenden Teile zu öffnen. Der General war ein tapferer Soldat, aber eitel, großsprecherisch, maßlos ehrgeizig; ein eifriger Diener Napoleons hatte er sich neuerdings urplötzlich der deutschen Sache zugewendet. Es stand in seiner Gewalt, durch einen eigenmächtigen verwegenen Entschluß, nach dem Vorbilde Yorks, seinem Könige Thron und Heer zu retten, den Verbündeten den Beginn der Operationen wesentlich zu erleichtern. Er aber tat zu viel für einen sächsischen General, zu wenig für einen deutschen Patrioten. Insgeheim verhandelte er mit den Preußen und spielte ihnen sogar einige Fähren in die Hände, welche den Übergang der Alliierten über die Elbe ermöglichten; doch seine Truppen mit dem deutschen Heere zu vereinigen, wagte er nicht. In solcher Lage waren die Verbündeten unzweifelhaft berechtigt, Sachsen als Feindesland zu behandeln: sie traten jedoch mit übel an-

gebrachter Milde auf, nahmen das Land nur im Namen des landesflüchtigen Fürsten in Verwahrung. Scharnhorst vornehmlich hat diesen Fehler verschuldet; er beurteilte die Gesinnung des sächsischen Hofes unrichtig, nach den Schilderungen seines Jugendfreundes, des Generals Zeschau, der zu den nächsten Vertrauten Friedrich Augusts zählte. Auch Stein hoffte noch auf die freiwillige Bekehrung der Albertiner. Wohl schalt er grimmig auf die Mattherzigkeit „dieser weichen sächsischen Wortkrämer“, die von der Begeisterung des preußischen Volkes kaum angeweht wurden, auf den Stumpfsinn der Dresdener Philister, denen unter allen Schickungen einer ungeheuren Zeit nichts so wichtig war, wie die Zerstörung ihrer Elbbrücke. Aber statt das besetzte Land, dem Breslauer Vertrage gemäß, sofort der Diktatur des Zentralverwaltungsrates zu unterwerfen, ließ Stein die von dem flüchtigen Könige eingesetzte Regierungskommission ruhig gewähren und verschmähte sogar die Staatskassen mit Beschlag zu belegen.

Also trat die geplante deutsche Zentralbehörde in ihrem ursprünglichen radikalen Sinne niemals ins Leben; der erste Versuch unitarischer Politik geriet nach halbem Anlauf ins Stocken. Noch ehe der große Krieg begann, ward schon erkennbar, welche Macht der Partikularismus im Volke und in den Dynastien noch besaß. Die Fremdherrschaft war reif zum Untergange; für den Staatsbau der deutschen Einheit fehlte noch der Boden.

Zeiten der Not heben den rechten Mann rasch an die rechte Stelle. Da der König in seiner Schüchternheit sich nicht getraute, nach dem Brauche seiner Vorfahren das Heer selber zu führen, so durfte nur ein Mann den Befehl über die preußische Hauptarmee übernehmen — der erste Feldsoldat der deutschen Heere, General Blücher. Wohin waren sie doch, die Träume der gebildeten Menschenfreunde vom ewigen Frieden? Gereift und gekräftigt in harter Prüfung glaubten die Deutschen wieder an

den Gott, der Eisen wachsen ließ, und jene einfachen Tugenden ursprünglicher Menschheit, die bis an das Ende der Geschichte der feste Grund aller Größe der Völker bleiben werden, gelangten wieder zu verdienten Ehren: der kriegerische Mut, die frische Kraft des begeisterten Willens, die Wahrhaftigkeit des Hasses und der Liebe. In ihnen lag Blüchers Stärke, und diese Nation, die sich so gern das Volk der Dichter und der Denker nannte, beugte sich vor der Seelengröße des bildungslosen Mannes; sie fühlte, daß er wert war, sie zu führen, daß der Heldenzorn und die Siegesfreude der Hunderttausende sich in ihm verkörperten. Was hatte der Alte nicht alles durchgemacht in dem halben Jahrhundert, seit die Belling-Husaren einst den schwedischen Cornet einfingen und der alte Belling selber den unbändigen Junker in Kunst und Brauch der friderizianischen Reiter unterrichtete. Er hatte an der Peene gegen die Schweden, bei Freiberg gegen die Kaiserlichen, in Polen gegen die Konföderierten gefochten, war auf jenem unblutigen Siegeszuge durch Holland dem Bürger und Bauern überall ein wohlwollender Beschützer gewesen und dann während der rheinischen Feldzüge von Freund und Feind bewundert worden. Die schneidige Tollkühnheit, die behende List, die unermüdliche Ausdauer des alten Zieten lebten wieder auf in dem neuen Könige der Husaren. Sein Leben lang blieb er der Ansicht, für das Fußvolk genüge zur Not der nachhaltige Mut, der Reiterführer aber bedürfe einer angeborenen Begeisterung, um die seltenen und flüchtigen Augenblicke, die seiner Waffe eine große Wirkung erlaubten, immer sofort mit Ungestüm zu ergreifen.

Seit dem Jahre 1806 und dem kühnen Zuge auf Lübeck war er die Hoffnung der Armee; Scharnhorst lernte damals an Blüchers Seite, daß man mit Mut und Willenskraft alles auf der Welt überwinde und sagte zu ihm: „Sie sind unser Anführer und Held und müßten Sie uns in der Sänfte vor- und nachgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück!“ Und es war unendlich mehr als die Tapferkeit des Haudegens, was die Treuen und Furchtlosen so unwiderstehlich

anzog. Aus Blüchers ganzem Wesen sprach die innere Freudigkeit des geborenen Helden, jene unverwüstliche Zuversicht, welche das widerwillige Schicksal zu bändigen scheint. Den Soldaten erschien er herrlich wie der Kriegsgott selber, wenn der schöne hochgewachsene Greis noch mit jugendlicher Kraft und Anmut seinen feurigen Schimmel tummelte; gebieterische Hoheit lag auf der freien Stirn und in den großen tiefdunkeln flammenden Augen, um die Lippen unter dem dicken Schnurrbart spielte der Schalk der Husarenlist und die herzhafte Lebenslust. Ging es zur Schlacht, so schmückte er sich gern mit allen seinen Orden wie für ein bräutliches Fest, und niemals in allen den Fährlichkeiten seines Kriegerlebens ist ihm auch nur der Einfall gekommen, daß eine Kugel ihn hinstrecken könnte. Gewaltig war der Eindruck, wenn er zu sprechen anhob mit seiner schönen, mächtigen Stimme, ein Redner von Gottes Gnaden, immer der höchsten Wirkung sicher, mochte er nun in gemütlichem Platt mit Wachtstubenspäßen und heiligen Donnerwettern die ermüdeten Truppen aufmuntern oder den Offizieren klar, bündig, nachdrücklich seine Befehle erteilen oder endlich in festlicher Versammlung mit schwungvollen Worten einen vaterländischen Ehrentag verherrlichen. Wer täglich mit ihm verkehrte, wurde ihm ganz zu eigen; seine geliebten roten Husaren hatte er so bis auf den letzten Mann in seiner Gewalt, daß nach der unglücklichen Ratkauer Kapitulation kein einziger der Roten nach Frankreich geführt werden konnte: alle entkamen den Siegern, die meisten schlichen sich nach Ostpreußen zu ihrem Könige durch.

Blücher kannte Land und Leute des deutschen Nordens wie niemand sonst unter den preußischen Generalen. Während eines langen wechselreichen Dienstlebens war er in jeder Landschaft vom Rheine bis zur polnischen Grenze heimisch, auch als Landwirt mit den Verhältnissen des bürgerlichen Lebens wohl vertraut geworden. Überall, wohin er kam, gewann er die Herzen, wie er so fröhlich lebte und leben ließ, mit hoch und niedrig zechte und spielte, immer aufgeknöpft und guter Dinge und doch gewiß sich niemals wegzuwerfen. So stärkte ihm die Schule

des Lebens den deutsch-vaterländischen Sinn, den einst Klopstocks Oden in der Seele des Jünglings geweckt hatten. Wie fest er auch an seinen preußischen Fahnen hing, er fühlte sich doch immer, gleich Stein, schlechtweg als einen deutschen Edelmann. Grenzenlos war sein Zutrauen zu der unverwüstlichen Kraft und Treue seines Volkes. Das Herz ging ihm auf, wo er die ursprüngliche Frische und Freiheit germanischen Wesens fand; daher seine Vorliebe für das freie Volk der Friesen und das selbstbewußte Bürgertum der Hansestädte, sein Abscheu wider den Kastenstolz und die vaterlandslose Gesinnung des münsterländischen Adels. Im Alter beklagte er oft, daß er über dem Saus und Braus des lustigen Husarenlebens seine Bildung so ganz vernachlässigt habe. Ein angeborener Freisinn, der sichere Instinkt eines großmütigen königlichen Herzens ließ ihn gleichwohl fortschreiten mit der wachsenden Zeit. Lange vor den Reformen von 1807 hatte er die Prügelstrafe bei seinen Roten tatsächlich abgeschafft; der pedantische Zwang unnützer Paradekünste war ihm ein Greuel, und frühe schon sprach er aus, daß die Armee zu einem Volksheere werden müsse. Von dem junkerhaften Wesen seiner mecklenburgischen Standesgenossen blieb er ganz frei. Wie er selber seine Erfolge allein der eigenen Tüchtigkeit verdankte, so hieß er freudig alles willkommen, was die persönliche Kraft, die freie Tätigkeit, das Selbstvertrauen in der Nation erweckte. Steins Reformen und namentlich die Städteordnung fanden an ihm einen beredten Verteidiger. So wurzelte auch sein grimmiger Haß gegen die Fremdherrschaft in dem starken Selbstgefühle einer freien Seele: er empfand es wie eine persönliche Entwürdigung, daß er auf deutschem Boden sich nach dem Belieben französischer Gewalthaber richten sollte, und wetterte: „ich bin frei geboren und muß auch so sterben.“

Der alte Kriegsmann zählt zu jenen echten historischen Größen, die bei jeder näheren Kenntnis gewinnen. Welche Schärfe des politischen Blicks in dem barbarischen Deutsch seiner vertrauten Briefe! In jeder politischen Lage findet er sich rasch zurecht, erkennt sofort den springenden Punkt im Gewirr der

Ereignisse, weissagt mit prophetischer Sicherheit den letzten Ausgang. Niemals läßt er sich täuschen durch die Überklugheit der Haugwitzschen Politik, niemals glaubt er an die Möglichkeit einer ehrlichen Verständigung zwischen Preußen und Napoleon. Im Frühjahr 1807, nach einem einzigen Gespräch mit Bennigsen, weiß er augenblicklich, was sein Staat von den Russen zu erwarten hat, und ruft ingrimmig: „wir sind verraten und verkoft!“ Und dann die langen Jahre der Knechtschaft: oft genug ist er der Verzweiflung nahe, doch immer wieder ermannt er sich zu dem frohen Glauben: er werde sein Preußen wieder im alten Glanze sehen, dieser Napoleon müsse herunter und ihm selber sei bestimmt, dazu mitzuhelfen: „der deutsche Mut schläft nur, sein Erwachen wird fürchterlich sein!“ Wohl hat auch Blücher in dieser Zeit des Harrens manche der holden Täuschungen geteilt, welche die tapferen Herzen der Kriegspartei in die Irre führten; er setzte gern bei allen Deutschen den Heldensinn, der ihn selber beseelte, voraus und traute sich's zu, mit 16000 Mann die westlichen Provinzen wieder zu erobern. Doch wie übereilt auch manche der Erhebungspläne waren, die er damals mit seinem Lieblingssohne Franz unermüdlich entwarf: das Wesentliche, die innere Schwäche des napoleonischen Weltreichs erkannte er richtig. Die Kleinmeister entsetzten sich über den Jüngling im Greisenhaar, der noch zuweilen auf den Hofbällen mit den eleganten jungen Gardeoffizieren eine Quadrille tanzte; tiefere Naturen fühlten bald, daß dies ausgelassene Treiben nur der natürliche Ausdruck einer unbändigen überschäumenden Lebenskraft war. Die Patriotenpartei verließ sich auf ihn als auf ihre treueste Stütze. Stein hatte sich ihm schon vor Jahren in herzlicher Freundschaft angeschlossen; er schätzte das treffende, immer aus der Fülle lebendiger Erfahrung geschöpfte Urteil des Generals und ahnte in ihm denselben kühnen Schwung der Seele, denselben Mut der Wahrheit, der in seiner eigenen Brust lebte.

Ganz frei von Menschenfurcht, mit unumwundenem Freimut sagte Blücher jedem seine Meinung ins Gesicht; und doch lag

selbst in seinen gröbsten Worten nichts von Steins verletzender Schärfe. Seine Zornreden kamen so gutlaunig und treuherzig heraus, daß sich selten jemand gekränkt fühlte und selbst der König sich von ihm alles bieten ließ. Denn bei allem Ungestüm war er von Grund aus klug, nicht bloß im Kriege so verschlagen und aller Listen kundig, daß ihn Napoleon ärgerlich le vieux renard nannte, sondern auch ein gewiegter Menschenkenner, der jeden an der rechten Stelle zu packen wußte. Die Kunst des Befehlens verstand er aus dem Grunde; von der Mannschaft durfte er das Unmögliche verlangen, wenn sein Vorwärts aus seinen Augen blitzte, und auch von dem trotzigen Selbstgefühle seiner Generale erzwang er sich Gehorsam, da er stets nur an die Sache dachte, nach jedem Mißerfolge alles hochherzig auf seine Kappe nahm und bei Streitigkeiten der Untergebenen immer gutmütig vermittelte. Die unverwüstliche Kraft des Hoffens und Vertrauens wurzelte bei ihm wie bei Stein in einer schlichten Frömmigkeit. Obgleich er nach Husarenart den Herrgott zuweilen einen guten Mann sein ließ und alles scheinheilige Wesen verabscheute, so blieb er doch in tiefster Seele seines einfältigen Glaubens froh; in schweren Stunden tröstete sich der Bibelfeste gern an einem tapferen Worte der Apostel. Und wie weitab lag doch die Schlaglust dieses gütigen, menschenfreundlichen Mannes von der herzlosen Roheit des Landsknechtes! Für die Kranken und Verwundeten zu sorgen, war ihm heilige Christenpflicht. Der junge Kronprinz vergaß es nie, wie ihn der alte Held einmal auf einem Schlachtfelde tief ergriffen bei der Hand genommen und ihm all den fürchterlichen Jammer ringsum gezeigt hatte: das sei der Fluch des Krieges, und wehe dem Fürsten, der aus Eitelkeit und Übermut solches Elend über seine Brüder bringe!

Blücher wußte längst, „daß er das Zutrauen der Nation und die Liebe des Heeres für sich hatte," daß ihm die Führung der Armee gebührte. Als nun die heiß ersehnte Stunde schlug und das Reich der tausendmal verfluchten „Sicherheitskommissare und Faultiere" zu Ende ging, da fühlte er sich verjüngt trotz

seiner siebzig Jahre und dachte froh an die langlebige Heldenkraft des Derfflingers und des Dessauers und die vielen anderen glorreichen Grauköpfe der preußischen Kriegsgeschichte. Glückselig wiegte er sich auf den hohen Wogen dieser brausenden Volksbewegung; wie tat es ihm wohl, daß der frische Luftzug der Wahrhaftigkeit wieder durch das deutsche Leben ging und jeder tapfer von der Leber weg sprach. „Dichten Sie man druf", sagte er seelenvergnügt zu einem patriotischen Poeten; „in solchen Zeiten muß jeder singen, wie es ihm ums Herz ist, der eine mit dem Schnabel, der andere mit dem Sabel!"

So war der Held, den die Stimme der Nation zum Führer wählte — ein rechter Germane, nur germanischen Menschen ganz verständlich in der rauhen Größe, der formlosen Ursprünglichkeit seines Wesens. Die Franzosen haben ihm niemals auch nur jene bedingte Anerkennung geschenkt, welche der anhaltende Erfolg selbst dem Besiegten abzuzwingen pflegt. Er selber konnte in die feine romanische Art sich nicht finden und meinte noch, als die Wut des Kampfes längst verraucht war: „dies Volk ist mich zuwider!" — während ihm der laute Freimut und der derbe Humor „des närrischen Volkes" der Engländer von Herzen behagten. Sobald der Krieg begann, widmete er sich mit ganzer Kraft seinem Berufe und legte sogar die geliebten Spielkarten aus der Hand, um sie nicht wieder zu berühren vor dem Einzuge in Paris. Er kannte die Gebrechen seiner Bildung und wußte, daß er eines methodisch geschulten Kopfes bedurfte, der ihm die Gedanken für die Kriegführung angab. So hatte er im Feldzug von 1806 die Ideen Scharnhorsts ausgeführt; neidlos, in aufrichtiger Bescheidenheit erkannte er die geistige Überlegenheit des Freundes an und freute sich, ihn auch diesmal als Generalquartiermeister an seiner Seite zu sehen. Mit diesem hellen Kopfe und seiner eigenen Verwegenheit dachte er der ganzen Welt zu trotzen — denn einen vielköpfigen Kriegsrat hat der Alte nie gehalten.

Doch vorläufig stand er selbst noch unter russischem Oberbefehle. Nach dem Tode des unfähigen alten Feldmarschalls Kutusow

übernahm General Wittgenstein die Führung des verbündeten Heeres, ein tapferer wohlmeinender Soldat ohne die Gaben des Feldherrn. Das russische Hauptquartier war, stolz auf die Erfolge des jüngsten Jahres, wenig geneigt auf die Ratschläge der Preußen zu hören. Schon am Tage nach dem Aufrufe des Königs brach Blücher aus Breslau auf, überschritt die Elbe bei Dresden, unterwarf fast ganz Sachsen bis auf die Festungen und rückte in den ersten Tagen des April bis in die Altenburger Gegend; seine leichten Truppen schweiften weit nach Westen, über Gotha hinaus. Gleichzeitig näherten sich im Norden York und Bülow der Elbe, schlugen den Vizekönig Eugen in dem glänzenden Gefechte von Möckern — dem ersten größeren Treffen, das den Franzosen zeigte, daß sie nicht mehr mit dem Heere von 1806 zu tun hatten — und gingen im Anhaltischen auf das linke Ufer des Stromes über.

Wenn Scharnhorst und seine Freunde anfangs hofften, es werde gelingen, vor Napoleons Ankunft einen großen Teil von Westdeutschland zu besetzen und überall die Volksbewaffnung in Gang zu bringen, so mußten sie bald erkennen, wie wenig die verfügbaren Streitkräfte vorderhand noch für so großartige Entwürfe ausreichten. Ein glücklicher Angriff des kleinen Dörnbergschen Korps auf Lüneburg gab zwar ein erhebendes Zeugnis von der Tapferkeit des jungen Heeres — die Soldaten priesen den ersten Ritter des eisernen Kreuzes, Major Borcke, die Poeten besangen das Heldenmädchen Johanna Stegen, das den Kämpfern im dichten Kugelregen Pulver und Blei zutrug — jedoch das vereinzelte Unternehmen hatte keine bleibenden Folgen. Eine Schilderhebung der Patrioten im Bremischen wurde durch Vandamme, den rohesten und wüstesten der napoleonischen Generale, rasch niedergeworfen und grausam bestraft. Auch von den Festungen diesseits der Elbe waren bis zu Ende April nur Thorn und Spandau den Franzosen entrissen. Eine kühne Kriegführung, wie sie Scharnhorst verlangte, konnte gleichwohl die Armee des Vizekönigs im Magdeburger Lande vernichten, bevor Napoleons Hauptheer herankam. Aber das russische Haupt-

quartier blieb wochenlang unbeweglich in Polen. Der Zar bedurfte längere Zeit um seine Armee, deren Schwäche mit seinen eigenen prahlerischen Angaben in lächerlichem Widerspruche stand, zu verstärken; auch wollte er Polen nicht verlassen, bevor die Ruhe in dem aufgeregten Lande durch eine genügende Truppenmacht gesichert war. Dazu die Unlust seiner Generale und die peinlichen Zweifel über die Absichten Österreichs, das aus seiner starken Flankenstellung heraus den Verbündeten hochgefährlich werden konnte. Erst am 24. April zog das russische Hauptheer in Dresden ein, um sich dann nach langsamen Märschen südlich von Leipzig mit Blücher zu vereinigen.

Mittlerweile hatte Napoleon seine Rüstungen mächtig gefördert. Wohl lagen Tausende der erprobten Veteranen im russischen Schnee begraben. Die jungen Konskribierten standen den alten Kameraden weit nach, viele hatte man in Ketten zu den Regimentern schleppen müssen; auch die Marschälle begannen der unendlichen Kriegsarbeit satt zu werden und sehnten sich nach friedlichem Genusse der erbeuteten Schätze. Die Überlegenheit der sittlichen Spannkraft und des kriegerischen Feuers, die vordem den napoleonischen Heeren eigen gewesen, war jetzt ganz und gar auf die Preußen übergegangen. Immerhin blieb das Weltreich, das seit Jahren von keinem Feinde betreten worden, durch seine unermeßlichen Hilfsquellen den Verbündeten weitaus überlegen. Während Bertrand aus Italien durch Bayern heranzog, versammelten sich die übrigen Korps der Franzosen und Rheinbündner am Niederrhein, bei Frankfurt und im Würzburgischen. In den letzten Tagen des April rückte Napoleon selbst mit dem Hauptheere auf der Frankfurt-Leipziger Straße durch Thüringen ostwärts und vereinigte sich am 29. bei Naumburg mit der Armee des Vizekönigs. Er gebot über eine Feldarmee von mindestens 180 000 Mann, ungerechnet die Garnisonen der deutschen Festungen, und die Verbündeten konnten ihm zunächst nur etwa 98 000 Mann entgegenstellen. Scharnhorst wünschte anfangs die Schlacht in der freien Ebene von Leipzig, wo die überlegene Reiterei der Verbündeten zur vollen

Wirksamkeit gelangen konnte. Das russische Hauptquartier dagegen beschloß, südlich von dem alten Lützener Schlachtfelde, in dem sumpfigen, von Gräben, Hecken und Hohlwegen durchschnittenen Wiesenlande bei Großgörschen, das zur Entfaltung großer Reitermassen wenig Raum bot, einen Vorstoß gegen die rechte Flanke des nach Leipzig vorrückenden Feindes zu wagen. Scharnhorst gab zuerst den einfach kühnen Rat: man solle die Übermacht des Feindes schon auf dem Anmarsch überraschen, seine Marschkolonnen durch einen Flankenangriff durchbrechen. Der verwegene Plan konnte nur durch die höchste Schnelligkeit und Einfachheit der Ausführung gelingen. General Diebitsch, der in Wittgensteins Auftrag die Anordnungen traf, leitete jedoch den Anmarsch so unglücklich, daß die Korps von Blücher und York einander durchkreuzten.

Erst um Mittag des 2. Mai konnten die Preußen den Angriff beginnen auf die zwischen den Büschen versteckten vier Dörfer Groß- und Klein-Görschen, Rahna und Caja, welche Ney mit gewaltiger Übermacht hielt. Unter brausendem Hurraruf stürmten ihre Regimenter heran, noch niemals waren die französischen Legionen einem solchen Ungestüm kriegerischer Begeisterung begegnet. Nichts von der natürlichen Unsicherheit junger Truppen; ein Sturm des Zornes schien jeden fortzureißen; niemand konnte sich auszeichnen, so groß war die Tapferkeit aller! Nach zweistündigem mörderischem Kampfe wurden drei von den Dörfern den Franzosen entrissen. Da eilte Napoleon selbst von der Leipziger Straße herbei, versuchte mit frischen Truppen die Schlacht herzustellen. Er mußte mit ansehen, wie die preußische Garde durch einen zweiten furchtbaren Angriff die vier Dörfer sämtlich nahm; kam die Reserve der Verbündeten rechtzeitig heran, so war die Marschlinie der Franzosen durchbrochen, ihrem Hauptheere eine schwere Niederlage bereitet. Auf einen Augenblick wurde der Imperator unsicher. „Glaubt Ihr, daß mein Stern untergeht?“ fragte er zweifelnd seinen Berthier, und beim Anblick des Todesmutes der Preußen entfuhr ihm der Ausruf: „Diese Tiere haben etwas gelernt.“ Doch Wittgen-

steins Reserven blieben aus; das Korps von Miloradowitsch wurde durch ein unglückliches Mißverständnis dem Schlachtfeld fern gehalten und die russischen Garden erschienen erst auf der Wahlstatt, als mit dem Anbruch der Nacht der Kampf zu Ende ging. Die Reiterei der Verbündeten gelangte nicht zu entscheidendem Eingreifen, da Wittgenstein sich völlig unfähig zeigte, die Leitung des Heeres in der Hand zu behalten und eigentlich niemand den Oberbefehl führte; ihr Fußvolk verbiß sich in den blutigen Kampf um die Dörfer, der bei der Überlegenheit der feindlichen Infanterie keinen günstigen Ausgang versprach. Währenddem zog Napoleon von Norden her neue Verstärkungen heran, und gegen sieben Uhr fühlte er sich stark genug um, nach seiner Gewohnheit, unter dem Schutze einer mächtigen Artilleriemasse einen entscheidenden Stoß zu wagen. Als die Finsternis hereinbrach, behaupteten sich die Preußen nur noch in Großgörschen, die drei anderen Dörfer waren von den Franzosen zurückgewonnen. Der Feind hielt das Heer der Alliierten in weitem Bogen umklammert. Ein letzter verzweifelter Angriff der Reiterei von Blücher auf gut Glück in das Dunkel der Nacht hinein geführt scheiterte an der Ungunst des Terrains.

Noch war die Schlacht nicht gänzlich verloren; jedermann im preußischen Lager erwartete die Wiederaufnahme des Gefechtes für den folgenden Morgen; aber hatten die Verbündeten schon am Abend mit ihren 70 000 Mann gegen eine fast zweifache Übermacht gefochten, so mußten sie am nächsten Tage, wenn Napoleon alle seine Streitkräfte aus der Leipziger Umgegend herangezogen hatte, einem noch ungleicheren Kampfe entgegensehen. Unverfolgt traten sie den Rückzug nach der oberen Elbe an. Mindestens 10 000 Mann von den Verbündeten und eine weit größere Anzahl Franzosen waren auf dem Schlachtfelde geblieben. Die Truppen fühlten sich unbesiegt, sie hatten selber mehrere Trophäen erbeutet und keine einzige in den Händen des glücklichen Gegners zurückgelassen; überall, wo sie den Feind in gleicher Anzahl getroffen, waren sie ihm überlegen gewesen. Die Kosaken riefen auf dem Rückzuge fröhlich ihr: Pascholl!

Franzos kaput! Im preußischen Heere lebte das stolze Bewußtsein, daß man unter fremden und unfähigen Führern die Ehre der Fahnen wieder hergestellt, den Siegern von Jena sich ebenbürtig erwiesen habe. Hingerissen von dem Anblick der wieder erwachten deutschen Waffengröße sang Arndt sein Lied auf den Tag von Großgörschen:

Tapfre Preußen, tapfre Preußen,
Heldenmänner, seid gegrüßt!
Beste Deutsche sollt ihr heißen
Wenn der neue Bund sich schließt!

Unter den Opfern des blutigen Tages war auch Scharnhorst. Im Siebenjährigen Kriege hatte ein grausames Geschick fast alle preußischen Heerführer dahingerafft; während des Befreiungskrieges blieben sie sämtlich verschont. Nur dieser eine Eine fiel — der mächtige Geist, aus dessen lichtem Haupte das deutsche Volksheer gepanzert aufstieg wie Pallas aus dem Haupte des Zeus. Er wollte die leichte Wunde, die er bei Großgörschen empfangen, nicht ruhig heilen lassen. Seit man die Schwäche der russischen Armee und die Lauheit ihrer Führer vor Augen sah, stand im preußischen Hauptquartier die Überzeugung fest, daß nur Österreichs Beistand den Sieg verbürge. Bald nach der Schlacht kündigte der König in einem Parolebefehle seinen Truppen an: „in wenigen Tagen wird uns eine neue mächtige Hilfe zur Seite stehen.“ Scharnhorst wußte, auf wie schwachen Füßen diese Hoffnung stand, und beschloß daher, trotz der Warnungen der Ärzte, selber nach Wien zu gehen und durch persönliche Überredung den österreichischen Staatsmännern den entscheidenden Entschluß zu entreißen. Unterwegs verschlimmerte sich die Wunde. Während er in Böhmen einsam auf dem Krankenbette lag, schweiften seine Gedanken hinüber zu dem vaterländischen Heere. So viel herrliche Kraft war vergeudet durch die Fehler der russischen Heeresleitung; er hatte die Preußen gerüstet und fühlte, daß er sie zum Siege führen würde, wenn man ihn frei gewähren ließ an Blüchers Seite. Der sterbende Mann konnte den großen Ehrgeiz, der ihn verzehrte, nicht länger

in seiner verschlossenen Brust verbergen und schrieb an seine Tochter — nur für sie, damit sie wisse, „wie Dein Vater dachte, wenn ich einst nicht mehr da sein sollte: An Distinktionen ist mir nichts gelegen. Da ich die nicht erhalte, welche ich verdiene, so ist mir jede andere eine Beleidigung, und ich würde mich verachten wenn ich anders dächte. Alle Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages!“ Es sollte nicht sein. Am 28. Juni erlag er seiner Wunde; seine letzten Worte weissagten den Deutschen die Freiheit. Tragischer hat keiner geendet von den schöpferischen Geistern unserer Geschichte. Ohne Scharnhorst kein Leipzig, kein Belle-Alliance, kein Sedan, und der die Saat so vieler Siege streute, sollte selber Preußens Fahnen niemals glücklich sehen! Erschütternd trat das große Rätsel des Menschenschicksals den Überlebenden vor die Seele; immer wieder, wenn sie dieses Toten gedachten, überkam sie die Ahnung, daß unser Leben nicht abschließt mit dem letzten Atemzuge. Wie oft hat Blücher nach erfochtenem Siege in feuriger Rede den Schatten seines Scharnhorst angerufen, er solle niederschauen auf die Vollendung seines Werkes! Dem Dichter aber erschien der Gefallene wie ein Siegesbote, den die befreiten Germanen ihren Ahnen nach Walhalla sendeten:

„Nur ein Held darf Helden Botschaft tragen.
Darum muß Germaniens bester Mann,
Scharnhorst muß die Botschaft tragen:
Unser Joch das wollen wir zerschlagen,
Und der Rache Tag bricht an!“

Soviel Ehre die Schlacht von Großgörschen den jungen preußischen Truppen brachte, sie war doch eine Niederlage, verhängnisvoll durch ihre politischen Folgen. Der Ruf der napoleonischen Unüberwindlichkeit stand nunmehr wieder aufrecht; kein Gedanke mehr an einen Abfall der rheinbündischen Höfe. Friedrich August von Sachsen war soeben erst, am 20. April, durch einen geheimen Vertrag zu Österreich und der Politik der bewaffneten Vermittlung übergetreten. Auf die Nachricht von Napoleons Siege kehrte er sofort, noch bevor die drohende Mahnung des Protektors ihn ereilte, wieder zu den Fahnen

zurück, denen sein Herz immer angehangen; hatte er doch schon vor Wochen seinen Obersten Odeleben in das französische Hauptquartier gesendet, um dem Imperator als Führer durch Thüringen zu dienen! Senfft, der Vertreter der Neutralitätspolitik, ward entlassen, die Armee und das Land dem großen Alliierten zur Verfügung gestellt. General Thielmann erhielt Befehl, Torgau den Franzosen zu öffnen und trat, da seine Truppen den Weisungen ihres Königs unbedingt gehorchten, allein zu den Verbündeten über, nur begleitet von dem genialen Aster, dem deutschen Vauban. Der Besitz der sächsischen Festungen erlaubte den Franzosen, den Krieg um Monate zu verlängern. Ein hartes Strafgericht erging über die treuen Preußen in Kottbus, die im März, als Blüchers Heer einzog, sich sofort jubelnd der deutschen Sache angeschlossen, zahlreiche Freiwillige unter die Fahnen ihres alten Landesherrn gestellt hatten. Sobald die sächsische Herrschaft zurückkam, wurde das Kottbuser Land von den Franzosen in Belagerungszustand erklärt, eine Anzahl der angesehensten Patrioten, der wackere Landrat von Normann voran, auf eine Anzeige der sächsischen Beamten in das Gefängnis geworfen und den Familien, bei Strafe der Vermögenseinziehung, anbefohlen ihre Söhne zur Heimkehr aufzufordern. Diese boshafte Verfolgung erfüllte die Bewohner des Landes mit so ingrimmigem Hasse, daß sie nach der Wiederbefreiung den König baten, er möge sie der Kurmark, nicht der Provinz Sachsen zuteilen: „wir wünschen nie wieder mit den sächsischen Behörden in ein näheres Verhältnis zu treten, auch dann nicht, wenn sie den k. preußischen Untertanen zugesellt werden sollten.“

Auf Befehl des Protektors eilte Friedrich August selbst aus Prag herbei, um durch die Spaliere französischer Truppen in der sächsischen Hauptstadt einzuziehen, und das neutrale Österreich ließ den abtrünnigen Bundesgenossen ungehindert in das napoleonische Feldlager zurückkehren. Der Imperator empfing ihn um so freudiger, da er aus dem Hergange erriet, daß Kaiser Franz noch keineswegs entschlossen war, zu den Verbündeten

überzutreten. Fortan fuhr der sächsische Hof wieder mit vollen Segeln im Fahrwasser der französischen Allianz: er hoffte abermals auf Preußens Kosten sich zu vergrößern und erbat sich bei dem Protektor für den Fall des Friedens: Glogau und einen Strich von Schlesien, dergestalt, daß Kursachsen mit Warschau ein zusammenhängendes Gebiet bilden sollte. König Friedrich Wilhelm aber sagte schon im Mai einem sächsischen Edelmanne voraus: der Untergang der albertinischen Krone werde die unvermeidliche Folge solcher Treulosigkeit sein.

Die Verbündeten waren mittlerweile über die Elbe bis in die Oberlausitz zurückgewichen. Napoleon folgte; sein Heer stand zerstreut auf der weiten Linie von Dresden bis Wittenberg. Er faßte jetzt zum ersten Male den Plan zu einem Angriff auf Berlin — einen Gedanken, der seitdem in allen Berechnungen dieses Feldzuges immer wiederkehrte: während er selbst der Armee der Alliierten ostwärts folgte, sollte Ney durch einen raschen Zug gen Norden den gehaßtesten und gefährlichsten der Feinde in seiner Hauptstadt bedrohen. Das preußische Hauptquartier war auf das Ärgste gefaßt und traf bereits Anstalten, Berlin nötigenfalls im Straßenkampfe durch den Landsturm zu verteidigen. Die Armee jedoch blieb mit den Russen vereinigt; der König wollte die Stellung in der Nähe der österreichischen Grenze behaupten, er hoffte durch einen Sieg des vereinigten Heeres die zaudernde Hofburg zum Anschluß zu bewegen. In der Tat war ein Erfolg möglich, wenn Wittgenstein sogleich mit seinem gesammelten Heere einen Angriff auf Napoleon unternahm, bevor dieser seine Armee vereinigt hatte. Die russische Führung aber, die in jenen Tagen wesentlich durch die dilettantischen Einfälle des Zaren selber bestimmt wurde, beschloß, dem Rate der preußischen Generale zuwider, bei Bautzen eine Defensivschlacht anzunehmen und gewährte also dem Imperator, der die Gedanken der Gegner alsbald durchschaute, genügende Zeit, um seine Streitkräfte zu versammeln und auch Neys Armee zurückzurufen. Während die Hauptarmee untätig bei Bautzen stand, sollten die zwei schwachen Korps von York und Barclay

de Tolly durch ein Ausfallsgefecht die heranrückenden dreifach überlegenen Heersäulen Neys und Lauristons zurückwerfen. Mit höchster Kühnheit versuchte York sich des unmöglichen Auftrags zu entledigen; durch das blutige Waldgefecht bei Königswartha (19. Mai) hat er sich zuerst den Namen des Schlachtengenerals, seinen altpreußischen Regimentern ein furchtbares Ansehen bei Freund und Feind gesichert; wunderbar zäh und verwegen hielt er aus in dem ungleichen Kampfe und brachte seine kleine Schar in guter Ordnung wieder zu dem Hauptheere zurück. Aber mit entsetzlichen Opfern hatten die Preußen die Torheit des Zaren bezahlen müssen; mehr als die Hälfte der Brigade Steinmetz lag auf dem Schlachtfelde, und die Vereinigung Neys mit der französischen Hauptarmee war doch nicht verhindert.

So konnte denn Napoleon am 20. Mai seine gesamten 170 000 Mann gegen die 80 000 Alliierten zur Schlacht vorführen. Die Verbündeten erwarteten den Angriff in weitgedehnter Stellung auf dem steilen rechten Ufer des tiefen Spreetals, mit der Front nach Westen; ihr linker Flügel lehnte sich an jene waldigen Höhen des Lausitzer Gebirges, von denen einst Loudon gegen das Hochkircher Lager herniedergestürmt war, der rechte stand ungedeckt in der freien Ebene. Napoleon griff am ersten Schlachttage den linken Flügel der Gegner an, überschritt den Fluß, besetzte Bautzen und verleitete also den Zaren zu dem Glauben, daß die Franzosen die Entscheidung auf der Linken der Alliierten suchten, das verbündete Heer vom Gebirge abschneiden wollten. Die Absicht des Imperators ging aber vielmehr dahin, den bloßgestellten rechten Flügel der Verbündeten zu werfen, dann ihr Zentrum zu umklammern und die geschlagene Armee zu dem gefahrvollen Rückzuge südwärts ins Gebirge hinein zu zwingen. Während nun die Russen ihre wohlgesicherte Linke noch mehr verstärkten, warf sich Napoleon am zweiten Schlachttage mit Macht auf den schwachen rechten Flügel unter Barclay de Tolly, schlug ihn gänzlich und drang dann gegen die Kreckwitzer Höhen vor, welche Blücher mit dem Zentrum hielt. Nach langem mörderischem Kampfe war auch

diese Position fast umgangen, die Linien der Verbündeten bildeten bereits einen weit zurückgebogenen Haken. Da erkannte Knesebeck die Gefahr einer völligen Niederlage; er bestand darauf, daß die Schlacht abgebrochen wurde und rettete so das Heer. Gegen drei Uhr trat Blücher in musterhafter Ordnung den Rückzug an, und als der Abend hereinbrach, hatte der Sieger durch die blutige Arbeit zweier Tage nichts weiter gewonnen als den Besitz des Schlachtfeldes. „Was?“ — rief er grimmig, — „kein Ergebnis, keine Trophäen, keine Gefangenen nach einer solchen Schlächterei?“ 40000 Mann waren gefallen, davon 25000 Franzosen; die Flammen der brennenden Dörfer ringsum beleuchteten die gräßliche Wahlstatt.

Sofort nach dem unfruchtbaren Siege nahm Napoleon seine alten Pläne wieder auf und entsendete Oudinots Korps gegen Berlin; der aber wurde von Bülow und Oppen nach einem wütenden Kampfe in der brennenden Vorstadt von Luckau zurückgeworfen (4. Juni). Es war das erste jener vier blutigen Treffen und Schlachten, wodurch Preußen sich in diesem Sommer den Besitz seiner Hauptstadt sicherte. In denselben Tagen jedoch ging das befreite Hamburg wieder an die Franzosen verloren. Die unkriegerischen Gewohnheiten der reichen Handelsstadt rächten sich in der Zeit der Not. Der schwerfällige bedachtsame Senat wußte nichts anzufangen mit dem tapferen Bürger Mettlerkamp und den vielen anderen wackeren Patrioten, die sich zur Verteidigung der Vaterstadt erboten. Tettenborns Leichtsinn hatte für die Sicherung des gefährdeten Platzes wenig getan; Bernadotte wollte, da er in Pommern das versprochene russische Hilfskorps nicht vorfand, seine kleine schwedische Armee nicht auf das Spiel setzen und unterließ jeden Entsatzversuch. Schon am 30. Mai konnte Davoust in die rebellische gute Stadt des Kaiserreichs wieder einziehen. Eine Schreckensherrschaft brach herein, wie der deutsche Boden sie noch nie gesehen; Standgerichte und Brandschatzungen zeigten den deutschen Bürgern, was es heiße, dem Kaiser der Franzosen den Gehorsam aufzusagen. Der offene Platz wurde rasch mit Festungswerken umgeben, wobei die unglücklichen Be-

wohner selber schanzen mußten, und durch die Vertreibung von 25 000 armen Leuten für eine lange Verteidigung eingerichtet. Die feste Elblinie von Dresden bis zur See war wieder in Frankreichs Händen.

In einem Kriegsrate der Monarchen zu Lauban vertrat Hardenberg, unterstützt von den preußischen Generalen, die Ansicht, daß die alliierte Armee, statt geradeswegs nach Osten zurückzugehen, vielmehr südwärts nach Schweidnitz an die Abhänge des Riesengebirges ausbiegen solle. So gab man zwar, alles auf eine Karte setzend, die Hauptmasse der preußischen Monarchie rücksichtslos dem Feinde preis, doch man hielt die Verbindung mit Österreich fest und damit die letzte Möglichkeit des Sieges. Der Rat ward befolgt. Dann ließ Blücher in der Ebene von Haynau seine Reiter plötzlich aus einem Hinterhalte gegen die Spitzen der nachdrängenden französischen Armee vorbrechen (26. Mai) und warf die Feinde so weit zurück, daß sie die Fühlung mit den Alliierten verloren und die veränderte Richtung des Rückzugs nicht bemerkten. Mit Befremden entdeckte Napoleon nach einigen Tagen, daß die Verbündeten in seiner rechten Flanke standen. Wie gern hat der greise preußische Held noch in späteren Tagen dieses ersten fröhlichen Empfanges gedacht, den er dem Feinde auf preußischem Boden bereitet; zum ersten Male in diesem Feldzuge lächelte ihm das Glück, und seiner Lieblingswaffe allein verdankte er den schönen Erfolg. Zuversichtlich wie er sah das gesamte preußische Heer neuen Schlachten entgegen; in allen den hartnäckigen Kämpfen dieses Rückzugs zeigte der deutsche Soldat eine unverwüstliche Freudigkeit und Frische. Mehr als zwanzig Gefechte und zwei große Schlachten waren geschlagen, fünfzig Kanonen und viele Gefangene den Franzosen abgenommen, Napoleon aber hatte keine einzige Trophäe in seinen Händen. Anders war die Stimmung im russischen Lager. Die von Haus aus mäßige Kriegslust der Generale erlahmte gänzlich, seit sie sich wieder in die äußerste Ostecke Deutschlands zurückgedrängt sahen; abermals wie vor sechs Jahren vernahm man die unmutige Frage: wozu uns opfern für fremde

Zwecke? Barclay de Tolly, der unterdessen den Oberbefehl übernommen, erklärte bestimmt, sein erschöpftes Heer bedürfe der Ruhe, müsse in Polen wiederhergestellt und verstärkt werden. Blücher aber wollte sich dann von den Russen trennen und südlich am Fuße der Glatzer Berge dem Feinde standhalten. Schon war der Abmarsch der Russen über die Oder angeordnet, das Kalischer Bündnis drohte auseinanderzugehen. Da brachte ein schwerer Mißgriff Napoleons den Alliierten die Waffenruhe, die ihre Rettung werden sollte.

Wie laut er auch in seinen Bulletins prahlte, so unterschätzte Napoleon doch nicht die Gefahren seiner scheinbar so glänzenden Lage. Wohl hielt er alle Lande des rechten Elbufers, dazu die Lausitz und einen Teil von Schlesien in seiner Gewalt, jedoch er sah auch die zunehmende Verwilderung seines Heeres und fürchtete die unberechenbaren Mächte eines verzweifelten Volkskrieges. Wenn er jetzt, mit den Kränzen zweier neuer Siege um die Stirn, die Hand zum Frieden bot, so ließ sich vielleicht ein Abkommen erreichen, das dem Kaiserreiche seine konstitutionellen Grenzen sicherte, und der Vernichtungskampf gegen Preußen mochte nach einiger Zeit unter günstigeren Umständen wieder aufgenommen werden. Der so oft erprobte beste Bundesgenosse des kaiserlichen Frankreichs, die Zwietracht der Ostmächte konnte wohl auch diesmal noch seine Dienste tun. Von den Vermittlungsversuchen seines Schwiegervaters versprach sich der Imperator nichts Gutes; er vergaß es nicht, daß Schwarzenberg ihm vor kurzem ins Gesicht gesagt: die Politik hat diesen Ehebund geschlossen, die Politik kann ihn auch lösen! Dieser heimtückischen Hofburg, die ohne den Mut zu schlagen nach Ländergewinn trachte, gönnte er keinen Vorteil. Vielmehr hoffte er eine Zeitlang auf den Wankelmut Alexanders, den er schon vor der Bautzener Schlacht vergeblich durch lockende Friedensvorschläge zu gewinnen versucht hatte. Der bewährte Caulaincourt sollte die Unterhandlungen mit Rußland führen: vielleicht wiederholten sich die Tilsiter Vorgänge, wenn man dem Zaren „eine goldene Brücke baute“, wenn Warschau zwischen

Rußland und Preußen aufgeteilt, der preußische Staat über die Oder zurückgeschoben und also dem Zaren völlig unterworfen würde! Trog diese Hoffnung, so mußten freilich — Napoleon und seine Marschälle fühlten es wohl — die Verbündeten aus dem Waffenstillstande größeren Gewinn ziehen als der Imperator selber. Aber auch für den Fall der Fortsetzung des Krieges schien ihm die Waffenruhe unentbehrlich. Er brauchte Zeit, um sein Heer, namentlich die Reiterei zu verstärken und er wollte durch starke Rüstungen in Illyrien sich gegen den Abfall Österreichs sicherstellen. Diese beiden Beweggründe gab er seinen Generalen als die entscheidenden an. Am 4. Juni schloß er den Waffenstillstand von Pläswitz. Wie scharf er auch rechnete, er täuschte sich über die Kräfte des preußischen Staates und über das Wesen dieses Krieges, das jede halbe Lösung ausschloß. Er wußte nicht, daß die Verbündeten im geheimen Einverständnis mit Österreich den Waffenstillstand annahmen und mit wachsender Zuversicht auf den Beitritt der Hofburg zu der Koalition hofften. Schon am 16. Mai hatte Knesebeck mit den Russen Toll und Wolkonsky einen neuen Feldzugsplan verabredet, der durchaus auf die Mitwirkung Österreichs berechnet war.

Graf Metternich stand am Ziele seiner Wünsche. Eine seltene Gunst des Glücks fügte alles nach seinen Hoffnungen, warf dem Staate, der für die Befreiung der Welt noch nichts getan, die Entscheidung in den Schoß. Die kämpfenden Teile hielten einander durchaus das Gleichgewicht, wie man in Wien immer vorausgesagt; sie mußten, trotz Napoleons Widerwillen, die Mediation der Hofburg annehmen. Nun konnte Österreich ihnen nach seinem Ermessen den Frieden auferlegen oder, falls wider Verhoffen die Waffen nochmals aufgenommen wurden, mit seiner wohlgeschonten Kraft als führende Macht in die Koalition eintreten. Stein und Arndt, Blücher und die gesamte preußische Armee empfingen die Nachricht von der Einstellung der Feindseligkeiten mit tiefem Unmut: nichts entsetzlicher als ein fauler Friede nach solchen Opfern! Der Ingrimm wuchs noch, als

man erfuhr, daß die Lützower Freischar in den ersten Tagen der Waffenruhe von Rheinbündnern verräterisch überfallen und fast vernichtet worden war. Der König hielt für nötig, sein treues Volk durch eine Proklamation zu beruhigen: der Waffenstillstand, sagte er stolz, sei angenommen, damit die Nationalkraft sich völlig entwickeln könne; wir haben den alten Waffenruhm wieder gewonnen, bald werden wir stark genug sein, auch unsere Unabhängigkeit zu erkämpfen. Zugleich befahl er bei Spandau ein verschanztes Lager anzulegen, damit Preußen im Notfalle, nach den Plänen der Kriegspartei von 1811, den Verzweiflungskampf allein fortsetzen könne. Auf Gneisenaus Wunsch verfaßte Clausewitz seine köstliche Schrift über den Frühjahrsfeldzug und führte darin den Nachweis, daß die Streitkräfte der Alliierten während der Waffenruhe unverhältnismäßig wachsen müßten. Ebenso faßte Hardenberg die Lage auf; sein Tagebuch enthält hinter der Nachricht vom Waffenstillstande die lakonische Bemerkung: „war doch gut.“ Wie er Napoleons Stolz kannte, hielt er für ganz undenkbar, daß der noch unbesiegte Imperator auf Österreichs Friedensvorschläge eingehen würde; seine Zuversicht war um so fester, da ihm durch Stadion beruhigende Mitteilungen über die freundlichen Absichten der Hofburg zukamen.

Während Österreich sich anschickte, den Weltfrieden zu vermitteln, führte der Staatskanzler die Verhandlungen mit England weiter und schloß am 14. Juni den Vertrag von Reichenbach, kraft dessen die beiden Mächte sich verpflichteten, die Unabhängigkeit der von Frankreich unterdrückten Staaten wiederherzustellen. Schritt für Schritt hatte er mit der welfischen Habgier ringen müssen, und wenn er schließlich zur Hälfte nachgab, so befand er sich in der Lage des Bedrängten, der in höchster Geldnot einem Wucherer Wucherzinsen zahlt. Ohne die englischen Subsidien war Preußen völlig außerstande, den Krieg fortzuführen, das hatte Hardenberg schon im Februar dem britischen Kabinett erklärt. Das Tory-Kabinett konnte sich auf die ergebene Mehrheit in beiden Häusern unbedingt verlassen;

was hätte es dem preußischen Staatskanzler gefrommt, den Beistand der Opposition anzurufen? Als er einmal dem General Stewart vorhielt, das Parlament und die englische Nation würden ein so kleinliches Verfahren in großer Sache sicherlich nicht billigen, da erwiderte jener mit unfreiwilligem Humor: „ich bin weder von der Nation noch von dem Parlament hierhergeschickt worden, sondern von S. K. Hoheit dem Prinzregenten!“ Stewart und sein Amtsgenosse, der hölzerne, steif pedantische Lord Clancarty trugen die Überlegenheit des Bezahlenden mit der ganzen ihrem Volke eigentümlichen Rücksichtslosigkeit zur Schau. Dazu die bodenlose Unwissenheit dieser Torys; aus Clancartys Briefen mußte Hardenberg ersehen, daß der Lord den Kalischer Vertrag entweder nie gelesen oder gröblich mißverstanden hatte. Von selbst verstand sich, daß Preußen nur halb so viel Subsidien erhalten sollte als Rußland, das überdies, dank seiner geographischen Lage, vor welfischen Landforderungen bewahrt blieb; die unglücklichen Ziffern des Kalischer Vertrags zeigten jetzt ihre praktische Bedeutung. Endlich einigte man sich über 666 666 Pfd. St., wofür Preußen 80 000 Mann ins Feld stellen sollte; und diese für einen solchen Krieg armselige Summe, um ein Drittel niedriger als die an Schweden bewilligten Subsidien, ward mit Abzug des Wechselkurses, der fast dreißig vom Hundert betrug, ausbezahlt, so daß Preußen nur $3^1/_2$ Mill. Tlr. erhielt. Erst nach widerwärtigen Verhandlungen erreichte der Gesandte Jacobi in London, daß der Wert der gelieferten Waffen nicht auch noch von den Subsidien abgezogen wurde.

Gegen die Abtretung altpreußischer Gebiete sträubte sich das Pflichtgefühl des Königs. Er wollte zur Not Hildesheim, das nur vier Jahre lang preußisch gewesen, den Welfen überlassen, doch weder die getreuen Ravensberger, noch das feste Minden, das der Kriegskunst jener Zeit als der Schlüssel der Weserlinie galt. Auch als die welfischen Unterhändler statt dessen die Abtretung von Ostfriesland vorschlugen, blieb der König standhaft; es kam zu einem heftigen Auftritt zwischen ihm

und dem Staatskanzler. Die Welfen mußten sich zuletzt begnügen mit dem Versprechen, daß Preußen ihrem Stammlande eine Abrundung von 260—300 000 Seelen, einschließlich Hildesheim, verschaffen werde. Die Aussichten der preußischen Diplomatie wurden von Tag zu Tag trüber; sie hatte neue drückende Verpflichtungen übernommen und zum Entgelt wieder nur die allgemeine Zusage erlangt, daß Preußen „zum mindesten" ebenso mächtig werden solle wie vor dem Kriege von 1806. Einen Tag darauf schloß Rußland sein Kriegsbündnis mit England. Der Zar blieb für die Friedenswünsche seiner Generale wie für Napoleons Anerbietungen ganz unzugänglich: der Ruhm des Weltbefreiers und die polnische Königskrone standen so glänzend vor seiner Seele, daß er der Ermahnungen Steins jetzt kaum bedurfte, und der Kanzler Rumjanzoff, der alte Gegner der Koalition, entmutigt um Entlassung bat. Die preußischen Patrioten fanden sich nach kurzer Verstimmung rasch wieder zusammen in der frohen Gemeinschaft der unsichtbaren Kirche, wie Niebuhr zu sagen pflegte; sie bemerkten bald, wie sehr die Waffenruhe der Ausbildung der Landwehr zugute kam. In Schlesien entfaltete Gneisenau im Verein mit dem wackeren Präsidenten Merckel eine gewaltige Tätigkeit, so daß bei Ablauf des Stillstandes 68 Bataillone Landwehr formiert waren. Blücher schrieb ihm zufrieden: „Landwehren Sie man druff, aber wenn die Fehde wieder beginnt, dann gesellen Sie Sich wieder zu mich!"

Wie diese Rüstungen, so bewiesen auch die Friedensvorschläge des Zaren und des Königs, daß die Verbündeten nicht gesonnen waren, auf halbem Wege stehen zu bleiben. Sie verlangten: Wiederherstellung der alten Macht von Preußen und Österreich, Auflösung des Rheinbundes und des Herzogtums Warschau, Rückgabe der Nordseeküste, endlich die Unabhängigkeit von Holland, Spanien und Italien. Es waren im wesentlichen die Pläne von Bartenstein; nur ein ungeheurer Krieg konnte sie verwirklichen. Ganz anders sah Kaiser Franz die Lage an. Ihm graute vor diesem Kriege, vor dem Enthusiasmus der

norddeutschen Jugend; aus tiefster Seele hatte er seinem Schwiegersohne zu der Großgörschener Schlacht Glück gewünscht und die Hoffnung ausgesprochen, dies erste Treffen werde viele Leidenschaften abgekühlt, viele Schimären zerstört haben. Furchtbar war ihm der Gedanke, daß er die unmilitärischen Gewohnheiten seines schläfrigen Schreiberlebens aufgeben und, wie die beiden verbündeten Monarchen, ins Feldlager gehen sollte. Regungen der Zärtlichkeit für seine Tochter in Paris beirrten freilich den Hartherzigen nicht, dem die Diplomaten nachrühmten, er habe ganz politische Eingeweide. Aber wozu ein wagnisvoller Krieg, wenn man im Frieden die Überlegenheit Frankreichs ein wenig einschränken und eine glänzende Stellung an der Seite des mächtigen Schwiegersohnes erlangen konnte? Auch unter den Staatsmännern war die Friedenspartei noch stark vertreten. Ihr eifrigster Wortführer war der jetzt ganz in blasierte Stumpfheit versunkene Gentz; als nachher die Kriegspartei siegte, behauptete er freilich mit erstaunlicher Dreistigkeit, daß er selber den rettenden Entschluß herbeigeführt hätte. Noch am 24. Juni schrieb er vertraulich an Karadja: die Hofburg hege die Überzeugung, daß die Mittel zur Niederwerfung der französischen Übermacht noch nicht reif seien; er fand es sonderbar, daß die Alliierten, während sie Österreich zur Friedensvermittlung aufforderten, gleichzeitig mit England ein Kriegsbündnis schlössen. Metternich sah diesmal weiter als sein Kaiser. Er ahnte, daß Österreich selber in Preußens Niederlage mit verwickelt werden mußte, wenn dieser Staat den Kampf bis zur Vernichtung fortführte; auch die dämonischen Mächte der Revolution im preußischen Heere konnten nur dann niedergehalten werden, wenn Kaiser Franz in die Koalition eintrat. Aber noch hatte er einen festen Entschluß nicht gefaßt, seine angeborene Vorliebe für krumme Wege noch nicht überwunden. Am 30. Mai gestand er seinem Vertrauten, dem Hannoveraner Hardenberg: ein dauernder Friede sei für jetzt doch unmöglich; genug wenn man diesmal zu einem vorläufigen Frieden gelange, der den drei Ostmächten die Operationsbasis von der Ostsee bis zur

Adria verschaffe und ihnen für die Zukunft einen entscheidenden Krieg ermögliche.

In diesem Sinne waren auch die Friedensvorschläge gehalten, welche der Mediator den Verbündeten vorlegte; sie zeigten unzweideutig, daß die Hofburg von kriegerischen Entschlüssen noch weit entfernt, daß ihre bisherigen Verhandlungen mit Napoleon keineswegs eine Komödie gewesen waren. Österreichs Wünsche beschränkten sich auf vier Punkte: Aufhebung des Herzogtums Warschau, das unter die Ostmächte verteilt werden sollte; Verstärkung des preußischen Staates durch diese Teilung, durch die Rückgabe von Danzig und durch die Räumung der Festungen; Rückfall der illyrischen Provinzen an Österreich; dazu die Wiederherstellung von Hamburg und Lübeck und für den unwahrscheinlichen Fall, daß England sich zu einem allgemeinen Frieden bereit fände, auch noch die Herausgabe der deutschen Nordseeküste. Alle Herzenswünsche der Hofburg kamen in diesem Programme an den Tag. Mit Illyrien erhielt Österreich seine adriatische Machtstellung wieder; durch die Auflösung von Warschau verschwand jener Herd polnischer Verschwörungen, welchen Metternich immer als hochgefährlich für die drei Ostmächte angesehen hatte; Preußen aber empfing durch die neue Teilung Polens gerade jene Provinzen zurück, an denen dem Könige wenig lag, wurde kaum wieder eine Macht zweiten Ranges; der Rheinbund endlich blieb erhalten, nach Metternichs altem Grundsatze, daß man die kleinen Höfe durch nachgiebige Güte gewinnen müsse.

Welche Zumutung für die Verbündeten! Sie schwankten lange, verhandelten seit dem 10. Juni mit Stadion im Hauptquartier zu Reichenbach und gleichzeitig in wiederholten persönlichen Zusammenkünften mit dem kaiserlichen Hofe, der seine Residenz in die Schlösser an der böhmisch-schlesischen Grenze verlegt hatte. Trotz aller Bedenken blieb Hardenberg des zuversichtlichen Glaubens, daß Napoleon niemals in die bescheidenen Bedingungen willigen werde; forderten sie doch von ihm, was er noch in starker Hand festhielt! Am 27. Juni unterzeichneten endlich Stadion, Nesselrode und Hardenberg den Reichen-

bacher Vertrag, welcher die österreichischen Vorschläge guthieß, aber zugleich der Hofburg zum ersten Male eine halbwegs sichere Verpflichtung auferlegte. Österreich mußte versprechen, falls Napoleon die Friedensbedingungen bis zum 20. Juli nicht annähme, sofort die Waffen zu ergreifen, mit mindestens 150 000 Mann an dem Feldzuge teilzunehmen und einen gemeinsamen Kriegsplan mit den Verbündeten zu vereinbaren; trat der Kriegsfall ein, so sollte der von den Alliierten ursprünglich vorgeschlagene Plan einer gründlichen Neugestaltung Europas als das Ziel des gemeinsamen Kampfes gelten, und man verpflichtete sich, diesen Plan im weitesten Sinne auszulegen. So war die Hofburg doch für einen Fall gebunden. Die Alliierten aber behielten freie Hand; sie erklärten unzweideutig, daß sie ohne die Auflösung des Rheinbundes und die Wiederherstellung der alten Macht Preußens sich nicht beruhigen würden, und der österreichische Bevollmächtigte erhob keinen Einspruch dawider.

Unterdessen war Metternich nach Dresden gegangen, um Napoleon für die Einleitung der Friedensverhandlungen zu gewinnen. Dort ging es hoch her, im Palaste Marcolini; der gesamte kaiserliche Hofstaat war versammelt, Talma und die Mars spielten vor dem Imperator. Die französische Nation sollte glauben, daß ihr Beherrscher den Frieden ernstlich wolle und sich auf die langen Verhandlungen eines großen europäischen Kongresses einrichte. In Wahrheit war all sein Sinnen nur noch auf die Wiederaufnahme des Krieges gerichtet; die Anwandlungen friedlicher Gedanken verflogen, seit er den guten Fortgang seiner gewaltigen Rüstungen sah und die unbeirrte Festigkeit des Zaren erkannte. Als er mit dem Abgesandten des vermittelnden Hofes in einer langen Unterredung unter vier Augen sich besprach, da brach sein beleidigter Stolz und der verhaltene Zorn über alle die getäuschten Hoffnungen, die er einst an die österreichische Familienverbindung geknüpft, in so leidenschaftlichen und gehässigen Worten durch, daß Metternich jetzt ernstlich zu zweifeln begann, ob eine Verständigung mit diesem Manne möglich sei. Die Überhebung des Impe-

rators, der sich längst gewöhnt hatte, die Habsburg-Lothringer als „störrische Vasallen der Krone Frankreich“ zu behandeln, erschien dem weltkundigen österreichischen Diplomaten wie Raserei; und dabei sagte sich der vollendete Weltmann mit stillbefriedigtem Lächeln, dieser unbändig polternde Allgewaltige sei doch nur ein Plebejer. Trotzdem trennte man sich zuletzt mit der Zusage, daß ein förmlicher Friedenskongreß in Prag zusammentreten, der Ablauf des Waffenstillstandes aber vom 20. Juli auf den 10. August hinausgeschoben werden solle. Napoleon hatte seine Rüstungen noch nicht beendet, und auch die Hofburg hieß jede Vertagung willkommen, da ihr Heer sich noch in unfertigem Zustande befand.

Darauf neue peinliche Erwägungen im Hauptquartiere der Alliierten, denen weder der Kongreß noch die Verlängerung der Waffenruhe gelegen kam. Am 4. Juli traf Hardenberg mit Nesselrode, Metternich und Stadion im Schlosse Ratiborschitz zusammen. Es entspann sich eine lange stürmische Verhandlung; Nesselrode gesteht, daß er im ganzen Verlaufe seiner langen diplomatischen Laufbahn kaum je einer bewegteren Sitzung beigewohnt habe. Die Alliierten legten schließlich die Leitung der Prager Verhandlungen vertrauensvoll in Österreichs Hände, da Metternich drohte, sein Kaiser werde sonst vielleicht in bewaffneter Neutralität verharren; aber sie erklärten zugleich ihren festen Entschluß, den Krieg im äußersten Falle auch ohne Österreich fortzusetzen. Damit war Österreichs Eintritt in den Kampf nahezu entschieden. Denn offenbar konnten Metternichs Pläne nur gelingen, wenn er sich von den Verbündeten nicht gänzlich trennte; wurden die Waffen wieder aufgenommen und der österreichische Hof blieb neutral, so mußte er fürchten von den Früchten der Siege der Koalition ausgeschlossen, doch in die Folgen ihrer Niederlagen mit verwickelt zu werden. Eine politische Notwendigkeit, die stärker war als eines Menschen Wille, drängte den Wiener Hof aus seiner zuwartenden Haltung heraus. Gleichwohl kehrten noch im Juli, ja bis zur Stunde der letzten Entscheidung bange Augenblicke des Zweifels wieder.

Im preußischen Hauptquartiere sprach Ancillon nach seiner kleinmütigen Weise für den Frieden, und Knesebeck führte in einer Denkschrift aus: auf die Auflösung des Rheinbundes sei für jetzt nicht zu hoffen, der preußische Staat könne aber zur Not auch ohne Magdeburg bestehen, wenn er nur auf dem rechten Elbufer durch Mecklenburg und Schwedisch-Pommern wohl abgerundet würde und eine feste Position an der Weichsel erhielte! Der König selbst dachte mutiger, hielt dem Kaiser Franz in einem eigenhändigen Briefe vor: der preußische Staat müsse in Deutschland erheblich vergrößert werden, wenn Österreich an ihm einen starken und zuverlässigen Nachbar haben wolle.

Währenddem ward man auch mit Schweden endlich handelseinig. Da Dänemark wieder förmlich zu dem französischen Bündnis zurückkehrte, so fielen Friedrich Wilhelms Bedenken hinweg, und er verbürgte durch den Vertrag vom 22. Juli der Krone Schweden, die nunmehr dem Kalischen Bunde beitrat, die Erwerbung von Norwegen. Ein geheimer Artikel verhieß den Dänen nötigenfalls auf deutschem Boden eine Entschädigung für Norwegen. Hardenbergs Leichtsinn fand daran kein Arg; er meinte, diese Entschädigung könne höchstens in einem kleinen Fetzen Landes bestehen, da man ja Dänemark durch die Waffen bezwingen wollte, und glaubte zu wissen, daß Schwedisch-Pommern auf keinen Fall den Kaufpreis für Norwegen bilden werde. Hatte ihm doch Bernadotte mündlich versichert, Schweden sei geneigt, den letzten Rest seiner deutschen Besitzungen an Preußen abzutreten. Aber was war auf solche unbestimmte Zusagen des Treulosen zu geben?

Mit jedem neuen Tage wuchsen die Hoffnungen auf Österreichs Beitritt; auch die Nachricht von Wellingtons strahlendem Siege bei Vitoria und der gänzlichen Befreiung Spaniens wirkten ermutigend auf die Hofburg. Nach der Ratiborschitzer Unterredung gelangte Metternich zu der Einsicht, daß man die Rolle einer dritten Partei nicht mehr weiter spielen dürfe. Am 13. Juli enthüllte er seine kriegerischen Pläne zum ersten Male seinem kaiserlichen Herrn: selbst für den Fall, daß die Ver-

bündeten die Friedensvorschläge verwürfen und Napoleon sie annähme, würde Österreich der Koalition nicht mehr fernbleiben können, ohne sich in der öffentlichen Achtung herabzusetzen. Der noch immer durchaus friedfertige Kaiser ließ sich auf diese unwillkommene Möglichkeit noch nicht ein; er versprach nur für das vorgelegte Friedensprogramm standhaft einzutreten, obschon ihm einzelnes darin übertrieben schien. Napoleon war unterdessen nach Mainz gegangen, auf Frankreichs klassischen Boden, wie er das linke Rheinufer zu nennen pflegte. Noch einmal hielt er dort großen Hoftag; Dalberg und die Fürsten von Baden, Darmstadt, Nassau überbrachten persönlich ihre untertänigen Glückwünsche zu den Siegen des Frühjahrs. Er freute sich an dem Anblick seiner herrlichen Truppen und kehrte dann nach Dresden zurück mit dem stolzen Bewußtsein, daß er wieder stark genug sei, um der Welt Gesetze zu geben. Im Rausche seines Stolzes tat er geflissentlich alles, was den vermittelnden Hof beleidigen und verletzen mußte, also daß Kaiser Franz zuletzt geradezu durch die gekränkte Fürstenehre genötigt ward mit dem Schwiegersohne zu brechen.

Die Gesandten der Alliierten in Prag, Anstett und Humboldt, hatten beide sehr beschränkte Vollmacht und waren insgeheim beide entschlossen, den Verhandlungen jedes mögliche Hindernis in den Weg zu legen. Niemand war für eine solche Aufgabe besser geeignet als Humboldt, der Meister aller dialektischen Künste; auch er fühlte sich ergriffen von der Begeisterung der Zeit, soweit seine kühle Natur dazu fähig war, und legte willig seine gelehrten Arbeiten zur Seite, um einmal ganz der Politik zu leben. Napoleons Hochmut überhob ihn jedoch aller Anstrengung. Mehrere Tage lang mußte er mit Anstett warten, bevor ein französischer Bevollmächtigter eintraf; endlich erschien Narbonne, aber ohne genügende Beglaubigung. Wieder vergingen einige Tage bis Caulaincourt am 28. Juli ankam. Dann begann ein Austausch von diplomatischen Noten über die Form der Verhandlungen; die französischen Bevollmächtigten warfen dabei mit hämischen Bemerkungen nach allen

Seiten hin um sich und setzten den leeren Formenstreit hartnäckig fort bis zum letzten Tage der Waffenruhe, dergestalt, daß auf diesem wunderlichsten aller Kongresse nicht einmal eine gemeinsame Sitzung der Bevollmächtigten stattfinden konnte.

Der offenbare Hohn, der aus dem Auftreten der Franzosen sprach, sagte dem österreichischen Minister genug. Er fühlte, daß sein Hof nicht mehr zurück konnte und traf in der Stille seine Maßregeln, um dem Kaiserhause einen reichen Kriegslohn zu sichern. Noch während des Kongresses wurde zu Prag am 27. Juli mit den Verbündeten eine geheime Vereinbarung geschlossen, wonach Österreich das Königreich Italien und Illyrien erhalten sollte; der König von Sardinien erhielt sein Erbe zurück, Mittelitalien samt Genua wurde unter den Erzherzogen der österreichischen Vetterschaft aufgeteilt; Sizilien blieb den von England beschützten Bourbonen. Ja, die Verbündeten versprachen sogar im voraus alles gutzuheißen, was Österreich auf der Halbinsel tun würde. Einige Wochen darauf trat auch England diesem Vertrage bei. Die Absicht des britischen Kabinetts war einfach die französische Herrschaft aus Italien zu verdrängen; eine italienische Nation wollten die Torys nicht anerkennen, auch über die Ansprüche des Papstes ging man gleichmütig hinweg. Der russische Hof, der alte Gönner Piemonts, der unter Kaiser Paul die italienischen Pläne Österreichs so lebhaft bekämpft hatte, sagte sich von seinen bewährten Traditionen los, da die Freundschaft des Wiener Kabinetts jetzt über allen anderen Rücksichten stand. Die preußischen Staatsmänner aber fanden das Ansinnen Metternichs ganz unbedenklich. Daß die Hofburg die alten Thugutschen Projekte wieder aufnehmen würde, galt dem Staatskanzler von vornherein als selbstverständlich. Er hat sogar Österreich aufgefordert, die Italiener zum Freiheitskampfe aufzubieten; in Knesebecks Denkschriften hieß es kurzab: „was Österreich in Italien verlangt, liegt ja in der Natur der Dinge."

Die Stellung des Mediators, der also bereits durch zwei geheime Verträge seine Unparteilichkeit aufgegeben hatte, wurde

täglich unhaltbarer; das Possenspiel des Kongresses drängte zum Ende. Vier Tage vor Ablauf der Waffenruhe wendete sich Napoleon noch einmal mit einer vertraulichen Anfrage an Österreich allein — offenbar nur um nachher der friedenslustigen französischen Nation seine Versöhnlichkeit beweisen zu können. Als Metternich darauf ein Ultimatum stellte, das die Reichenbacher Vorschläge in etwas schärferer Fassung wiederholte, gab der Imperator eine im wesentlichen ablehnende Antwort und ließ diese absichtlich zu spät von Dresden abgehen, so daß sie erst am 11. August in Prag eintreffen konnte. Der Waffenstillstand war abgelaufen, ohne daß Frankreich die Friedensbedingungen angenommen hatte. Mit dem letzten Glockenschlage des 10. August erklärten Humboldt und Anstett, ihre Vollmacht sei erloschen, der Kongreß beendigt. Die Verpflichtungen von Reichenbach traten nunmehr in Kraft, der Trotz Napoleons hatte Österreich in das Lager der Koalition getrieben.

Jener große europäische Bund, woran die Staatsmänner seit achtzehn Jahren immer vergeblich gearbeitet, jetzt stand er endlich in Waffen: alle die vier alten Großmächte, mit ihnen Schweden und demnächst auch die wiederbefreiten Staaten der iberischen Halbinsel. Und diesmal führte nicht das Ungefähr diplomatischer Verwicklungen die Höfe zusammen, sondern eine hohe Notwendigkeit: es galt, die Freiheit der Welt, das lebendige Nebeneinander der Nationen, worauf die Größe der abendländischen Gesittung beruht, wiederherzustellen. Wohl traten mit England und Österreich zwei Mächte in das Bündnis ein, denen jedes Verständnis abging für die Sehnsucht des norddeutschen Volkes. Sonderbar genug stach die gewundene Sprache des österreichischen Kriegsmanifestes von dem herzerwärmenden ehrlichen Tone der preußischen Aufrufe ab. Wie war doch Gentzens reicher Geist in Wien verknöchert und verdorrt, daß er jetzt mit byzantinischem Redeschwall den kaiserlichen Schwiegervater verherrlichte, der, über gewöhnliche Bedenklichkeiten weit erhaben, für das heilige Interesse der Menschheit hingegeben habe, was seinem Herzen das Teuerste war! Auch die bitteren Bemerkungen des Mani-

festes über die dem regelmäßigen Gange der Regierungen zuvoreilenden ungeduldigen Wünsche der Völker ließen ahnen, daß der Krieg durch Österreichs Teilnahme seinen Charakter verändern, manche Hoffnung der Patrioten in Enttäuschung enden würde. Doch es stand nicht anders, ohne Österreichs Zutritt konnte die Koalition sich gegen das Weltreich nicht behaupten. Der Ausgang des Prager Kongresses war ein großer diplomatischer Erfolg; Friedrich Wilhelm wußte, daß er ihn gutenteils der Gewandtheit seines Staatskanzlers verdankte. Erleichterten Herzens eilte Humboldt in jener verhängnisvollen Mitternacht des 10. August auf den Hradschin, um das verabredete Zeichen zu geben: bald flammten die Fanale auf den Kuppen der Riesenberge und trugen noch in derselben Nacht nach Schlesien hinüber zu dem aufjubelnden preußischen Heere die frohe Kunde, daß in sechs Tagen der Krieg von neuem beginne.

Durch den glücklichen Fortgang der preußisch-russischen Rüstungen und durch den Zutritt von 110 000 Mann Österreichern wurde endlich das Gleichgewicht der Kopfstärke zwischen den beiden Parteien annähernd hergestellt. Die Koalition verfügte über eine Feldarmee von über 480 000 Mann, worunter etwa 165 000 Preußen und nahezu ebensoviel Russen, sie war dem Feinde namentlich durch die Stärke ihrer Reiterei und Artillerie überlegen. Napoleon hatte sein Heer auf 440 000 Mann gebracht. Die Fürsten des Rheinbundes leisteten willig Heeresfolge, zumal da der Protektor wieder den Schirmherrn des Partikularismus spielte und ihnen die Gefahr der Wiederherstellung des alten deutschen Reiches, des Verlustes der Souveränität in finsteren Farben schilderte. Nur der Münchener Hof zeigte eine verdächtige Saumseligkeit; er nahm die Kriegserklärung Österreichs zum Vorwande, um die Hauptmasse seines Heeres im Lande zurückzuhalten, stellte nur eine schwache Division auf den norddeutschen Kriegsschauplatz. Verließ das Glück die französischen Fahnen, so war Bayern zum Abfall vorbereitet.

Unter den unglücklichen Truppen des Rheinbundes nahm der Unmut überhand seit den teuer erkauften fruchtlosen Siegen des Frühjahrs. Napoleon traute ihnen nicht, am wenigsten den Westfalen. Trotzdem sah er dem Kriege mit Zuversicht entgegen. Die geringe Überzahl der Feldarmee der Verbündeten wurde reichlich aufgewogen durch den Besitz der Festungen des Nordostens, deren Einschließung fast die Hälfte der preußischen Landwehr sowie einen großen Teil des russischen Heeres in Anspruch nahm, vornehmlich aber durch die günstige zentrale Stellung an der Elblinie, die von Glückstadt und Hamburg bis hinauf nach Dresden und Königstein in Napoleons Händen war. Fast auf der nämlichen Stelle hatte einst König Friedrich sechs Jahre lang eine ungleich bedrohlichere Übermacht in Schach gehalten; warum sollte dem Kriegsfürsten des neuen Jahrhunderts nicht auch gelingen, durch gewandte Benutzung der kurzen inneren Operationslinien, die er beherrschte, die Gegner zu überraschen, ihre weit voneinander getrennten Heere vereinzelt zu schlagen?

Den sittlichen Kräften der Koalition erwuchs aus dem Beitritt Österreichs kein Gewinn. Die kaiserlichen Truppen schlugen sich tapfer wie zu allen Zeiten; von der stürmischen Begeisterung des norddeutschen Volkes empfanden sie wenig, weniger sogar als die Russen, die nicht nur ihren alten Ruhm unerschütterlicher passiver Todesverachtung wieder bewährten, sondern auch durch das lange Zusammenleben mit den Preußen und durch die Gunst des Glücks nach und nach Freude gewannen an dem unwillig begonnenen deutschen Krieg. Der Geist von 1809 erwachte nicht wieder. Die Völker Österreichs sahen sich ungern aufgestört aus der bequemen Ruhe der jüngsten vier Jahre, sie sprachen ihre Furcht vor einem neuen Einbruche der französischen Eroberer so lebhaft aus, daß Erzherzog Johann seinen Grazern Mut einsprechen mußte; sie bemitleideten die ausziehenden Soldaten und behielten von den Taten dieses Krieges nichts im Gedächtnis, während die Erinnerung an Aspern und Wagram in aller Herzen fortlebte. Die breite Kluft, welche das

geistige Leben der Österreicher von den übrigen Deutschen trennte, wurde durch den Befreiungskrieg nicht überbrückt. Nur anstands- halber, nur um nicht allzuweit hinter Preußen zurückzubleiben, ließ auch Kaiser Franz eine Deutsche Legion für Freiwillige aus dem Reiche bilden, ein Freikorps, das niemals irgendeine Bedeutung erlangte. Die altgewohnte unbehilfliche Schwer- fälligkeit der Führung und Verwaltung des österreichischen Heeres erregte wieder den Spott der französischen Soldaten über die Kaiserlicks; glänzenden Kriegsruhm erwarb sich, außer einigen kühnen Reiteroffizieren, kein einziger der k. k. Generale.

Da die Hofburg den Krieg nur mit halbem Herzen führte, beständig in Angst vor der nationalen Begeisterung der Preußen und den polnischen Plänen des Zaren, so konnte sie auch ihren tüchtigsten Feldherrn nicht verwenden; überdies war Erzherzog Karl seinem mißtrauischen kaiserlichen Bruder verdächtig und als alter Gegner der russischen Allianz dem Petersburger Hofe unwillkommen. Fürst Schwarzenberg erhielt den Oberbefehl, ein tapferer Reiterführer und ehrenhafter Kavalier, der mit seinem diplomatischem Takte die mächtigen streitenden Inter- essen im großen Hauptquartiere auszugleichen, unter den schwie- rigsten Verhältnissen, trotz der Anwesenheit von drei Monarchen die buntscheckige Masse der verbündeten Heere leidlich zusammen- zuhalten verstand; doch dem Genie Napoleons fühlte er sich nicht gewachsen, der große Ehrgeiz des geborenen Feldherrn blieb ihm fremd. Sein trefflicher Generalstabschef Radetzky be- saß geringen Einfluß; in der Regel gaben die Generale Duca und Langenau den Ausschlag im Kriegsrate, zwei Theoretiker aus Lloyds behutsam methodischer Kriegsschule, denen nichts schrecklicher war als das Wagnis der Feldschlacht. Noch war der Zauber des napoleonischen Namens ungebrochen. Selbst Zar Alexander begann zu glauben, daß die neufranzösische Kriegskunst allein durch ihre eigenen Schüler zu überwinden sei; er setzte sein Vertrauen vornehmlich auf Bernadotte und zwei andere französische Überläufer, Moreau und Jomini, ja er erwartete sogar, daß diese Abtrünnigen Zwiespalt und Partei-

kampf im napoleonischen Heere hervorrufen könnten — eine Hoffnung, die an dem ehrenwerten Patriotismus der Franzosen zuschanden wurde. Nur im preußischen Lager lebte das leidenschaftliche Verlangen nach großen durchschlagenden Entscheidungen und das stolze Selbstvertrauen, das den Sieg verbürgt; aber erst im Verlaufe des Krieges, nach errungenem Erfolge erlangten die preußischen Heerführer, die bedeutendsten militärischen Talente der Koalition, Macht und Ansehen.

Die Absicht Metternichs, seinem Hofe die führende Stellung in der Allianz zu verschaffen, erfüllte sich vollständig. Wie der Oberbefehl der gesamten Streitkräfte dem Fürsten Schwarzenberg anvertraut wurde, so berücksichtigte auch der neue, auf Grund der Verabredungen vom Mai festgestellte Kriegsplan in erster Linie die Interessen Österreichs. General Toll, der fähigste Generalstabsoffizier der russischen Armee, vereinbarte am 12. Juli zu Trachenberg mit Knesebeck und dem schwedischen Kronprinzen die Bildung dreier Heere, deren jedes aus Truppen der verschiedenen Nationen gemischt sein sollte, während Blücher umgekehrt seine Preußen unter seinem eigenen Befehle zu vereinigen wünschte. Die Hauptarmee von 235 000 Mann versammelte sich an der Nordgrenze von Böhmen unter Schwarzenbergs unmittelbarer Führung; dadurch wurde Kaiser Franz seiner schwersten Sorge ledig, eine Verlegung des Kriegsschauplatzes nach dem Innern Österreichs war kaum noch zu befürchten. In den Marken und an der Niederelbe stand die Nordarmee unter Bernadotte, über 150 000 Mann, in Schlesien Blücher mit 95 000 Mann. Alle drei Heere sollten die Offensive ergreifen und ihren Sammelplatz im Lager des Feindes suchen; wendete sich Napoleon von seinem Stützpunkte Dresden aus mit überlegener Macht gegen eine der drei Armeen, so wich diese aus und die beiden anderen bedrohten ihn in Rücken und Flanke. So hatte das alte Europa doch endlich etwas gelernt von der neuen großartigen Kriegsweise: nicht mehr die Besitznahme einzelner geographischer Punkte, sondern die Besiegung des Feindes wurde als der Zweck der Operation bezeichnet. Freilich stimmten die überbehutsamen Vor=

schriften für die Ausführung wenig zu der Kühnheit des strategischen Grundgedankens. Der schlesischen Armee dachte das große Hauptquartier nur die bescheidenen Aufgaben eines großen Observationskorps zu, da sie die schwächste von allen war und der stärksten Position des Feindes gegenüberstand; mit Mühe erwirkte sich Blücher die Erlaubnis, unter außerordentlich günstigen Umständen eine Schlacht anzunehmen. Seine Offiziere klagten über die bescheidene Rolle die man ihnen zuwies, und beneideten ihre nach Böhmen zur Hauptarmee abmarschierenden Kameraden; der alte Held aber nahm sich vor, seine Vollmacht im allerweitesten Sinne auszulegen. Ein Glück übrigens, daß man im großen Hauptquartiere die feindlichen Streitkräfte um volle 100 000 Mann unterschätzte; so gewannen die Bedachtsamen doch einigen Mut.

Auch Napoleon war über die Stärke und die Stellungen der Verbündeten schlecht unterrichtet; er suchte ihre Hauptarmee in Schlesien und schlug die Kopfzahl der Nordarmee viel zu niedrig an. Sein nächstes Ziel blieb noch immer die Vernichtung der preußischen Macht. Derweil der Imperator selbst die schwierige Aufgabe übernahm, von Dresden aus zugleich die böhmische und die schlesische Armee zurückzuhalten, sollte Oudinot Berlin erobern, die Landwehr entwaffnen, die preußische Volkserhebung völlig niederwerfen. Glückte dieser Schlag, so schien es möglich, Stettin und Küstrin zu verstärken, vielleicht selbst Danzig zu entsetzen; der Zauderer Bernadotte wich dann unzweifelhaft an die Küste zurück, Preußen und Rußland aber mußten ihre gesamten Streitkräfte in den bedrohten Nordosten werfen und sich von Österreich trennen. Also wurde die Koalition gelockert, und vielleicht gelang es dann der diplomatischen Kunst Napoleons, sie gänzlich zu zersprengen. Da er an den vollen Ernst der Hofburg auch jetzt noch nicht glaubte, so vermied er absichtlich einen Zug gegen Böhmen; Kaiser Franz durfte an der wohlwollenden Mäßigung des liebevollen Schwiegersohnes nicht zweifeln. Die Befürchtung, daß er umgangen und vom Rheine abgeschnitten werden könne, wies der Kriegs=

erfahrene lachend zurück: „ein Heer von 400 000 Mann umgeht man nicht.“ Er wußte wohl, welchen Vorteil ihm die Einheit des Oberbefehls und die konzentrierte Stellung seines Heeres boten und zog, was irgend verfügbar war, nach Obersachsen heran. Nur das Korps Davousts wurde aus politischen Gründen an der Niederelbe zurückgehalten, denn das feste Hamburg durfte um keinen Preis einer englischen Landungsarmee zum Brückenkopfe dienen.

Während Oudinot den Marsch nach den Marken antrat, wendete sich Napoleon zunächst gegen die schlesische Armee, in der Hoffnung, den tatenfrohen Blücher zu einer Schlacht zu verleiten. Der preußische Feldherr wich der Übermacht aus und ging erst nach einigen Tagen wieder zum Angriff vor, als Napoleon mit einem Teile seines Heeres nach Dresden zurückeilte um die heranrückende böhmische Armee abzuwehren. Macdonald, der in Schlesien zurückgeblieben, wähnte die Verbündeten noch im vollen Rückzuge und marschierte am 26. August, keiner Schlacht gewärtig, gegen Jauer; seine Truppen drängten die Vorhut der Preußen zurück, überschritten die vom Regen hoch angeschwellten Gewässer der Katzbach und der wütenden Neiße, stiegen dann sorglos an den steilen Talrändern empor auf die Hochebene, die sich über dem Zusammenfluß der beiden Gebirgsbäche erhebt. Droben aber stand York, hinter sanften Anhöhen versteckt, mit dem Zentrum des Blücherschen Heeres; er ließ einen Teil der Feinde auf die Hochebene heraufkommen und brach alsdann urplötzlich mit zermalmendem Ungestüm aus dem Hinterhalte hervor, auf seinem rechten Flügel von Sackens Russen kräftig unterstützt. Ein furchtbares Blutbad begann. Der überraschte Feind stand eingepreßt in dem Winkel zwischen den beiden Gebirgswassern; Kolben und Bajonett bildeten die einzigen Waffen des Fußvolks, da die Musketen im Regen versagten. Bei Anbruch der Nacht warf Katzelers Reiterei die aufgelösten Trümmer des feindlichen Heeres in das Tal der wütenden Neiße hinunter, Tausende fanden den Tod in den wilden Wogen. Nur die Saumseligkeit Langerons, der mit

seinem russischen Korps auf dem linken Flügel dem Kampfe fern blieb, rettete die Armee Macdonalds vor gänzlichem Untergange. Gneisenau aber gedachte jener Schreckensnacht nach der Schlacht von Jena und befahl die letzte Kraft von Roß und Mann an die Verfolgung zu setzen. Erschöpft von der Schlacht und den Hin- und Hermärschen der jüngsten Tage lagerten die siegreichen Truppen während der Nacht auf dem aufgeweichten Boden ohne Feuer, hungernd und frierend, in abgerissenen dünnen Kleidern, die meisten ohne Schuhe; ihrer viele erlagen der übermenschlichen Anstrengung. Dann brach man auf, den Geschlagenen nach. Am 29. wurde die Division Puthod bei Plagwitz von den Nachsetzenden erreicht und völlig zersprengt, noch bevor sie das Wildwasser des Bobers überschreiten konnte; auch die irische Legion, die unter französischem Banner gegen den englischen Todfeind focht, fand ihr Grab in den Wellen des deutschen Flusses. So hielt die wilde Jagd noch tagelang an, immer bei strömendem Regen, verlustreich für die Sieger, verderblich für die Fliehenden, bis endlich am 1. September Blücher seinem Heere triumphierend verkünden konnte, das gesamte schlesische Land sei vom Feinde gesäubert.

Die Schlacht an der Katzbach war der erste wahrhaft fruchtbare Sieg dieses Feldzugs. Sie befreite Schlesien, sie hob die Zuversicht im Heere der Verbündeten und brachte dem Werke Scharnhorsts eine glänzende Rechtfertigung, da die neue Landwehr sich den besten Linientruppen ebenbürtig zeigte; sie erweckte, was jedem nationalen Kriege unentbehrlich ist, die Freude an einem volkstümlichen Helden, zu dem der kleine Mann bewundernd aufschauen konnte. Der Name Blüchers war in aller Munde.

Wer den Dingen näherstand wußte freilich, daß die Kriegspläne des alten Helden aus Gneisenaus Kopfe stammten. So war der königliche Mann nun doch der Marschall von Schlesien geworden, wie ihm Clausewitz geweissagt. Er hatte einst in unheilvollen Tagen auf den Wällen Kolbergs die geschändeten preußischen Fahnen zuerst wieder zu Ehren gebracht. Jetzt

wußte er die schlesische Armee so ganz zu durchdringen mit der feurigen Tatkraft seines heldenhaften Geistes, daß dies kleinste Heer der Koalition bald der Schwerpunkt ihrer Streitkräfte wurde; denn das stand ihm außer Zweifel, daß ein Mutiger Mutige schaffen könne. Bald hatte sich zwischen ihm und Blücher jenes menschlich schöne Verhältnis unverbrüchlichen Vertrauens gebildet, das für Deutschlands Geschicke ebenso segensreich werden sollte wie vormals die Freundschaft von Luther und Melanchthon, von Schiller und Goethe. Willig ging der Alte auf die Ideen seines Generalquartiermeisters ein und fand sich darin zurecht, als wären sie sein eigenes Werk. Der Jüngere aber wahrte mit feinem Takte das Ansehen des Kommandierenden, befahl immer nur in Blüchers Namen, hielt sich so bescheiden zurück, daß seine Frau selber lange nichts von der eigentlichen Wirksamkeit ihres Gatten erfuhr, und ertrug es ohne Murren, daß er der Mannschaft fast ebenso unbekannt blieb wie einst P. von Westphalen den Soldaten Ferdinands von Braunschweig. Beim Ausbruch des Krieges hatte er nur die Karten von Westdeutschland und Frankreich mit ins Feldlager genommen — so bestimmt rechnete er auf einen raschen Siegeszug; nun warf ihn das Geschick wieder in diese Ostmark Deutschlands, wo er einst seine besten Jahre im Einerlei subalternen Dienstes verbracht hatte. Die Langeweile jener öden Zeit kam ihm jetzt zugute; er kannte Weg und Steg im Lande, er wußte, daß die heimtückischen kleinen Bäche des Riesengebirges bei Unwetter rasch zu reißenden Strömen werden, und baute darauf seinen Plan. Nichts schien ihm erbärmlicher, als das Ausruhen auf den errungenen Lorbeeren; kaum war Schlesien befreit, so faßte er alsbald das Ziel der Vereinigung der drei Armeen ins Auge. Nur so konnte eine große Entscheidung erzwungen werden, und dieses letzten Erfolges fühlte sich der Kühne so sicher, daß er schon im September, zu einer Zeit, da die meisten kaum auf die Eroberung von Dresden zu hoffen wagten, seinen Offizieren voraussagte, sie sollten noch in diesem Herbst Trauben am Rhein pflücken. Er nannte Napoleon gern seinen Lehrer, denn von ihm hatte

er gelernt, die Künstelei der alten militärischen Schule zu verachten; erst in der Hauptstadt des Feindes hoffte er die Waffen niederzulegen. So stand er unter den Heerführern der Verbündeten als der Pfadfinder des Sieges, wie ihn der Meißel Christian Rauchs dargestellt hat, mit vorgestrecktem Arm hinweisend auf des Krieges letztes Ziel, der einzige Mann, der sich der Feldherrngröße Napoleons gewachsen fühlte. Fortiter, fideliter, feliciter! — so lautete der hochgemute Wahlspruch seines Wappens.

Die Begeisterung der Jugend und die Gunst der Frauen wendeten sich der heiteren Kraft und Frische des genialen Mannes von selber zu; vor den älteren Kameraden mußte er sich erst durch den Erfolg rechtfertigen. Die drei Korpsführer der schlesischen Armee fügten sich ungern den Weisungen des jungen Generalmajors; immerhin war Sackens Eigensinn und Langerons Ungehorsam noch erträglicher als das gallige Tadeln und Klagen Yorks. Der Hochkonservative hatte den alten Groll gegen die Reformpartei noch nicht überwunden, nannte Blücher einen rohen Husaren, Gneisenau ein phantastisches Kraftgenie, schalt über die Heerverderber, die den erschöpften Truppen unmögliche Entbehrungen und Gewaltmärsche zumuteten, forderte wiederholt seinen Abschied. Blüchers Hochherzigkeit ließ sich von alledem gar nicht anfechten; er meinte gleichmütig: „der York ist ein giftiger Kerl, er tut nichts als räsonieren, aber wenn es losgeht, dann beißt er an wie keiner."

Unbeirrt von Blüchers vorwärtsdrängendem Ungestüm wie von den besorgten Warnungen seiner Generale schritt Gneisenau seines Weges. Durch den Sieg an der Katzbach entwaffnete er den Widerstand. Der Tadel wagte sich nicht mehr so laut hervor, obschon er nicht gänzlich verstummte; und als auch im weiteren Verlaufe des Krieges fast immer die schönsten Kränze diesem kleinen Heere zufielen, da galt es bald als ein Ruhm der schlesischen Armee anzugehören. Ein frohes Selbstgefühl verband alle ihre Glieder, sie wußte, daß sie wirklich, wie Clausewitz sagte, die stählerne Spitze war an dem schwerfälligen eisernen

Keile der Koalition. Selbst die Russen verspürten etwas von der eigentümlichen Siegesfreudigkeit, die von Blüchers Hauptquartier ausstrahlte. Einige ihrer Führer, wie Sacken und der tollkühne Reitergeneral Wassiltschikow lebten mit den Preußen in vertraulicher Kameradschaft; die Kosaken begrüßten den greisen Feldherrn mit endlosen Hurrarufen, wo er sich zeigte und erzählten einander, der Alte sei eigentlich ein Kosakenkind, am blauen Don geboren.

Einem jungen Deutschen mochte wohl das Herz aufgehen in dem Heldenkreise, der sich um Blücher versammelte. Da standen neben York die Brigadeführer Steinmetz, jener Horn, dem die Franzosen vorm Jahre den Namen des preußischen Bayard gegeben hatten, und der Bruder der Königin Luise, Karl von Mecklenburg; die verwegenen Reiterführer Jürgaß und Sohr, der Liebling Blüchers Katzeler und der tolle Platen mit seiner ewig brennenden Pfeife; unter den Jüngeren Schack und Graf Brandenburg, der Minister von 1848, jene beiden, die sich York gern als Preußens künftige Feldherren dachte; neben Gneisenau der schwunglos nüchterne Müffling, der einzige fast, der zu dem jugendlichen Tone dieses Kreises nicht paßte, dann Rühle von Lilienstern, der Freund von Heinrich Kleist, ein hochgebildeter, geistvoller Offizier, der immer zur Hand sein mußte, wenn es galt durch persönliche Überredung auf die beiden anderen Hauptquartiere einzuwirken, dann Major Oppen, der spanische Held, dann Fehrentheil, der nachher in der demagogischen Phantasterei des Teutonentums unterging, während der junge Gerlach späterhin ein Führer der Hochkonservativen wurde; dazu die Schriftgelehrten, wie Blücher sie spottend nannte: der liebenswürdige, fromme Naturforscher Karl von Raumer, der philosophische Schwärmer Steffens, endlich Eichhorn, der die Erinnerungen dieser reichen Monate wie ein heiliges Vermächtnis im Herzen bewahrte und nachher durch den Ausbau des Zollvereins das Werk des Befreiungskrieges zu vollenden strebte. Es war wie ein Mikrokosmos des neuen Deutschlands: fast alle die Parteien der Politik und Literatur, welche in den

folgenden Jahrzehnten das deutsche Leben erfüllten, fanden hier ihre Vertreter. Keine Spur mehr von dem rohen Bildungshasse der alten Armee; an müßigen Abenden lasen die Offiziere zuweilen Shakespearesche Dramen mit verteilten Rollen, oder Oppen spielte deutsche und spanische Lieder auf seiner Zither. Mit rücksichtsloser Offenheit sagte jeder seine Meinung gerade heraus wie Blücher selber; nirgends wurde die Felonie der deutschen Fürsten schärfer verurteilt, die Vernichtung der rheinbündischen Souveränität und die Verstärkung der preußischen Macht stürmischer gefordert als in der Umgebung des preußischen Feldherrn. „Geht es nach mir," sagte General Hünerbein zu dem Kurprinzen von Hessen, „so bekommt Ihr Vater nicht so viel Land zurück, als ich Schmutz unter meinen Nägeln habe!"

Die Schlacht bei Belle-Alliance.

Spät in der Nacht (des 16. Juni) wurde Blücher von seinen Generalstabsoffizieren in einem Bauernhause zu Mellery, auf dem Wege nach Wavre, aufgefunden. Ruhig seine Pfeife rauchend, lag der Alte auf der Streu; er fühlte sich an allen Gliedern zerschlagen von dem schweren Sturze, doch seine frohe Zuversicht war nicht gebrochen. Unbedenklich genehmigte er die Anordnungen seines Freundes; die beiden hatten sich so ganz ineinander eingelebt, daß Gneisenau sicher war, stets aus der Seele des Feldmarschalls heraus zu beschließen. Am Morgen ritt der Feldherr dem Heere voraus nach Wavre; die Soldaten jubelten, sobald sie des Geretteten ansichtig wurden, und antworteten mit einem fröhlichen Ja, als er im Vorüberreiten fragte, ob sie morgen wieder schlagen wollten. Auf den Sonnenbrand von gestern folgte ein grauer schwüler Tag mit vereinzelten Gewitterschauern, dann am Abend strömender Regen, die ganze Nacht hindurch. Mühsam wateten die Soldaten, die nun seit drei Tagen im Marsch oder im Gefechte gewesen, in dem aufgeweichten schweren Boden und schoben die Räder der Kanonen durch den tiefen Schlamm. Auf der Beiwacht war der Schlaf fast unmöglich, und doch blieb der frohe Mut unverwüstlich; am Morgen des 18. sah man die schlesischen Füsiliere nach den Klängen der Feldmusik einen lustigen Walzer tanzen. Ein warmer Aufruf des Feldmarschalls mahnte die Truppen, ihre letzte Kraft aufzubieten für den neuen Kampf: „vergesset nicht, daß Ihr Preußen seid, daß Sieg oder Tod unsere Losung ist!“

In seinem Berichte an den König sprach Gneisenau offen die Anklage aus, daß Wellington „wider Vermuten und Zusage" seine Armee nicht rechtzeitig konzentriert habe, und in vertrauten Briefen äußerte er sich noch weit schärfer. Jedoch in dem veröffentlichten Berichte des Blücherschen Hauptquartiers wurde die peinliche Frage schonend übergangen, und auch nach dem Kriege verschmähte Gneisenau, um der Bundesfreundschaft willen, hochherzig jeden Federkrieg, obgleich die unaufrichtigen Erzählungen des Briten sein reizbares militärisches Ehrgefühl geradezu zum Widerspruche herausforderten. Erst zwanzig Jahre später wurde durch ein nachgelassenes Geschichtswerk von Clausewitz, der unzweifelhaft die Mitteilungen seines Freundes Gneisenau benutzt hatte, die geheime Geschichte dieses Feldzuges aufgeklärt. In jenem Augenblicke vollends lag dem kühnen Manne nichts ferner als ein unfruchtbares Hadern um vergangene Fehler; er meldete dem König, eine Schlacht mit geteilten Kräften sei jetzt nicht mehr möglich, und traf sofort seine Vorbereitungen für die Vereinigung mit dem englischen Heere. Die Stimmung im Hauptquartiere ward mit jeder Stunde zuversichtlicher, da die zuwartende Haltung des Feindes deutlich bewies, daß das Ergebnis des 16. Juni zwar eine verlorene Schlacht, aber keine Niederlage war. Blücher fühlte sich des Erfolges völlig sicher; er wollte, falls Napoleon die Engländer nicht angriffe, selber mit Wellington vereint dem Feinde alsbald die Schlacht anbieten und hieß das wilde Regenwetter, „unseren alten Alliierten von der Katzbach", hochwillkommen. Der russische Militärbevollmächtigte Toll kam übel an, als er für nötig hielt, diese stolzen Preußen zu trösten und beschwichtigend sagte, die große Armee unter Schwarzenberg werde alles wieder gutmachen. Blüchers Adjutant Nostitz erwiderte scharf: „ehe Sie zu Ihrem Kaiser zurückkehren, ist entweder der belgische Feldzug ganz verloren oder wir haben die zweite Schlacht gewonnen, und dann brauchen wir Eure große Armee nicht mehr!"

Auf Blüchers Anfrage erklärte sich der englische Feldherr bereit, am 18. an der Brüsseler Straße eine neue Schlacht an-

zunehmen, wenn er auf die Hilfe von etwa 25 000 Preußen zählen könne. Der Alte erwiderte, er werde kommen und hoffentlich mit seiner ganzen Armee. Nach einem kurzen glänzenden Reitergefechte, wobei Lord Uxbridge mit den Riesen der englischen Gardekavallerie die französischen Lanciers buchstäblich niederritt, ging Wellington am Nachmittage nordwärts zurück und versammelte sein Heer bei Mont St. Jean, rittlings auf der Brüsseler Straße, mit der Front nach Süden. Die Furcht vor einer Umgehung von rechts her gab er freilich noch immer nicht ganz auf und ließ daher bei Hal, zwei Meilen westlich vom Schlachtfelde ein Korps von 17 000 Mann stehen, so daß in den Entscheidungsstunden fast ein Fünftel seines Heeres fehlte. Das preußische Heer war in der Nacht vom 17. auf den 18. vollzählig in der Gegend von Wavre versammelt, nur zwei starke Meilen östlich von Mont St. Jean, und auch die sehnlich erwartete Munitionskolonne traf noch ein. Aber diese kurze Entfernung, die ein Adjutant im Galopp wohl in einer guten Stunde zurücklegen konnte, bot bei dem entsetzlichen Zustande der Wege für die unbehilflichen Geschützmassen einer großen Armee erhebliche Schwierigkeiten. Zudem ward ein langer Aufenthalt unvermeidlich, da das noch unberührte Korps Bülows die Spitze nehmen sollte und die weiter vorwärts stehenden Heerteile erst durchkreuzen mußte. Beabsichtigte der englische Feldherr nur eine Demonstration, wie Gneisenau eine Zeitlang argwöhnte, so konnte die Lage der Preußen, die ihre linke Flanke bloßstellten, hochgefährlich werden; nur im festen Vertrauen auf die unerschütterliche Ausdauer des englischen Heeres durften sie das Wagnis unternehmen. Wellington getraute sich dem preußischen Feldherrn nur zuzumuten, daß er zur Verstärkung des linken Flügels der Engländer herankäme. Gneisenau aber wählte nach seiner großen Weise einen kühneren und schwereren Plan: er dachte vielmehr die Franzosen im Rücken und der rechten Flanke anzugreifen. Gelang dieser Schlag, so war Napoleons Heer vernichtet und der Krieg mit einem Male beendet.

Daß die Besiegten so verwegene Gedanken fassen durften, wurde nur möglich durch die Unterlassungssünden des Siegers. Gewiß war es für Napoleon nicht unbedenklich, den Preußen mit der Hauptmacht seines Heeres zu folgen. Aber seine verzweifelte Lage forderte kühne Entschlüsse. Blieb er dem rührigsten seiner Gegner auf den Hacken, so war möglich, daß die geschlagene Armee auf dem Rückzuge gänzlich aus den Fugen geriet, da die Wirkung eines Sieges sich durch unaufhaltsame Verfolgung zu verdoppeln pflegt. Ob Wellington dann noch einen Schlag gegen Ney wagte, erschien mindestens zweifelhaft; wahrscheinlicher doch, daß der Bedachtsame sich auf Antwerpen zurückzog. Es war nicht Kleinmut, was den Imperator hinderte, diesen Entschluß zu fassen, sondern der alte Fehler der Überhebung. Wie einst nach der Dresdener Schlacht und nach den Siegen in der Champagne, so dachte er auch jetzt zu niedrig von dem Gegner; er glaubte bestimmt, die Preußen eilten in voller Auflösung dem Rheine zu, und hielt nicht einmal für nötig, ihren Rückzug beobachten zu lassen. Stand es also wie er wähnte, dann blieb ihm freilich Zeit vollauf, um das englische Heer zu schlagen. Gemächlich ließ er seine Truppen am Vormittag des 17. rasten. Seine Gedanken weilten mehr in Paris als bei dem Heere; er fragte seine Generale, was wohl die Jakobiner nach diesem neuen Siege des Kaiserreichs tun würden. Erst um Mittag befahl er dem Marschall Grouchy, den Preußen zu folgen, in der Richtung ostwärts nach Gembloux und der Maas, sie nicht aus den Augen zu lassen und ihre Niederlage zu vollenden; für diesen Zweck gab er dem Marschall 33 000 Mann, eine Macht, zu stark für ein Beobachtungskorps, zu schwach, um eine Schlacht gegen das gesamte preußische Heer zu wagen. Grouchy zog während der zweiten Hälfte des Tages nach Osten in die Irre, ohne der Preußen gewahr zu werden. Erst am Morgen des 18. fand er ihre Spur und wendete sich gegen Wavre: aber von Gneisenaus Plänen ahnte er nichts, sondern vermutete nunmehr die preußische Armee auf dem Rückzuge nach Brüssel. Er so wenig wie sein Kaiser hielt für

denkbar, daß ein geschlagenes Heer sich sogleich nach der Schlacht wieder ordnen und zu einem neuen Angriffe rüsten könnte. Der Gedanke, sich zwischen die beiden Heere der Koalition einzuschieben, kam dem Imperator jetzt nicht mehr in den Sinn, da die Möglichkeit des Rückzuges der Preußen nach Norden durchaus außerhalb seiner Berechnung lag. Er selber vereinigte sich am Nachmittage des 17. in der Nähe von Quatrebras mit der Armee Neys, zog dann in voller Sicherheit nordwärts auf der Brüsseler Straße den Engländern nach, um sie morgen oder übermorgen diesseits oder jenseits von Brüssel zur Schlacht zu zwingen.

So verworren und unfertig die Doppelschlacht am 16. Juni verlaufen war, ebenso einfach großartig gestaltete sich der Gang der Ereignisse am 18. Wellington hatte mit Kennerblick eine feste defensive Stellung gewählt, wie er sie von Spanien her liebte. Sein Heer hielt auf einem langgestreckten niederen Höhenzuge, der von Westen nach Osten streichend, etwa in der Mitte, bei dem Dorfe Mont St. Jean von der wohlgepflasterten Brüsseler Landstraße senkrecht durchschnitten wird. Auf diesem engen Raume von kaum 5000 Schritt Länge standen die Truppen dicht zusammengedrängt, mehr als 30 000 Deutsche, 24 000 Engländer, über 13 000 Niederländer, zusammen 68 000 Mann, auf der Rechten Lord Hill, im Zentrum der Prinz von Oranien, auf dem linken Flügel General Picton. Ein tief eingeschnittener, von Hecken eingefaßter Querweg lief die Front entlang. Im Rücken des Heeres fiel der Boden sanft ab, so daß die Mehrzahl der Regimenter dem anrückenden Feinde verborgen blieb; weiter nördlich lag an der Landstraße der lichte, von zahlreichen Wegen durchzogene Wald von Soignes, der für den Fall des Rückzuges eine gute Deckung bot. Der Herzog blieb während vieler Stunden im Zentrum bei Mont St. Jean; hier unter einer Ulme, auf einer Bodenwelle neben der Landstraße, konnte er fast die ganze Aufstellung überblicken und nach seiner Gewohnheit alles unmittelbar leiten. Einige hundert Schritt vor der Front lagen wie die Vorwerke einer Festung drei stark besetzte Positionen: vor der

Rechten das Schloß Goumont inmitten der alten Bäume seines Parkes, von hohen Mauern umschlossen; vor dem Zentrum an der Landstraße das Gehöfte La Haye Sainte; vor dem äußersten linken Flügel die weißen Häusergruppen von Papelotte und La Haye. Die Straße fällt südlich von Mont St. Jean sanft ab, führt dann völlig eben durch offene Felder und steigt eine starke halbe Stunde weiter südlich, nahe bei dem Pachthofe La Belle Alliance wieder zu einem anderen niederen Höhenzuge empor, so daß das Schlachtfeld eine weite, mäßig eingetiefte Mulde bildet, die allen Waffen den freiesten Spielraum gewährt.

Auf diesen Höhen bei Belle Alliance stellte Napoleon sein Heer auf, Reille zur Linken, Erlon zur Rechten der Straße, dahinter bei Rossomme die Reserve; sein Plan war einfach durch einen oder mehrere Frontalangriffe die Linien der Engländer zu durchbrechen, womöglich an der schwächsten Stelle, auf ihrem linken Flügel. Da die unsicheren Feuerwaffen jener Zeit dem Angreifer erlaubten, mit ungebrochener Kraft nahe an den Verteidiger heran zu gelangen, so hoffte der Imperator durch ungeheure Massenschläge den zähen Gegner niederzuringen. Seine Kriegsweise war während der letzten Jahre immer gewaltsamer geworden; heute vollends, in der fieberischen Leidenschaft des verzweifelten Spielers zeigte er die ganze Wildheit des Jakobiners, ballte viele Tausende seiner Reiter, ganze Divisionen des Fußvolks zu einer einzigen Masse zusammen, damit sie wie die Phalangen Alexanders mit ihrem Elefantentritt alles zermalmten. So begann die Schlacht — ein beständiges Vordringen und Zurückfluten der Angreifer gleich der Brandung am steilen Strande — bis dann das Erscheinen der Preußen in Napoleons Rücken und rechter Flanke den Schlachtplan des Imperators völlig umstieß. Der Kampf verlief wie eine planvoll gebaute Tragödie: zu Anfang eine einfache Verwicklung, dann gewaltige Spannung und Steigerung, zuletzt das Hereinbrechen des alles zermalmenden Schicksals; unter allen Schlachten der modernen Geschichte zeigt wohl nur die von Königgrätz in gleichem Maße den Charakter eines vollendeten Kunstwerks. Der

letzte Ausgang hinterließ in der Welt darum den Eindruck einer überzeugenden, unabwendbaren Notwendigkeit, weil ein wunderbares Geschick jeder der drei Nationen und jedem der Feldherren genau die Rolle zugewiesen hatte, welche der eigensten Kraft ihres Charakters entsprach: die Briten bewährten in der Verteidigung ihre kaltblütige, eiserne Ausdauer, die Franzosen als Angreifer ihren ritterlichen, unbändigen Mut, die Preußen endlich die gleiche stürmische Verwegenheit im Angriff und dazu, was am schwersten wiegt, die Selbstverleugnung des begeisterten Willens.

Napoleon rechnete mit Sicherheit auf einen raschen Sieg, da er die Preußen fern im Südosten bei Namur wähnte. Seine Armee zählte über 72 000 Mann, war dem Heere Wellingtons namentlich durch ihre starke Kavallerie und die Überzahl der Geschütze — 240 gegen 150 Kanonen — überlegen. Unter solchen Umständen schien es unbedenklich, den Angriff auf die Mittagszeit zu verschieben, bis die Sonne den durchweichten Boden etwas abgetrocknet hätte. Um den Gegner zu schrecken und die Zuversicht des eigenen Heeres zu steigern, veranstaltete der Imperator im Angesichte der Engländer eine große Heerschau; krank wie er war, von tausend Zweifeln und Sorgen gepeinigt, empfand er wohl auch selber das Bedürfnis, sich das Herz zu erheben an dem Anblick seiner Getreuen. So oft er späterhin auf seiner einsamen Insel dieser Stunde gedachte, überkam es ihn wie eine Verzückung, und er rief: „die Erde war stolz, so viel Tapfere zu tragen!“ Und so standen sie denn zum letzten Male in Parade vor ihrem Kriegsherrn, die Veteranen von den Pyramiden, von Austerlitz und Borodino, die solange der Schrecken der Welt gewesen und jetzt aus dem Schiffbruch der alten Herrlichkeit nichts gerettet hatten als ihren Soldatenstolz, ihre Rachgier und die unzähmbare Liebe zu ihrem Helden. Die Trommler schlugen an; die Feldmusik spielte das Partant pour la Syrie! In langen Linien die Bärenmützen der Grenadiere, die Roßschweifhelme der Kürassiere, die betroddelten Tschakos der Voltigeure, die flatternden Fähnchen der Lanciers, eines

der prächtigsten und tapfersten Heere, welche die Geschichte sah. Die ganze prahlerische Glorie des Kaiserreichs erhob sich noch einmal, ein überwältigendes Schauspiel für die alten Soldatenherzen; noch einmal erschien der große Kriegsfürst in seiner finsteren Majestät, so wie der Dichter sein Bild kommenden Geschlechtern überliefert hat, mitten im Wetterleuchten der Waffen zu Fuß, in den Wogen reitender Männer. Die brausenden Hochrufe wollten nicht enden; hatte doch der Abgott der Soldaten vorgestern erst aufs neue seine Unbesiegbarkeit erwiesen. Und doch kam dieser krampfhafte Jubel, der so seltsam abstach von der gehaltenen Stille drüben im englischen Lager, aus gepreßten Herzen: das Bewußtsein der Schuld, die Ahnung eines finsteren Schicksals lag über den tapferen Gemütern. Zehn Stunden noch, und die verwegene Hoffnung des deutschen Schlachtendenkers war erfüllt, und dies herrliche Heer mit seinem Trotze, seinem Stolze, seiner wilden Männerkraft war vernichtet bis auf die letzte Schwadron.

Um $^1/_2$12 Uhr begann Napoleon die Schlacht, ließ seinen linken Flügel gegen das Schloß Goumont vorgehen, während er zugleich auf seiner Rechten die Anstalten für den entscheidenden Stoß traf. Vier Divisionen Fußvolk scharten sich dort zu einer riesigen Heersäule zusammen; eine bei Belle Alliance aufgestellte große Batterie bereitete durch anhaltendes Geschützfeuer den Angriff vor. Gegen $^1/_2$2 Uhr führte General Erlon die gewaltige Infanteriemasse wider den linken Flügel der Briten heran. Aber noch bevor diese Bewegung begann, wurde der Imperator bereits durch eine unheimliche Nachricht in der kalten Sicherheit seiner Berechnungen gestört. Er erfuhr um 1 Uhr durch einen aufgefangenen Brief, daß General Bülow auf dem Marsche sei gegen die rechte Flanke der Franzosen; und während er auf der Höhe bei Rossomme, im Rücken des Zentrums, an seinem Kartentische stand, glaubte er auch schon fern im Osten bei dem hochgelegenen Dorfe Chapelle St. Lambert dunkle Truppenmassen zu bemerken, die alsbald zwischen den Wellen des Bodens wieder verschwanden. Ein sofort ausgesendeter Ab-

jutant bestätigte die Vermutung. Gewaltsam suchte sich der Kaiser zu beruhigen und schickte vorläufig zwei Kavalleriedivisionen ostwärts über den rechten Flügel der Schlachtstellung hinaus. Es war ja doch sicher nur das eine Korps Bülows, vielleicht nur ein Teil davon, und ehe die Preußen in die Schlacht eingreifen konnten, mußte Wellington geschlagen sein. Seinen Offizieren aber sagte Napoleon mit zuversichtlicher Miene, Marschall Grouchy ziehe zur Unterstützung der rechten Flanke herbei: die Armee durfte von der Gefahr nichts ahnen. Währenddem war Erlon mit seinen vier Schlachthaufen vorgerückt; schon während des Anmarsches erlitt er schwere Verluste, ganze Reihen in den tiefen Kolonnen wurden von den englischen Kanonenkugeln niedergerissen. Es gelang zuerst, eine niederländische Brigade in die Flucht zu schlagen; nur ein Teil der Truppen des jungen Königreichs bewährte sich; der alte Blücher hatte ganz recht gesehen, als er meinte, diese Belgier schienen „keine reißenden Tiere" zu sein. Dann aber brach das englische und hannoversche Fußvolk hinter den schützenden Hecken hervor, umfaßte mit seinen langen Linien die unbehilflichen Klumpen der Franzosen. Nach einem mörderischen Gefechte, bei dem der tapfere Picton den Tod fand, mußten die Angreifer zurückgehen. Ponsonbys schottische Reiter setzten nach, sprengten die Weichenden auseinander, drangen in unaufhaltsamem Laufe bis in die große Batterie der Franzosen; hier erst wurden sie durch französische Kavallerie zur Umkehr genötigt.

Der große Schlag war mißlungen. Und jetzt ließ sich schon nicht mehr verkennen, daß jedenfalls ein beträchtlicher Teil der preußischen Armee im Anmarsch war, und zwar in der Richtung auf das Dorf Plancenoit, das im Rücken des rechten Flügels der Franzosen lag. Noch stand es dem Imperator frei, die Schlacht abzubrechen, aber wie hätte der Stolze einen so kleinmütigen Entschluß fassen können? Er sendete das Korps Lobaus über Plancenoit hinaus, so daß seine Schlachtstellung statt einer einfachen Linie nunmehr einen auf der Rechten rückwärts gebogenen Haken bildete. Die Preußen verdarben ihm die ganze Anlage

der Schlacht, noch bevor von ihrer Seite ein Schuß gefallen war. Den gegen die Engländer fechtenden Heerteilen wurde die auf der Rechten drohende Bedrängnis sorgsam verborgen gehalten. Darum ließ Napoleon die Truppen Lobaus nicht weiter nach Osten vorgehen, wo sie das Korps Bülows am Rande des breiten Lasnetals leicht aufhalten konnten, sondern hielt sie nahe bei Plancenoit zurück: der Zusammenstoß mit den Preußen sollte so lange als möglich hinausgeschoben werden, damit die Armee nicht durch den Kanonendonner auf der Rechten in ihrer Siegeszuversicht beirrt würde. Aus Furcht vor dem Angriff der Preußen wagte der Imperator auch nicht mehr, die 24 Bataillone seiner Garde, die noch unberührt in Reserve standen, gegen die Engländer vorzuschicken, sondern beschloß, mit seiner gesamten Kavallerie das Zentrum Wellingtons zu durchbrechen: ein aussichtsloses Beginnen, da die Hauptmasse des Fußvolks der Verbündeten noch unerschüttert war.

Blücher war am Morgen von Wavre aufgebrochen. Die alten Glieder wollten sich noch gar nicht erholen von dem bösen Sturze vorgestern, doch wer durfte dem Helden heute von Ruhe und Schonung sprechen? „Lieber," rief er aus, „will ich mich auf dem Pferde festbinden lassen, als diese Schlacht versäumen!" Wohlgemut ritt er inmitten der Regimenter, die sich mit unsäglicher Anstrengung durch den tiefen Schlamm hindurcharbeiteten; ein Brand in Wavre hatte den Marsch erheblich verzögert. Die Soldaten frohlockten, wo der Feldherr sich zeigte, traten mit lautem Zuruf an ihn heran, streichelten ihm die Knie; er hatte für jeden ein ermunterndes Wort: „Kinder, ich habe meinem Bruder Wellington versprochen, daß wir kommen. Ihr wollt mich doch nicht wortbrüchig werden lassen?" Thielmann blieb mit dem dritten Armeekorps bei Wavre zurück, um den Rücken des Heeres gegen einen Angriff Grouchys zu decken, der in der Tat am Nachmittage auf Wavre heranzog. Die übrigen drei Korps nahmen den Marsch auf Chapelle St. Lambert; um 10 Uhr waren die Spitzen, um 1 Uhr die Hauptmasse der Armee dort auf den Höhen angelangt. Nun teilte sich das Heer.

Zieten mit dem ersten Korps marschierte geradeaus, in der Richtung auf Ohain und weiter gegen den rechten Flügel der Franzosen. Bülow mit dem vierten Korps und dahinter das zweite Korps unter Pirch wendeten sich nach links, südwestwärts, gegen den Rücken der französischen Aufstellung. Das schwierige Defilee des Lasnetals war zum Glück vom Feinde nicht besetzt, der Bach ward überschritten, und gegen 4 Uhr ließ Bülow seine Truppen wohlverdeckt in und hinter dem Walde von Frichemont antreten: erst wenn eine genügende Macht zur Stelle war, sollte der überraschende Vorstoß erfolgen. In tiefem Schweigen rückten die Regimenter in ihre Stellungen ein; die Generale hielten am Rande des Waldes und verfolgten mit gespannten Blicken den Gang der Schlacht. Als einer der Offiziere meinte, der Feind werde nun wohl von den Engländern ablassen und, um sich den Rückzug zu sichern, seine Hauptmacht gegen die Preußen werfen, da erwiderte Gneisenau: „Sie kennen Napoleon schlecht. Er wird gerade jetzt um jeden Preis die englische Schlachtlinie zu zersprengen suchen und gegen uns nur das Notwendige verwenden."

Und so geschah es. Noch ehe die Preußen bei dem Walde von Frichemont anlangten, zwischen 3 und 4 Uhr hatte der zweite große Angriff der Franzosen begonnen. Ney sprengte mit vierzehn Regimentern schwerer Reiterei auf der Westseite der Landstraße gegen die Vierecke der englischen Garde und der Division Alten im Zentrum heran. Lange wogte der Kampf unentschieden hin und her, aber das Fußvolk hielt unerschütterlich aus. Endlich zurückgeworfen zog Ney auch die Kavallerie Kellermanns an sich, so daß er jetzt 26 Reiterregimenter zu erneutem Angriff heranführte, die größte Reitermasse, welche dies kriegerische Zeitalter jemals an einer Stelle tätig gesehen hatte. Der Boden dröhnte von dem Hufschlag von 10000 Pferden, ein Wald von Säbeln und Lanzen bedeckte die Talmulde, stundenlang schwankte das Gefecht, zehn-, zwölfmal ward die Attacke gegen einzelne Bataillone erneuert. Nochmals behielt die Standhaftigkeit des englischen und deutschen Fußvolks die Oberhand.

Auch dieser Angriff scheiterte, die Schwadronen begannen zu weichen, ein kühnes Vorgehen der englischen und hannoverschen Reservereiterei brachte sie vollends in Verwirrung; aber auch die Sieger fühlten sich tief erschöpft.

Auf den anderen Teilen des Schlachtfeldes gestaltete sich unterdessen der Gang der Ereignisse weit günstiger für Napoleon. Die Division Quiot, die schon an dem großen Angriffe Erlons teilgenommen, ging von neuem auf der Landstraße vor und bestürmte die Meierei von La Haye Sainte. Dort stand Major Baring mit einem Bataillon von der leichten Infanterie der Deutschen Legion und einigen Nassauern. Die grünen Jäger hatten schon um Mittag die Schlachthaufen Erlons abgeschlagen; die treuen Männer hingen mit ganzem Herzen an ihren Offizieren, alle bis zum letzten Gemeinen zeigten sich entschlossen von diesem Ehrenposten nimmermehr zu weichen. Und welche Aufgabe jetzt! Schon brannten die Dächer des Gehöftes, die einen mußten löschen, die anderen führten aus den Fenstern, hinter den Hecken und Mauern des Gartens das Feuergefecht gegen die furchtbare Übermacht draußen. Pulver und Blei gingen aus; vergeblich sandte Baring wiederholt seine Boten rückwärts nach Mont St. Jean mit der dringenden Bitte um Munition. Erst als fast die letzte Patrone verschossen war, räumte die tapfere kleine Schar den Platz. Wie Rasende drangen die Franzosen hinter den Abziehenden in das Gehöft ein, durchsuchten brüllend alle Stuben und Scheunen: „kein Pardon diesen grünen Brigands!“ — denn wie viele ihrer Kameraden waren heute mittag und jetzt wieder den sicheren Kugeln der deutschen Jäger erlegen! Das Vorwerk des englischen Zentrums war genommen, und bald ergoß sich der Strom der Angreifer weiter bis nach Mont St. Jean. Die Mitte der Schlachtlinie Wellingtons war durchbrochen. Da führte der Herzog selber die hannoversche Brigade Kielmannsegge herbei und ihr gelang die Lücke im Zentrum vorläufig zur Not wieder auszufüllen. Aber auch nur vorläufig; denn die Reserven waren schon herangezogen bis auf den letzten Mann, und La Haye Sainte, die beherr-

schende Position dicht vor dem Zentrum, blieb in den Händen des Feindes. Mittlerweile konnte auch der tapfere Bernhard von Weimar auf dem linken Flügel die Vorwerke La Haye und Papelotte gegen die Division Durutte nicht mehr behaupten. Er begann zu weichen. Wellingtons Besorgnis stieg. Schon seit mehreren Stunden hatte er wiederholt Adjutanten an Blücher gesendet mit der dringenden Bitte um Hilfe. Kalt und streng stand er unter seinen Offizieren, die Uhr in der Hand, und sagte: „Blücher oder die Nacht!" Wenn Napoleon jetzt imstande war seine Garde gegen Mont St. Jean oder gegen den erschütterten linken Flügel der Engländer zu verwenden, so konnte ihm der Sieg nicht fehlen.

In diesem verhängnisvollen Zeitpunkte begann der Angriff der Preußen. Bereits klang fern vom Osten her, beiden Teilen vernehmlich, Kanonendonner nach dem Schlachtfelde hinüber — die erste Kunde von dem Gefechte, das sich bei Wavre, im Rücken der Blücherschen Armee, zwischen Thielmann und Grouchy entspann. Um die nämliche Zeit fiel vor dem Walde von Frichemont der erste Schuß. Es war ½5 Uhr nachmittags; gerade fünf Stunden lang hatte die Armee Wellingtons den Kampf allein aushalten müssen. Bülows Batterien fuhren staffelförmig auf den Höhen vor dem Walde auf. Ein einzig schönes Schauspiel, wie dann die Brigaden des vierten Korps mit Trommelklang und fliegenden Fahnen nacheinander aus dem Gehölz heraustraten und zwischen den Batterien hindurch sich in die Ebene gegen Plancenoit hinabsenkten. Gneisenau fühlte sich in seinem ewig jungen Herzen wie bezaubert von der wilden Poesie des Krieges und unterließ selbst in seinem amtlichen Schlachtbericht nicht zu schildern, wie herrlich dieser Anblick gewesen sei.

Der Held von Dennewitz tat sein Bestes um die Fehler vom 15. und 16. Juni zu sühnen, leitete den Angriff mit besonnener Kühnheit wie in den großen Zeiten der Nordarmee. Gleich im Beginne des Gefechts fiel der allbeliebte Oberst Schwerin, derselbe, der vor einem Jahre der Hauptstadt die Siegesbotschaft gebracht hatte. Das Korps Lobaus ward zu-

rückgedrängt, unaufhaltsam drangen die Preußen vorwärts auf Plancenoit. Etwas später, um 6 Uhr hatte General Zieten mit der Spitze des ersten Korps Ohain erreicht und ging dann, sobald er von der Bedrängnis des englischen linken Flügels unterrichtet war, rasch auf die Vorwerke La Haye und Papelotte vor, wo die Division Durutte sich soeben eingenistet hatte. Prinz Bernhard von Weimar rettete die Trümmer seiner Truppen, als die preußische Hilfe herankam, rückwärts in den schützenden Wald von Soignes; seine tapferen Nassauer waren durch das lange, ungleiche Gefecht völlig kampfunfähig geworden. Die Brigade Steinmetz warf nun die Franzosen aus den beiden Vorwerken wieder hinaus, die brandenburgischen Dragoner hieben auf die Zurückweichenden ein, die Batterien des ersten Korps bestrichen weithin den rechten Flügel des Feindes, und bis in das französische Zentrum hinein verbreitete sich schon die Schreckenskunde, dort auf der Rechten sei alles verspielt.

Gegen 7 Uhr war die Schlacht für Napoleon unzweifelhaft verloren. Sein linker Flügel hatte wieder und wieder vergeblich das Schloß Goumont berannt, im Zentrum war der große Reiterangriff gescheitert, auf der Rechten und im Rücken drängten die Preußen von zwei Seiten her näher und näher; den einzigen Gewinn der letzten Kämpfe, die Meierei von La Haye Sainte auf die Dauer zu behaupten war nicht mehr möglich. Durch einen rechtzeitigen Rückzug konnte noch mindestens die Hälfte des Heeres gerettet werden. Es ergab sich aber notwendig aus dem Charakter des Imperators und aus seiner verzweifelten politischen Lage, daß er diesen Ausweg verschmähte und noch einen dritten allgemeinen Angriff versuchte — diesmal nach zwei Seiten zugleich. Er ließ um 7 Uhr die 24 Bataillone seiner Garde heranrufen, behielt nur zwei als letzte Reserve zur Hand, sendete zwölf nach Plancenoit gegen Bülow. Die übrigen zehn sollte Ney zu einem neuen Angriff gegen das englische Zentrum führen, abermals westlich der Landstraße, möglichst entfernt von den Scharen Zietens. Mit stürmischem Hochruf eilten die Bataillone bei Belle Alliance an

dem Imperator vorüber: es war ja ihr Handwerk, den Sieg zu entscheiden. Sie tauchen dann in die unheimliche Bodenmulde hinab, wo dichte Haufen von Leichen und Pferden den Todesweg der französischen Reiter bezeichnen, stürmen unter Trommelschlag, unbekümmert um die Geschosse der englischen Batterien, über die Felder, ersteigen den Abhang dicht vor der Front der britischen Garde. Droben liegen indessen Maitlands Grenadiere im Grase verborgen. Als die ersten Bärenmützen auf der Höhe erscheinen, schallt weithin Wellingtons durchdringender Ruf: „auf, Garden! fertig!" — und mit einem Male steigt dicht vor den Augen der entsetzten Franzosen eine rote Mauer auf, die lange Linie der englischen Garde, eine furchtbare Salve kracht auf wenige Schritte Entfernung in die Reihen der Angreifer hinein. Ein kurzes wütendes Handgemenge, dann werden die Blauen von den Roten mit dem Bajonett den Abhang hinuntergeschleudert. Neys Pferd bricht von einer Kugel getroffen unter dem Reiter zusammen, und wie sie den Führer fallen sehen wenden sich die Garden zur Flucht. Der aber macht sich von seinem Tiere los, springt auf, versucht mit zornigen Rufen die Weichenden zu halten. Umsonst; denn mittlerweile sind die übrigen Bataillone weiter links zwischen zwei Feuer geraten und gehen ebenfalls zurück. Die Kaisergarde stiebt auseinander; ihr unglücklicher Führer irrt barhaupt, mit zerbrochenem Degen auf dem Schlachtfelde umher und sucht vergeblich die Kugel, die ihn von seiner Gewissensangst und seinen finsteren Ahnungen erlösen soll.

Indem hatte Blücher schon den Schlag geführt, der die Vernichtung des napoleonischen Heeres entschied. Die Truppen Bülows gingen in drei Kolonnen im Sturmschritt auf Plancenoit vor. In und neben dem Dorfe hielten jene zwölf frischen Bataillone der Kaisergarde; und sie fochten mit dem höchsten Mute, denn alle fühlten, daß hier die Entscheidung des ganzen Krieges lag. Die anstürmenden Preußen sahen sich im freien Felde den Kugeln der Verteidiger, die in den Häusern und hinter den hohen Mauern des Kirchhofs verdeckt standen, schutz-

los preisgegeben. Dieser letzte Kampf ward fast der blutigste dieses wilden Zeitalters; das Korps Bülow verlor in viertehalb Stunden 6353 Mann, mehr als ein Fünftel seines Bestandes, nach Verhältnis ebensoviel wie die englische Armee während des ganzen Schlachttages. Der erste und der zweite Sturm ward abgeschlagen; da führte Gneisenau selbst die schlesischen und pommerschen Regimenter zum dritten Male vorwärts, und jetzt gegen 8 Uhr drangen sie ein. Noch ein letzter wütender Widerstand in der Dorfgasse, dann entwich die Garde in wilder Flucht; ihr nach Major Keller mit den Füsilieren des 15. Regiments, dann die anderen Bataillone. Auf der ganzen Linie erklang in langgezogenen Tönen das schöne Signal der preußischen Flügelhörner: Avancieren! Zu gleicher Zeit ward weiter nördlich das Korps Lobaus von Bülows Truppen in der Front, von Zietens Reitern in der Flanke gepackt und völlig zersprengt. Die beiden Heerteile der Preußen vereinigten sich hier; der furchtbare Ring, der den rechten Flügel der Franzosen auf drei Seiten umklammern sollte, war geschlossen. Von Norden drängten die Engländer, von Osten und Süden die Preußen heran. Den Truppen Zietens wies Grolman die Richtung nach der Höhe hinter dem Zentrum der Franzosen, nach dem Pachthof La Belle Alliance, der mit seinen weißen Mauern weithin erkennbar wie ein Leuchtturm über dem tiefen Gelände emporragte. Dorthin nahmen auch die Sieger von Plancenoit ihren Weg.

Über 40000 Preußen hatten noch am Gefechte teilgenommen, und jetzt, da die Arbeit fast getan war kam auch das Armeekorps Pirchs von den Höhen hinter Plancenoit herab. Napoleon war während dieser letzten Stunden nach La Haye Sainte vorgeeilt um die Division Quiot noch einmal zum Angriff auf Mont St. Jean vorzutreiben. Sobald er zu seiner Linken die Niederlage Neys und gleichzeitig den Zusammenbruch des gesamten rechten Flügels bemerkte, sagte er wie vernichtet: „es ist zu Ende, retten wir uns!“ Er eilte an der Landstraße zurück, nicht ohne schwere Gefahr, denn schon ward die Straße

zugleich von den Engländern und von Zietens Batterien mit einem heftigen Kreuzfeuer bestrichen.

Schweigsam, unbeweglich, mit wunderbarer Selbstbeherrschung sah Wellington auf die ungeheure Verwirrung. Sein Heer war nicht nur völlig ermattet, sondern auch in seiner taktischen Gliederung ganz gebrochen; der lange Kampf hatte alle Truppenteile wirr durcheinander geschüttelt, aus den Trümmern der beiden prächtigen Reiterbrigaden Ponsonby und Somerset stellte man soeben zwei Schwadronen zusammen. Keine Möglichkeit, mit solchen Truppen noch ein entscheidendes Gefecht zu bestehen. Der Herzog wußte wohl, daß allein das Erscheinen der Preußen ihn vor einer unzweifelhaften Niederlage bewahrt hatte; seine wiederholten dringenden Bitten an Blücher lassen darüber keinen Zweifel. Doch er war dem militärischen Ehrgefühle seiner Tapferen eine letzte Genugtuung schuldig; auch sah er mit staatsmännischer Feinheit voraus, wieviel gewichtiger Englands Wort bei den Friedensverhandlungen in die Wagschale fallen mußte, wenn man sich so anstellte, als hätten die britischen Waffen die Schlacht im wesentlichen allein entschieden. Darum ließ er, sobald er den rechten Flügel der Franzosen dem preußischen Angriffe erliegen sah, alle irgend verwendbaren Trümmer seines Heeres noch eine Strecke weit vorrücken. Auf diesem letzten Vormarsch trieb der hannoversche Oberst Halkett die beiden einzigen Vierecke der Kaisergarde, die noch zusammenhielten, vor sich her und nahm ihren General Cambronne mit eigenen Händen gefangen. Aber die Kraft der Ermüdeten versagte bald, sie gelangten nur wenig über Belle Alliance hinaus. Wellington überließ, nachdem er den Schein gerettet, die weitere Verfolgung ausschließlich den Preußen, die ohnehin dem Feinde am nächsten waren.

Die Geschlagenen ergriff ein wahnsinniger Schrecken. Kein Befehl fand mehr Gehör, jeder dachte nur noch an sein armes Leben. Fußvolk und Reiter wirr durcheinander, flohen die aufgelösten Massen auf und neben der Landstraße südwärts; die Troßknechte zerhieben die Stränge und sprengten hinweg, so

daß die 240 Kanonen allesamt bis auf etwa 27 in die Hände der Sieger fielen. Selbst der Ruf L'Empereur! der sonst augenblicklich jeden Weg dem kaiserlichen Wagen geöffnet hatte, verlor heute seinen Zauber; der kranke Napoleon mußte zu Pferde davonjagen, obgleich er sich kaum im Sattel halten konnte. Nur um die Fahnen scharten sich immer noch einige Getreue; ihrer vier waren in der Schlacht verloren gegangen, die übrigen wurden allesamt gerettet. Niemals in aller Geschichte war ein tapferes Heer so plötzlich aus allen Fugen gewichen. Nach der übermenschlichen Anstrengung des Tages brach alle Kraft des Leibes und des Willens mit einem Schlage zusammen; das Dunkel der Nacht, die Übermacht der Sieger, der umfassende Angriff und die rastlose Verfolgung steigerten die Verwirrung. Entscheidend blieb doch, daß diesem Heere bei all seinem stürmischen Mute die sittliche Größe fehlte. Was hielt diese Meuterer zusammen? Allein der Glaube an ihren Helden. Nun dessen Glücksstern verbleichte, waren sie nichts mehr als eine zuchtlose Bande.

Die Sonne war schon hinter dicken Wolken versunken, als die beiden Feldherren eine Strecke südlich von dem Hofe von Belle Alliance miteinander zusammentrafen; sie umarmten sich herzlich, der bedachtsame Vierziger und der feurige Greis. Nahebei hielt Gneisenau. Endlich doch ein ganzer und voller Sieg, wie er ihn so oft vergeblich von Schwarzenberg gefordert; endlich doch eine reine Vergeltung für allen Haß und alle Schmach jener entsetzlichen sieben Jahre! Es sang und klang in seiner Seele; er dachte an das herrlichste der friderizianischen Schlachtfelder, das er einst von seiner schlesischen Garnison aus so oft durchritten hatte. „Ist es nicht gerade wie bei Leuthen?“ — sagte er zu Bardeleben und sah ihn mit strahlenden Augen an. Und wirklich, wie einst bei Leuthen bliesen jetzt die Trompeter das Nun danket Alle Gott! und die Soldaten stimmten mit ein. Aber Gneisenau dachte auch an die Schreckensnacht nach der Schlacht bei Jena, an jene Stunden im Webichtholze, da er die Todesangst eines geschlagenen Heeres, die dämonische Wirkung

einer nächtlichen Verfolgung mit angesehen. Noch gründlicher als einst an der Katzbach, sollte heute der Sieg ausgebeutet werden. „Wir haben“, rief er aus, „gezeigt, wie man siegt, jetzt wollen wir zeigen wie man verfolgt.“ Er befahl Bardeleben mit einer Batterie den Fliehenden auf den Hacken zu bleiben, immer aufs Geratewohl in das Dunkel der Nacht hineinzuschießen, damit der Feind nirgends Ruhe fände. Er selber nahm was von Truppen zur Hand war mit sich, brandenburgische Ulanen und Dragoner, Infanterie vom 15. und 25. und vom 1. pommerschen Regimente; Prinz Wilhelm der Ältere, der die Reservereiterei des Bülowschen Korps geführt, schloß sich ihm an.

So brauste die wilde Jagd auf der Landstraße dahin; nirgends hielten die Flüchtigen stand. Erst bei Genappe, wo die Straße auf einer engen Brücke das Tal der Dyle überschreitet, versuchten die Trümmer der kaiserlichen Garde den Ulanen zu widerstehen; doch kaum erklang, gegen 11 Uhr, der Sturmmarsch des preußischen Fußvolks, so brachen sie auseinander. General Lobau und mehr als 2000 Mann gerieten hier in Gefangenschaft; auch der Wagen Napoleons mit seinem Hut und Degen ward erbeutet. Welche Überraschung als man die Sitzkissen aufhob; der große Abenteurer hatte sich die Mittel sichern wollen für den Fall der Flucht, den Wagen über und über mit Gold und Edelsteinen angefüllt. Die armen pommerschen Bauernburschen standen vor dem Glanze fast ebenso ratlos wie einst die Schweizer bei Granson vor dem Juwelenschatze des Burgunderherzogs; mancher verkaufte einen kostbaren Stein für wenige Groschen. Das prächtige Silbergeschirr des Imperators behielten die Offiziere der Fünfundzwanziger und schenkten es der Lieblingstochter ihres Königs als Tafelschmuck.

Gneisenau aber und Prinz Wilhelm ritten nach kurzem Verschnaufen rastlos weiter. Drüben jenseits der Dyle glaubten die Franzosen sicher zu sein und hatten sich zur Beiwacht gelagert. Mindestens siebenmal wurden sie durch die nachsetzenden Preußen von ihren Feuern aufgescheucht. Als sein Fußvolk nicht mehr weiter konnte, ließ Gneisenau einen Trommler auf

ein Beutepferd aufsitzen; der mußte schlagen was das Kalbfell aushalten wollte, und weiter ging es mit den Ulanen und etwa fünfzig Füsilieren, die noch aushielten. Wie viele Scharen der Franzosen sind dann noch vor dem Klange dieser einzigen Trommel auseinandergelaufen! Die Straße war übersät mit Waffen, Tornistern und allerhand Getrümmer, wie einst der Weg von Roßbach nach Erfurt. Beim Morgengrauen ward das Schlachtfeld von Quatrebras erreicht, aber erst jenseits, in Frasnes, nach Sonnenaufgang hielten die erschöpften Verfolger ein. Sie hatten die Zerrüttung des feindlichen Heeres so bis zur völligen Auflösung gesteigert, daß sich von den Kämpfern von Belle-Alliance nur 10 000 Mann, lauter ungeordnete Haufen, nachher in Paris wieder zusammenfanden.

Mit stolzen Worten dankte Blücher dem unübertrefflichen Heere, das ermöglicht habe, was alle großen Feldherren bisher für unmöglich gehalten hätten: „Solange es Geschichte gibt wird sie euer gedenken. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück eures Königs und seines Hauses. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen!" An Stein schrieb er einfach: „Ich hoffe, mein verehrter Freund, Sie sind von mich zufrieden" und sprach die Hoffnung aus, seine alten Tage als Steins Nachbar „in Ruhe aufs Land zu verleben". Er befahl, die Schlacht zu nennen nach dem sinnvollen Namen des Hofes La Belle Alliance, wo die beiden Sieger, „durch eine anmutige Gunst des Zufalls" zusammengetroffen waren — „zum Andenken des zwischen der britischen und preußischen Nation jetzt bestehenden, von der Natur schon gebotenen Bündnisses der Vereinigung der beiden Armeen und der wechselseitigen Zutraulichkeit der beiden Feldherren." Wellington ging auf den schönen Gedanken, der beiden Völkern die verdiente Ehre gab, nicht ein. Die Schlacht sollte als sein Sieg erscheinen, darum taufte er sie auf den Namen des Dorfes Waterloo, wo gar nicht gefochten wurde; denn dort hatte er am 17. Juni übernachtet und von Spanien her war er gewohnt, die Stätten seiner Siege mit

dem Namen seines letzten Hauptquartiers zu bezeichnen. Während Gneisenaus Schlachtbericht durchaus ehrlich und bescheiden den wirklichen Hergang, soweit er schon bekannt war, erzählte, stellte der Herzog in seinem Berichte die Ereignisse so dar, als ob sein letzter Scheinangriff die Schlacht entschieden und die Preußen nur eine immerhin dankenswerte Hilfe geleistet hätten. Zum Glück wurde von solchen Zügen englischer Bundesfreundschaft vorderhand noch wenig ruchbar. Das Verhältnis zwischen den Soldaten der beiden Heere blieb durchaus freundlich; die tapferen Hochschotten, die auf dem Schlachtfelde den preußischen Vierundzwanzigern um den Hals fielen und mit ihnen gemeinsam das Heil Dir im Siegerkranz! sangen, fragten wenig, wem das höhere Verdienst gebühre.

In der Heimat hatte die Unglückspost von Ligny große Bestürzung erregt; man sah schon ein neues Zeitalter unendlicher Kriege emporsteigen. Um so stürmischer nun die Freude über die Siegesbotschaft. Wie war doch plötzlich das Machtverhältnis zwischen den beiden Nachbarvölkern verschoben! Schon jenseits der Grenze empfingen die Deutschen den Feind; die Hälfte des preußischen Heeres und ein Teil der norddeutschen Kontingente genügten, um, vereint mit etwa 60 000 Engländern und Niederländern, das französische Heer aufs Haupt zu schlagen; unabweisbar drängte sich der Gedanke auf, daß Preußen allein, selbst ohne Österreich, bereits stark genug war, die bösen Nachbarn zu bemeistern, wenn sich nur alle deutschen Staaten ihm anschlossen. Gneisenau sagte befriedigt: „Die Franzosen ahnen nicht bloß, sie wissen jetzt, daß wir ihnen überlegen sind.“ Im Bewußtsein solcher Kraft verlangte die Nation wie aus einem Munde rücksichtslose Ausbeutung des Sieges, gänzliche Befreiung des deutschen Stromes. Im Namen aller rief Arndt den Siegern zu:

Nun nach Frankreich, nun nach Frankreich!
Holt gestohlnes Gut zurück!
Unsre Festen, unsre Grenzen,
Unsern Teil an Siegeskränzen,
Ehr' und Frieden holt zurück!

In gleichem Sinne rief ein anderer Poet:

> Reißt Vaubans Stachelgurt von Frankreichs Grenze,
> Legt ihn der Euren an!

Die Unvollkommenheit alles menschlichen Tuns zeigt sich aber nirgends greller als im Kriege. Ein letzter Erfolg, der noch möglich schien, entging den Preußen — nicht ohne die Schuld der beiden gelehrtesten Männer der Armee, wie die Offiziere urteilten. Das Heer Grouchys entzog sich der Vernichtung. Als der Marschall am 18. Juni gegen Wavre herankam, hielt ihn Thielmann bis zum Abend durch ein geschickt und mutig geführtes Gefecht an der Dyle fest. Am frühen Morgen des 19. griff Grouchy abermals an, und Thielmann, der dem übermächtigen Feinde nur drei Brigaden entgegenzustellen hatte, wich in der Richtung auf Löwen zurück. Sein Generalstabschef, der geistvolle Clausewitz hielt die Lage für noch bedenklicher als sie war und setzte den Rückzug allzuweit nach Norden fort. Als die Franzosen sodann, auf die Schreckensnachricht aus Belle-Alliance, schleunigst umkehrten und der Sambre zueilten, da hatten die Preußen die Fühlung mit ihnen verloren und konnten sie nicht mehr erreichen. Unterdessen ward auch von der Hauptarmee her ein Unternehmen gegen Grouchy eingeleitet. Während General Pirch am späten Abend des 18. bei Plancenoit eintraf und die Schlacht schon nahezu beendet fand, verfiel sein Generalstabschef, der gelehrte Aster, sogleich auf den glücklichen Gedanken, dies zweite Korps müsse sich jetzt ostwärts wenden, um je nach Umständen die Armee Grouchys zu verfolgen oder ihr den Rückzug abzuschneiden. Er sprach damit nur aus, was unmittelbar nachher Gneisenau selber dem General auftrug. Die Aufgabe bot große Schwierigkeiten. Das Korps war durch den Tag von Ligny und durch mehrfache Entsendungen geschwächt, zählte nur 16 000 Mann, halb soviel wie vor drei Tagen; die Soldaten fühlten sich tödlich erschöpft, und zudem wußte man nichts Sicheres über Grouchys Stellung. Was Wunder, daß der Nachtmarsch nur langsam vonstatten ging? Aber bei größerer Rührigkeit seines Generalstabs mußte der General am 19. erfahren, wo

Grouchy zu finden sei. Dies ward versäumt. Erst am 20. kam die Nachricht, daß der Marschall in der Nacht, ohne einen Schuß zu tun, unweit der Vorposten nach der Sambre zu vorübergezogen und also den beiden Korps von Pirch und Thielmann glücklich entschlüpft war. Pirch eilte sofort nach, traf die Nachhut bei Namur, nahm die Stadt nach einem blutigen Gefechte an den Toren, aber die Hauptmacht Grouchys war schon in Sicherheit. So geschah es, daß den Franzosen vorläufig noch ein leidlich geordnetes Heer von 30 000 Mann übrig blieb, das vielleicht den Kern für eine neue Armee bilden konnte.

Die beiden Feldherren verständigten sich schnell über den gemeinsamen Einmarsch in das Innere Frankreichs, wobei die Preußen wieder die Spitze nehmen sollten; nur gingen beide von grundverschiedenen Absichten aus. Blücher wollte einfach die Unterwerfung des verhaßten Landes vollenden, bis die Monarchen das Weitere verfügten; Wellington wünschte den legitimen König schleunig in die Tuilerien zurückzuführen. Und wieviel vorteilhafter war die politische Stellung des Briten! Während Blücher, ohne Kenntnis von den Plänen seines Hofes, sich begnügen mußte seinen Generalen jeden amtlichen Verkehr mit den Bourbonen zu verbieten, ging Wellington, unbekümmert um die Wünsche der Bundesgenossen, ruhig auf sein sicheres Ziel los, forderte den Genter Hof auf, dem englischen Heere nachzuziehen.

Die Entscheidung des Krieges fiel so wunderbar rasch, daß jene Mächte, welche eine neue Restauration nicht wünschten, sich gar nicht auf die veränderte Lage vorbereiten konnten. König Ludwig war noch der von allen Mächten anerkannte König von Frankreich, das gesamte diplomatische Korps hatte ihn nach Gent begleitet, und den Vorstellungen der fremden Staatsmänner glückte es, den gefährlichen Einfluß des Grafen Blacas zu beseitigen, den König für eine gemäßigtere Richtung zu gewinnen. Einer ersten, unklugen und übermütigen Proklamation folgte schon am 28. Juni eine zweite voll freundlicher Verheißungen. Der Bourbone versprach, sich abermals zwischen die alliierten

und die französischen Armeen zu stellen, „in der Hoffnung, daß die Rücksichten, welche man mir zollt, zu Frankreichs Heile dienen werden;" er verwahrte sich feierlich gegen die Wiederherstellung der Zehnten und grundherrlichen Rechte, gegen die Rückforderung der Nationalgüter. Wellington trug kein Bedenken, den Friedensdeputationen, welche ihm die Hauptstadt zusendete, zu erklären, die Bedingungen der Sieger würden um vieles härter werden, wenn die Nation ihren König nicht zurückriefe. Und seltsam, der russische Gesandte Pozzo di Borgo unterstützte eifrig die Bestrebungen des englischen Feldherrn: ganz auf eigene Faust, denn der Zar selber dachte in jenem Augenblicke noch an die Thronbesteigung der Orleans. Pozzo hoffte durch Begünstigung der bourbonischen Sache auf Jahre hinaus der mächtigste Mann in den Tuilerien zu werden. Ein Teil der besitzenden Klassen neigte sich nun doch der Ansicht zu, daß eine neue Restauration der einzig mögliche Ausgang der ratlosen Verwirrung und namentlich für Frankreichs europäische Stellung vorteilhaft sei — eine kühle Berechnung, die freilich mit den Gefühlen dynastischer Treue nicht das mindeste gemein hatte.

Der Imperator mußte sogleich erfahren, daß Frankreich für einen unglücklichen Napoleon keinen Raum bot. Auf den Rat seiner Umgebung verließ er das Heer, das ihn doch allein stützen konnte, am 20. Juni und eilte nach Paris; dort sah er sich von aller Welt so gänzlich verlassen, daß er bereits nach zwei Tagen zugunsten seines Sohnes abdankte. Die provisorische Regierung, die sich unter Leitung des schlauen Fouché gebildet hatte, beachtete die Worte des Gestürzten nicht mehr. Er verbrachte dann noch einige Tage voll banger Zweifel in jenem Malmaison, wo einst die verstoßene Josephine in ihrer Einsamkeit gelebt hatte, bot der Regierung vergeblich seine Dienste als einfacher General an. Endlich sah er ein, daß seine Rolle ausgespielt war; der Gedanke, mit Hilfe der jakobinischen Föderierten in den Pariser Vorstädten wieder ans Ruder zu gelangen, schien dem Despoten zu unmilitärisch. Als die Preußen

sich näherten, verließ er am 29. Juni das Schloß und eilte an die Küste nach Rochefort. Der große Schauspieler schlug nun noch einmal seine Toga in malerische Falten, erklärte dem Prinzregenten, er komme, um wie Themistokles Schutz zu suchen am gastlichen Herde des großmütigen Feindes, und begab sich am 15. Juli an Bord des englischen Kriegsschiffes Bellerophon. Hardenberg erlebte die Genugtuung, daß sein so oft wiederholter Vorschlag jetzt von allen Mächten unbedenklich gebilligt wurde; es blieb nichts übrig als den unheilvollen Mann fern von Europa in sichere Haft zu bringen. Dort auf der einsamen Felseninsel hat der Gefangene mit eigenen Händen eine Strafe über sich verhängt, wie sie der bitterste Feind nicht grausamer ersinnen konnte. Dies titanische Leben nahm ein gaunerhaftes Ende. Mit wüstem Gezänk und der gewerbsmäßigen Verbreitung ungeheuerlicher Lügen füllte er seine letzten Jahre aus; er selber riß den Schleier hinweg von der bodenlosen Gemeinheit des Riesengeistes, der sich einst erdreistet hatte, der Welt den Fuß auf den Nacken zu setzen.

Über die Behandlung Napoleons hatten die beiden Feldherren sich nur schwer geeinigt. Der Gegensatz der britischen und der deutschen Politik brach überall hervor. Wellington wollte die Gefühle der Franzosen sorgsam schonen, und da er im Herzen völlig kalt blieb, so erkannte er auch richtig, daß es den Eroberern übel anstand, ihren Sieg durch eine Gewalttat zu beflecken. In Blüchers Hauptquartier dagegen flammte der alte Haß gewaltig auf: so viele deutsche Männer lagen abermals in ihrem Blute durch die Schuld dieses einen Mannes! Blücher vermaß sich, er wolle den Unhold, wenn er ihn finge, im Schlosse von Vincennes erschießen lassen, auf derselben Stelle, wo einst der Herzog von Enghien ermordet wurde; denn wozu sonst die Wiener Achtserklärung gegen den Störer der öffentlichen Ruhe? Erst auf Wellingtons dringende Bitten gab er den grimmigen Plan auf und fügte sich „der theatralischen Großmut“, wie Gneisenau erbittert schrieb, „aus Achtung für den Charakter des Herzogs und — aus Schwäche“. Dagegen setzte der preußische

Feldherr durch, daß der Marsch bis nach Paris fortgesetzt wurde, während der Engländer der Hauptstadt die neue Demütigung lieber ersparen und seinen bourbonischen Schützling allein einziehen lassen wollte. Blücher blieb standhaft, stellte den Friedensgesandten der Pariser so strenge Bedingungen, daß die Fortsetzung des Krieges unvermeidlich wurde.

Das preußische Heer drang unaufhaltsam vor, den Engländern weit voran; auch der Festungskrieg ward mit Nachdruck begonnen, so daß noch vierzehn feste Plätze ihre Tore den Deutschen öffnen mußten. Das Volk betrug sich überall tief feindselig; die Franzosen ließen sich's nicht nehmen, daß dieser neue Krieg der Koalition ein himmelschreiendes Unrecht sei. Auch die Preußen traten härter und schroffer auf als im vorigen Jahre. Gneisenau hoffte die Armee Grouchys an der Oise von Paris abzuschneiden. Dies gelang nicht; immerhin wurden die Truppen des Marschalls durch die rastlose Verfolgung fast ebenso vollständig aufgelöst wie die Besiegten von Belle-Alliance. Der kühne Parteigänger Major Frankenhausen ließ ihnen nirgends Ruhe, er bewährte wieder den alten Ruhm der preußischen Reiterei, die sonst in diesem Kriege wenig Gelegenheit zur Auszeichnung fand. In den Gefechten von Compiègne und Villers Cotterets leisteten die Franzosen nur schwächlich Widerstand. Die Geschlagenen entkamen in aufgelösten Scharen in die Hauptstadt, und mit ihnen gebot Davoust, der Oberbefehlshaber von Paris, noch über 70 000 Mann; doch was war von diesen mut- und zuchtlosen Haufen zu erwarten? Am 29. Juni langte Blücher in Gonesse an, wenige Stunden nördlich von Paris; der liebliche Kessel des Seinetales lag dicht vor seinen Blicken. Sein Heer hatte die 36 Meilen von dem belgischen Schlachtfelde in 11 Tagen, nur mit einem Ruhetage, zurückgelegt.

Hier im Hauptquartier zu Gonesse kam ein böser Tag für Gneisenau. Das zieht die Herzen so mächtig zu dem Bilde dieses großen Deutschen hin, daß er in allem so einfach menschlich war und darum auch einmal recht menschlich bitter und

ungerecht werden konnte. So widerfuhr es ihm heute. Er wußte, daß er der eigentliche Feldherr dieses Krieges gewesen, daß der rettende Gedanke der Vereinigung der beiden Heere allein aus seinem Kopfe entsprungen war; nun mußte er hören, wie die Verbündeten Wellington als den ersten Helden priesen, diesen Briten, der wohl auf dem Schlachtfelde hohe Umsicht und Ausdauer gezeigt, doch bei der Leitung des Feldzugs Fehler auf Fehler gehäuft hatte. Eine tiefe Bitterkeit überkam ihn, wenn er sein ruhmlos verborgenes Wirken, alle die so lange schweigsam ertragenen Kränkungen der letzten Jahre überdachte. Wie abenteuerlich hatte das Schicksal mit ihm gespielt, von Kindesbeinen an! In Schilda, dem sächsischen Abdera, war er zur Welt gekommen, mitten im Wirrwarr des Kriegslagers der Reichsarmee, unter den Feinden Preußens; die preußischen Kanonen brummten dem Kinde das Wiegenlied, und wenig fehlte, so wäre der Knabe auf dem Rückzuge in der Nacht nach der Torgauer Schlacht von den Hufen der Pferde zertreten worden, hätte ihn ein mitleidiger Grenadier nicht aufgehoben. Nachher die öde freudlose Zeit, da er in Schilda barfuß die Gänse hütete, bis endlich die katholischen Verwandten in Würzburg sich seiner erbarmten. Der Heimatlose wußte niemals recht, zu welchem deutschen Stamme, noch zu welcher Kirche er eigentlich gehörte. Dann die wilden, tollen Studentenjahre in Erfurt, eine kurze Dienstzeit bei den österreichischen Reitern, eine Fahrt nach Amerika mit den Unglücklichen, die der Ansbacher Markgraf den Briten verkaufte. Darauf der preußische Dienst: im Anfang glänzende, überschwengliche Hoffnungen, dann wieder die leere Nichtigkeit des subalternen Lebens, so armselig, so niederdrückend, daß dieser Feuergeist, der sich einst fast in seinen eigenen Gluten verzehrt hatte, jetzt ernstlich Gefahr lief, zum Philister zu werden. Als dann die weltverwandelnden Geschicke über Preußen hereinbrachen, da jauchzte der Genius in ihm auf; durch ihn errang das gedemütigte Heer den ersten Erfolg, seit Scharnhorsts Tode durfte sich niemand mehr mit ihm vergleichen. Und was war sein Lohn? Die Offiziere des Generalstabs, die den Zauber des

Genies im täglichen Umgang empfanden, wußten freilich wohl, was Deutschland an diesem Manne besaß; sie kamen sich vor wie in der verkehrten Welt, wenn sie diesen geborenen Herrscher mit dem Federhute in der Hand ehrerbietig neben dem Zaren stehen sahen. Aber wenn die Soldaten den alten Blücher mit donnerndem Hurra begrüßten, so bemerkten sie kaum den unbekannten General an der Seite des Feldmarschalls. Bülow hatte seinen Namen in die Tafeln der Geschichte eingetragen, von Gneisenau wußte sie nichts. Er glaubte älter zu sein, als alle Generale der Infanterie, und war noch immer Generalleutnant, hatte nie ein selbständiges Kommando geführt, trug weder den schwarzen Adlerorden noch das große eiserne Kreuz. Der König liebte ihn nicht, das boshafte Geflüster unter den Hofleuten hörte nicht auf; er fühlte sich seiner Stellung im Heere so wenig sicher, daß er erst kürzlich den Staatskanzler gebeten hatte, ihm doch für die Friedenszeiten das Amt des Generalpostmeisters zu verschaffen. Wie fern lag ihm alle Überhebung, wie oft nannte er sich nur einen vom Glücke begünstigten Soldaten; aber einmal doch mußte der Unmut heraus. In höchster Leidenschaft schrieb er dem Staatskanzler an einem Tage drei Briefe voll heftiger Anklagen, beschuldigte in seinem Zorne selbst Stein und Blücher des Undanks. Die Gerechtigkeit des Königs gab ihm bald Genugtuung; er trug nachher den Ordensstern, der im Wagen Napoleons gefunden worden. Doch über den historischen Ruhm, der ihm gebührte, ist die Mehrzahl der Zeitgenossen nie ins klare gekommen; erst ein späteres Geschlecht seiner Landsleute ward seiner Größe gerecht, und die Franzosen wissen bis zum heutigen Tage noch nicht, wer der erste Feldherr des verbündeten Europas war.

Die konstitutionelle Bewegung in Norddeutschland.

Kleine Staaten erscheinen leicht lächerlich; denn der Staat ist Macht, und die Ohnmacht widerspricht sich selber, sobald sie als Macht auftreten will. Wo aber die Tatkraft einer großen Nation sich nur in den armseligen Händeln kleiner Gemeinwesen zu äußern vermag, da werden folgenschwere Wandlungen des Völkerlebens oft vorbereitet durch unscheinbare partikularistische Bewegungen, die für sich allein wenig, insgesamt viel bedeuten. Neue politische Gedanken können ihre Notwendigkeit nicht überzeugender erweisen, als wenn sie in einem zersplitterten Volke, zur selben Zeit an verschiedenen Stellen auftreten und durch mannigfaltige Hemmnisse hindurch sich ihre Bahn brechen; der gleiche Erfolg, die ungewollte und doch unverkennbare innere Verwandtschaft solcher Einzelkämpfe bekunden dann zugleich die schöpferische Naturgewalt der nationalen Einheit. Derweil Europa die Pariser Barrikadenhelden mit Huldigungen überschüttete, wurden die Straßenunruhen der kleinen norddeutschen Hauptstädte im Auslande nur mit spöttischem Lächeln angesehen, ja manche der Führer dieser winzigen Revolutionen betrachteten sich selber nur als bescheidene Schüler der unerreichbaren Franzosen. Und doch war diese verzettelte deutsche Bewegung mit aller ihrer kleinstädtischen Abgeschmacktheit besser berechtigt und in ihrer letzten Nachwirkung fruchtbarer, als ihr vielbewundertes Vorbild. Durch die Julirevolution nur gefördert, keineswegs verursacht, entsprang sie naturgemäß aus einer veralteten Gesellschaftsordnung, die weit schwerer drückte, als die politischen Mißgriffe der Bourbonen, und ver-

wirklichte in den altständischen Gemeinwesen des Nordens die Ideen der Rechtsgleichheit und des Staatsbürgertums, welche im übrigen Deutschland sich schon längst durchgesetzt hatten, so daß jetzt erst eine allen Deutschen gemeinsame Staatsgesinnung, ein über die Grenzen der Einzelstaaten hinausreichendes Parteileben, ein bewußter Kampf um die Reform des nationalen Gesamtstaates nach und nach möglich wurde.

Unter allen diesen kleinen Staatsumwälzungen erregte der Braunschweiger Aufstand das größte Aufsehen; denn hier allein wurde der notwendige Umschwung durch revolutionäre Mittel, durch offenbaren Rechtsbruch bewirkt, und hier zeigte sich zugleich mit erschreckender Klarheit, daß die Unsicherheit unseres öffentlichen Rechtes in der schimpflichen Ohnmacht des Bundestages ihren letzten Grund hatte. Gegen die Winkeltyrannei der schwächsten Reichsstände bot die alte Reichsverfassung immerhin einigen Schutz; mehrmals schritten Kaiser und Reich zur Absetzung unverbesserlicher kleiner Despoten, noch zur Zeit der französischen Revolution erschien zuweilen eine kaiserliche Debitkommission in einem überschuldeten Fürstentume um von Reichs wegen die Ordnung herzustellen. Seit aber die Bundesakte diesen kleinen Herren die Souveränität gewährt hatte, bestand für fürstliche Willkür keine Schranke mehr, und einmal doch mußte an einem ungeratenen Sohne des deutschen hohen Adels offenbar werden, wie tief der Genuß einer anspruchsvollen Würde ohne Macht ihren Träger entsittlichen kann.

Trotzend auf seine fürstliche Unverantwortlichkeit war Karl von Braunschweig von Stufe zu Stufe gesunken. Er wußte, daß die Deutschen ihn verabscheuten, und fand bald eine boshafte Freude daran, seinen selbstverschuldeten schlechten Ruf immer aufs neue zu rechtfertigen. Schon vier Jahre vor seinem Sturze schrieb er seiner gütigen Freundin, der Prinzessin Amalie von Sachsen, die ihm vergeblich ins Gewissen redete: „Man hält es am Ende für einerlei etwas zu sein, wofür man schon lange gegolten hat. Jung, hübsch, mächtig und ganz unabhängig mir selbst überlassen — wie konnte ich anders werden?“ Die

schlaffe Nachsicht des Bundestags, der sich in dem Streite der beiden Welfenhäuser mit einer beinahe possenhaften Genugtuung zufrieden gab, mußte den dreisten Übermut des verblendeten Fürsten noch erhöhen. Schon wieder lag seit Jahr und Tag eine Klage gegen Herzog Karl unerledigt in Frankfurt: die Bitte des landständischen Ausschusses um Aufrechterhaltung der unbestreitbar rechtmäßigen Landschaftsordnung von 1820. Wieder mußte Graf Münch, trotz der ungestümen Mahnungen des preußischen Gesandten, die Entscheidung zu verzögern; daß Landstände gegen ihren Fürsten jemals recht behalten könnten, schien der Wiener Hofburg ganz unfaßbar. Auch manche der anderen Bundesgesandten bezweifelten die Gültigkeit der neuen Verfassung, weil sie unter einer vormundschaftlichen Regierung vereinbart worden sei, der Vormund aber nicht über das Vermögen des Mündels verfügen dürfe. Selbst Wangenheim und einige überfeine Köpfe unter den Liberalen teilten diese Zweifel; so mächtig war noch, dank der privatrechtlichen Bildung unserer Juristen, jene alte patrimoniale Staatslehre, welche Land und Leute nur als fürstliches Hausgut betrachtete. Also unter Bedenken und Gegenbedenken schleppte sich der Handel dahin, bis endlich im Spätsommer 1830 die Kommission des Bundestags einen Bericht zustande brachte, der sich zugunsten der klagenden Landstände aussprach.

Diese Nachricht aus Frankfurt bestärkte die Braunschweiger in dem Bewußtsein ihres guten Rechtes, und unwillkürlich regte sich die Frage, ob man nicht endlich zur Selbsthilfe schreiten müsse; wer konnte denn wissen, wann jemals jenem Berichte ein wirksamer Bundesbeschluß folgen würde? Der Herzog schlenderte mittlerweile schon seit Monaten auf den Pariser Boulevards umher und verhandelte nebenbei mit dem Hause Rothschild über Börsengeschäfte. Als ihn dort der Ausbruch der Julirevolution überraschte, zeigte sich der Erbe des braunschweigischen Heldengeschlechtes als ein elender Feigling; er verlor den Kopf, obwohl ihn die Pariser kaum beachteten, und floh unter seltsamen Abenteuern. Unterwegs sah er in Brüssel noch jene Vorstellung

der Stummen von Portici, welche den belgischen Aufruhr einleitete. Zweimal warnte ihn das Schicksal, doch in diese glatte Stirne grub die ernste Zeit keine Furchen. Mit seinem Völkchen daheim dachte der Welfe schon fertig zu werden. Als er zurückkam, brachte er einen neuen Günstling mit, den französischen Abenteurer Alloard, und prahlte laut, ihm solle man das Schicksal Karls X. nicht bereiten. Eine Handvoll Unterbeamten und Hofhandwerker begrüßte den Heimgekehrten mit einem Fackelzuge. Die Bürgerschaft aber sah mit Unmut der gemachten Huldigung zu und sendete ihre Vertreter auf das Schloß um die Einberufung des Landtags zu erbitten; Bürgermeister Bode, ein derber, freimütiger, ganz von althansischem Bürgerstolze erfüllter Mann, führte das Wort und warnte den Fürsten vor der unheildrohenden Stimmung des Volkes. Dahin hatte es der Herzog durch die knabenhafte Willkürherrschaft dieser sieben Jahre gebracht, daß er in seinem durch und durch welfisch gesinnten Völkchen unter den gebildeten Klassen fast gar keine Anhänger mehr besaß; selbst die Offiziere murrten, weil er sie bald launisch beleidigte bald ihnen den Gehalt beschnitt oder erledigte Stellen unbesetzt ließ.

Die Masse des Volkes nahm an dem Verfassungskampfe der Landstände geringen Anteil; doch sie wußte genug von dem wüsten Treiben im Schlosse um den Herzog zu hassen, sie litt unter dem Drucke der Binnenmauten, sie klagte, daß kein Fremder mehr den verrufenen Hof besuchte, daß der geizige Fürst die öffentlichen Bauten einstellen ließ und also die Not noch steigerte, die nach einer schlechten Ernte, einem harten Winter überall in Deutschland empfunden wurde. Karl ahnte das nahende Unwetter und ließ in seiner Angst Kanonen vor dem Schlosse auffahren, Pulvervorräte in die nahe Ägidienkirche schaffen. Während er am Abend des 6. Septembers im Theater weilte, sammelten sich einige Volkshaufen um die beiden Wagen, die ihn und seine Dirne, eine bekannte Schauspielerin, zur Heimfahrt erwarteten; sobald er aus dem Schauspielhause heraustrat, begrüßte ihn wüstes Geschrei, ein Hagel von Steinen

folgte dem davoneilenden Wagen. Vor dem Schlosse stand eine Schar von Gaffern und Schreiern. Ein Offizier fragte: „Kinder, was wollt ihr denn eigentlich?“ Die Leute sahen sich verwundert an, bis endlich ein liberaler Advokat das neue Pariser Feldgeschrei anstimmte: „Brot und Arbeit!“ und einige wohlgenährte Schüler des Carolinums den Jammerruf wiederholten. Zwei Züge Husaren vertrieben dann ohne Kampf die Menge von dem Bohlwege, gegenüber dem Schlosse.

Am nächsten Morgen wurden die Kanonen und das Pulver hinweggeschafft. Auf die Bitten der Bürger versprach der Herzog auch einen kleinen Steuererlaß sowie einige Geldsummen für Straßenbauten und Lebensmittel; er gestattete sogar, daß eine mit Piken bewaffnete Bürgerwehr zusammentrat, nur von der Berufung des Landtags wollte er nichts hören. Am Abend stürmte wieder ein Pöbelhaufe gegen das Schloß heran, berauscht und heulend, höchstens tausend Köpfe stark; die Pikenmänner der Bürgerwehr wurden bald zur Seite gedrängt. Der Herzog aber wagte nicht seine im Schloßhofe versammelten Truppen feuern zu lassen; er ergriff nochmals die Flucht und ließ sich von seinen Husaren zur Landesgrenze geleiten, um dann nach England zu reisen. Mittlerweile drang der Pöbel in das Schloß ein und begann Feuer anzulegen; während die Strolche plünderten, sah man einige offenbar verkleidete Männer geschäftig die geheimen Papiere des Herzogs durchsuchen. Der kommandierende General von Herzberg, ein tapferer Veteran aus Wellingtons spanischen Feldzügen, versäumte seine Soldatenpflicht, stundenlang ließ er die Truppen ruhig im Schloßgarten stehen. Eine einzige ohne seinen Befehl abgegebene Salve, die unschädlich über die Köpfe des Haufens hinwegfuhr, genügte, um den Hof zu säubern und selbst die Räuber aus dem Schlosse zu verjagen; aber als die Truppen dann wieder unbeweglich blieben, wagte sich der Pöbel nochmals vor und begann sein Werk von neuem. Die ganze Nacht hindurch währte die rohe Verwüstung, kein Menschenleben fiel ihr zum Opfer; die Spritzen ließ der Haufe nicht an das Schloß heran, und als die Grenadiere noch einen

schwachen Angriff auf die Meuterer unternahmen, versuchten sie nicht ihren leichten Sieg zu verfolgen. Beim Grauen des Tages lag das schöne Bauwerk fast ganz in Asche.

Unverkennbar standen mehrere Männer aus dem Adel und dem Beamtentum hinter diesem seltsamen unblutigen Aufruhr; gedungene Banden und wüstes Gesindel besorgten die Arbeit, die erbitterte Bürgerschaft sah halb schadenfroh, halb erschrocken der Zerstörung zu. Die Namen der Verschwörer sind, obgleich einige Vermutungen sehr nahe liegen, bis zum heutigen Tage verborgen geblieben, da die gerichtliche Untersuchung nachher ungründlich geführt, manche wichtige Zeugen gar nicht vernommen wurden. Der Handstreich der wenigen konnte offenbar nur gelingen, weil das ganze Land den Herzog verwünschte. Die vollbrachte Tat erschien allen als ein Gottesgericht, obwohl man ihre Roheit tadelte. Wohl hatte sich seit der großen Woche der Pariser überall in der Welt der Wahn verbreitet, daß die Masse im Straßenkampfe unbesiegbar sei; alle Zeitungen wiederholten beständig den Ausspruch, welchen einst Napoleon auf Grund der spanischen Erfahrungen seiner Marschälle getan haben sollte: wehe dem General, der sich in der Enge der Gassen auf ein Gefecht einläßt. Aber Furcht war es nicht, was den Offizieren der ruhmreichen schwarzen Schar die Hände lähmte, sondern Haß und Verachtung. Dürfen wir Bürgerblut vergießen, um einem Elenden, der uns feige verlassen hat, sein Schloß zu behüten? — dies Bedenken drängte sich allen auf und stimmte sie unsicher gegenüber einem weder mutigen noch zahlreichen Meutererhaufen. Berechneter Verrat der Offiziere ist nie erwiesen worden, und es bedarf auch dieses Verdachtes nicht um die schlechte Haltung der Truppen zu erklären.

In den Trümmern des Schlosses — das fühlte jedermann — hatte Karls Herrschaft ihr Grab gefunden, und als nun gar einiges aus den geraubten Briefschaften und dem schwarzen Buche des Herzogs veröffentlicht wurde, da ward die Rückkehr des Vertriebenen ganz unmöglich. Die erbaulichen Geständnisse dieser schönen Seele — wie Metternich seinen welfischen Liebling

einmal nannte — gingen von Mund zu Mund, die kleinstädtische Klatscherei schwelgte in gräßlichen Erfindungen, und der leere knabenhafte Tor galt bei seinem ergrimmten Völkchen bald für einen Wüterich und Giftmischer. Sobald man des Verhaßten ledig war, kehrte die Ordnung sogleich zurück. Die Bürgerwehr prunkte in den Straßen umher, jetzt nach Pariser Muster mit Flinten bewaffnet, unter der Führung des gefeierten Volksmannes Bankier Löbbecke, und je unschuldiger diese Philister an dem Schloßbrande waren, um so kühner prahlten sie mit ihrer Revolution. Paris, Brüssel und Braunschweig bildeten das Dreigestirn der neuen Völkerfreiheit, der Branntweinbrenner Götte, der den Herzog um die Wegführung der Pulvervorräte gebeten hatte, hieß mindestens ein halber Lafayette. General Herzberg wurde durch das Geschenk eines bürgerlichen Ehrensäbels dafür getröstet, daß die preußischen Kameraden ihn mit sehr zweifelhaften Blicken betrachteten; denn „der heutige Soldat" — so versicherte eine braunschweigische Flugschrift — „ist nicht mehr der durch den Stock zum blinden Gehorsam dressierte Vagabunde des vorigen Jahrhunderts". Ein Bürgergardist drohte dem Herzoge in einem offenen Briefe: 200 000 Braunschweiger würden sich lieber unter dem Schutte ihrer Häuser begraben, als sich unter die Tyrannei eines zweiten Don Miguel zu begeben; ein anderer pries in einer Abhandlung „den freiwilligen Gehorsam" als den eigentümlichen Vorzug der Bürgergarde vor dem Heere. Mit dem Soldatenspiele der Pariser Bourgeoisie drang auch die undeutsche Verachtung des ernsten Waffenhandwerks in das selbstgefällige Bürgertum dieser Kleinstaaten ein; die wirkliche Volksbewaffnung, die in Preußen längst bestand, hieß „ein Werkzeug des Despotismus".

Die Regierung wußte sich nicht zu helfen. Von den verrufenen Räten des Herzogs hatten mehrere das Weite gesucht, den zurückbleibenden fehlten Kraft und Ansehen. Um so rascher handelten die Landstände; einigen ihrer Führer kam der Schloßbrand offenbar nicht unerwartet. Schon am 9. September versammelte sich der Große Ausschuß und faßte noch am selben Tage

drei entscheidende Beschlüsse. Er beschloß bis zur Einberufung des Landtages zusammenzubleiben, er bevollmächtigte die Grafen Werner Veltheim und Oberg, in Berlin und Hannover „vertrauliche Eröffnungen zu machen und für gewisse Fälle Rat zu erbitten"; er richtete endlich an den Bruder des Herzogs, den letzten noch übrigen Sprossen des Fürstenhauses, eine von vielen Bürgern mitunterzeichnete Adresse, um ihn zu bitten, daß er „die Zügel der Regierung schleunigst übernehme".

Herzog Wilhelm von Braunschweig-Öls stand in Berlin bei den Gardedragonern und galt bei den Kameraden für einen Lebemann, der sein großes Vermögen gründlich zu genießen verstehe; Talente hatte man an dem vierundzwanzigjährigen Prinzen bisher noch nicht bemerkt. Schon am Abend des 8. September brachte ihm der reitende Bote eines braunschweigischen Hofbeamten die Nachricht von dem Aufruhr, und sofort erbat er sich durch seinen väterlichen Freund, den Fürsten Wittgenstein, die Befehle des Königs. Auf Friedrich Wilhelms dringenden Rat reiste er dann eilends ab, um daheim vorläufig die Ordnung aufrechtzuerhalten. Allen unerwartet, erschien er am 10. im Schlosse Richmond, vor den Toren Braunschweigs, während die Adresse des ständischen Ausschusses noch nach Berlin unterwegs war. Wie frohlockten die friedfertigen Revolutionshelden, als sie nun wieder hoffen durften von einem leibhaftigen Welfen beherrscht zu werden. Im Triumphe wurde „Wilhelm der Gesegnete" von der Bürgerwehr und jauchzenden Volkshaufen in die Stadt seiner Väter eingeholt. Nichts lag ihm ferner als ehrgeizige Anschläge auf die Krone seines Bruders. Hart genug kam es ihm an, daß er die fröhlichen Gelage der Berliner Garde mit den Sorgen der Regierung und der Langeweile der kleinen Hauptstadt vertauschen mußte; auch blieb er sein Lebelang den strengen legitimistischen Grundsätzen seines Hauses ergeben und konnte den stillen Ärger über die Meuterei seiner Braunschweiger nie ganz verwinden. Nur die Macht der Verhältnisse riß den Widerstrebenden vorwärts, und kein Wunder, daß der wohlmeinende, aber unerfahrene, bildungslose und wenig

scharfblickende Fürst, überwältigt durch den seltsamen Anblick der aufgeregten Stadt, die Stärke dieser kleinbürgerlichen Bewegung überschätzte.

* *
*

Nicht ganz so gewaltsam vollzog sich der Umschwung in Kurhessen. „Der Kurfürst plündert sein Land und seine Untertanen, so daß es zuletzt keine Landeskassen und Domänen mehr, sondern bloße Privat- oder Kabinettskassen mehr geben wird“ — also schilderte der preußische Gesandte Hänlein das gierige Regiment der Gräfin Reichenbach, das nachgerade selbst im Auslande Befremden erregte und im Pariser Figaro als ein deutscher Skandal bezeichnet wurde. Der neue Finanzminister Kopp wurde bei seiner Ernennung ausdrücklich verpflichtet, das Interesse des Kurfürsten besonders wahrzunehmen, und wie erfinderisch zeigte sich der Landesvater selber in den schlechten Künsten des Finanzwesens. Während er mit den Ständen der Grafschaft Schaumburg wegen rechtswidriger Steuererhöhung einen langen Streit führte, ließ er gegen die Stadt Cassel und andere Gemeinden unter nichtigen Vorwänden fiskalische Prozesse einleiten; seine Bauern beglückte er durch die Verordnung, daß der Dünger der Dienstpferde, welche die beurlaubten Kavalleristen mit aufs Land nahmen, zum Besten der Kriegskasse versteigert werden solle. Selbst die Teuerung und die bittere Kälte der ersten Monate des Jahres 1830 mußten ihm seine Hofkasse bereichern helfen: er maßte sich das Recht des alleinigen Holzhandels an, verbot die gewohnte Holzeinfuhr aus der hannöverschen Nachbarschaft und setzte die Preise so hoch an, daß die Casseler Bäcker einmal wegen Holzmangels ihre Arbeit einstellten.

Hier wie in Braunschweig stützte sich die Willkür des Kleinfürstentums auf den Beistand Österreichs. Hruby, der k. k. Gesandte, besaß das Vertrauen der Reichenbach, er hatte den Kurfürsten zum Eintritt in den mitteldeutschen Handelsverein bewogen und konnte nun mit Befriedigung betrachten, wie

das unglückliche, zwischen den Zollinien Bayerns und Preußens eingeklammerte Ländchen dem Verderben seiner Volkswirtschaft entgegenging. Und bereits ließ sich voraussehen, daß die zerrütteten Familienverhältnisse dieses Fürstenhauses, die schon soviel Elend über das hessische Land gebracht, auch unter der künftigen Regierung fortdauern würden. Um den Anmaßungen der Reichenbach auszuweichen lebte der Kurprinz mit seiner Mutter jahrelang außer Landes; König Friedrich Wilhelm ließ seiner Schwester große Summen vorstrecken, da der Kurfürst den beiden die Unterhaltsmittel verweigerte. Als die Kurfürstin unter dem Jubel des Volkes endlich heimkehrte um sich in Fulda einen selbständigen Hofhalt einzurichten, blieb der Sohn am Rhein zurück. Der hatte in Bonn die Frau eines Rittmeisters Lehmann liebgewonnen und führte mit ihr ein so anstößiges Leben, daß selbst der galante Lebemann Häulein sich verpflichtet hielt dem königlichen Oheim in Berlin zu melden: ganz Hessen wünscht, „Allerhöchstdieselben möchten zum Wohle des hiesigen Landes den nichtswürdigen Lebenswandel des Kurprinzen gewaltsam beschränken."

Im Juli 1830 reiste Kurfürst Wilhelm nach Wien um der Reichenbach den österreichischen Fürstentitel zu verschaffen. Seine Hessen fürchteten schon, er werde dann dem Beispiele Philipps des Großmütigen folgen und das dämonische Weib förmlich zur Nebengemahlin erheben; die Akten über Philipps Doppelehe hatte er sich bereits nach Wilhelmshöhe kommen lassen. Metternich aber fand diese Zumutung doch bedenklich und verließ die Hauptstadt plötzlich, kurz vor der Ankunft des Gastes. Als der Kurfürst einige Tage darauf in Karlsbad eintraf, von der Hitze erschöpft, wütend wegen der vergeblichen Reise, wurde er von seiner enttäuschten Geliebten sehr übel aufgenommen und verfiel in schwere Krankheit. Daheim verbreiteten sich unheimliche Gerüchte; man glaubte an den Tod des Kurfürsten, da der Bruder der Reichenbach, Heyer von Rosenfeld unvermutet in Cassel erschien, Juwelen und Staatspapiere hastig einpackte und dann mitsamt den Kindern seiner Schwester bei

Nacht und Nebel aus dem Lande floh. Die Bürgerschaft sendete drei Stadträte nach Karlsbad um sich von dem Zustande des Landesherrn zu überzeugen; auch der Kurprinz eilte herbei und versöhnte sich mit dem kranken Vater. Mittlerweile ward das längst erbitterte Volk durch die Pariser und Brüsseler Nachrichten stark aufgeregt. Der Groll wider die Tyrannei und das wüste Treiben des Hofes ließ sich nicht mehr bändigen. Überall erklang ein Gassenhauer, der die Raubgier der Reichenbach verwünschte: „von dem Blutgeld jener Millionen wußt' die Bestie sich zu lohnen“ — und mit dem Kehrreime schloß: „Alles seufzt zum Gott des Lichts: Ach die Hure läßt uns nichts!“ Schon begannen die Bauern ihre Frondienste einzustellen; die Wilddieberei nahm überhand, mehr noch der Schmuggel, denn das Zollwesen war durch die törichte Handelspolitik des Kurfürsten gänzlich in Verruf gekommen, ein Schlagwort des Tages lautete: „die Maut ist ein Kind der Finsternis!“ In Cassel traten die Zunftmeister zusammen um über die Landesbeschwerden zu beratschlagen; ein Küfer Herbold führte das große Wort und ward mit dem Namen des hessischen Masaniello geehrt, denn diese deutschen Bürgerhelden fühlten sich nur im Schmucke ausländischer Federn stolz und herrlich. Als der Pöbel dann die Bäckerläden zu stürmen versuchte, bewaffneten sich die Bürger und stellten die Ordnung her. Die erschreckte Regierung ließ sie gewähren und öffnete die kurfürstlichen Kornmagazine; das Getreide des Landesvaters ward aber auch jetzt noch, nach dem alten Brauche des Kurhauses, zu erhöhten Preisen verkauft, und erst nachdem Abgesandte der Bürgerschaft dem Finanzminister drohend ins Haus gerückt waren, entschloß er sich bis zum Marktpreise herabzugehen.

So aufgestört fand der Kurfürst seine friedliche Hauptstadt vor, als er am 12. September, abgespannt und kaum genesen, endlich heimkehrte; seine Geliebte hatte er jenseits der Landesgrenze zurücklassen müssen, weil die Minister sonst das Ärgste befürchteten. Am 15. September standen die Bürger dicht gedrängt, in banger Spannung, auf dem Friedrichsplatze, derweil

die Stadträte im Palaste eine Adresse übergaben, welche den Kurfürsten beschwor die Landstände zu berufen und „Sich als Vater mit Ihren Kindern zu beraten, wie unserer Not zu helfen sei". Droben im Saale ergriff der Bürgermeister Karl Schomburg das Wort, ein echter Hesse, ernst, besonnen, freimütig, und schilderte in tief ergreifender Rede das Elend des verwahrlosten Landes. Der Kurfürst verwünschte im Herzen seine „Bürger-Rebellen", aber er sah auch, was die finsteren Gesichter draußen ankündigten, und gab zitternd seine Zusage. Alsbald eilte der Küfer Herbold an das Geländer vor dem Schlosse, und als er ein weißes Taschentuch schwenkte, durchbrauste stürmisches Freudengeschrei den weiten Platz. Wie oft ist dann in Lied und Bild die Friedensbotschaft des hessischen Masaniello verherrlicht worden; ein schwarzes Tuch in Herbolds Händen — das wußte jedermann — hätte dem Aufruhr das Zeichen gegeben. Mit Tanz, Gesang und feurigen Reden ging dieser „große Tag der hessischen Geschichte" zu Ende; auch vor dem Hause des preußischen Gesandten erklangen jubelnde Hochrufe, denn König Friedrich Wilhelm stand als Bruder und Beschützer der geliebten Kurfürstin hoch in Ehren, und nicht selten hörte man unter den Unzufriedenen die Drohung: wir wollen preußisch werden.

Schnell genug verflog der Rausch der Freude. Die Casseler fuhren fort, dem Verbote zum Trotz, ihre Bürgerversammlungen abzuhalten und offenbarten hier sehr laut ihr Mißtrauen gegen den Kurfürsten, gegen den österreichischen Gesandten, gegen die Minister, die allesamt nur für Geschöpfe der Reichenbach galten. Die Rückkehr dieser tödlich verhaßten Frau wollte man nimmermehr dulden; auf das Gerücht von ihrem Nahen strömte eines Tages das Volk in Scharen auf die Arolsener Landstraße hinaus um den Weg zu sperren, ihr Bruder Heyer mußte schleunigst aus seinem Amte entlassen werden. Welch einen kläglichen Anblick bot der Kurfürst in seiner stumpfen Verzweiflung; er verging vor Sehnsucht nach der Geliebten und rief jammernd: jetzt weiß ich erst was ein Aufstand ist! Die

militärischen Schnurrbärte der Casseler Bürgergarde verletzten sein heiligstes Gefühl; nun mußte er diesen Unholden aus seinem Zeughause Waffen geben und sogar in einem Manifeste verkündigen, daß er „den guten Geist und den bewährten treuen Sinn der Hessen mit Wohlgefallen erkennend" überall im Lande die Bildung von Bürgerbataillonen gestatten wolle. Bald stolzierten in jedem hessischen Städtchen bewaffnete Bürger umher, alle nach dem Pariser Muster gekleidet, mit der weißen „Bürgerbinde" am Arme, und prächtig erklang das Lied zum Preise der bürgerlichen Waffen:

Sie stehen jedem freien Mann,
Sie stehn dem Kattensohn wohl an!

Der vermessene Plan, dem Kurfürsten selber eine gestickte Bürgerbinde zu schenken, wurde zum Glück noch vereitelt, da die Hofleute schaudernd an Ludwig XVI. und die ihm aufgestülpte Jakobinermütze erinnerten. Indes bekundete sich das Selbstgefühl der Bürgergarde unzweideutiger als ihre Waffentüchtigkeit; es war der Fluch des alten Stellvertretungssystems, daß die Kriegsspieler sich für besser hielten als die wirklichen Krieger. Sie verlangten bei den Paraden stets den Vortritt und gerieten mit den Truppen oft in Händel. Als die beliebte Sängerin Frau Roller-Schweizer sich einige mehr ehrliche als schmeichelhafte Bemerkungen über die Leistungen der Bürgerwehr erlaubt hatte, wurde sie ohne Gnade von der Bühne entfernt, obgleich sie von den Brettern herunter vor „Cassels hochachtbaren Bürgern" Abbitte leistete.

Trotz dieser Unzahl von Sicherheitswächtern kam das Land nicht zur Ruhe, weil die Regierung Kopf und Herz verloren hatte. Das Landvolk wähnte, mit der verheißenen neuen Freiheit sei auch die Entlastung des Bodens vollendet; tobende Banden stürmten die Schlösser der Grundherren und verbrannten, meist ohne zu plündern, die Zehnten- und Gilten-Register. Am lautesten lärmten diese „Papierstürmer" in dem armen Isenburgischen Ländchen auf der Rhön, das seine doppelten Steuern, für den Kurfürsten und den Standesherrn, kaum noch erschwingen

konnte. Die geängsteten Fürsten des Hauses Isenburg drohten schon sich unter preußische Landeshoheit zu stellen, damit sie doch Schutz für ihre Habe fänden. In Hanau wurde das Mauthaus von einem Volkshaufen zerstört; alle Papiere und selbst die Kasse flog ins Feuer, denn mit Mautgeldern wollte sich niemand die Hände beflecken. Ein Demagog, der sich General Paulsen nannte, erließ aus seinem „Hauptquartier Neu-Brüssel" jakobinische Tagesbefehle. Um Frieden zu stiften eilte der Kurprinz selbst herbei, und der furchtsame junge Herr ließ sich durch die zuversichtlichen Reden dieser harmlosen Revolutionäre dermaßen einschüchtern, daß er ihnen bis auf weiteres Zollfreiheit versprach. In der Tat stellten die Mauten im Hanauer und Fuldaer Lande ihre Tätigkeit ein. Diese südlichen Provinzen, wie man am Casseler Hofe sagte, gebärdeten sich fast wie ein selbständiger Staat; der Talerrechnung hatten sie sich immer erwehrt, nun sagten sich die hessischen Guldenländer auch von dem Zollwesen des Kurstaates los.

Es ward hohe Zeit, daß ein von allen Teilen anerkannter Rechtszustand diese gemütliche Anarchie verdrängte. In solchem Sinne schrieb Bernstorff an Hänlein: „Wir bedauern die jetzt maßlose Ungebühr des Volks als die unausbleibliche Folge einer bis dahin ebenso maßlosen Verfahrungsweise des Fürsten erkennen zu müssen." Wohl haben die Massen dem Kurfürsten seine Versprechungen abgetrotzt; aber „diese Zugeständnisse sind erteilt, und es ist nicht denkbar, daß ihre Zurücknahme ohne die größte Gefahr und Zerrüttung aller noch bestehenden Verhältnisse erfolgen könnte. Alle Wünsche müssen sich vielmehr dahin vereinigen, daß die einmal betretene Bahn mit möglichster Schnelligkeit und Ruhe zu einem Ziele fester gesetzlicher Ordnung führe."

Auf preußische Ratschläge hörte der Kurfürst niemals; nur die Angst vor den beständig wiederholten lärmenden Kundgebungen der Casseler bewog ihn sein Wort zu halten. Am 16. Oktober traten die althessischen Stände zusammen und verstärkten sich sogleich durch Abgeordnete der übrigen Landesteile. Klug und rücksichtsvoll beseitigten sie zunächst das Hemmnis,

an dem bisher jede Verständigung gescheitert war, den alten Streit um das fürstliche Hausgut. Der Kurfürst ließ ihnen eine Übersicht über den Bestand des Landesvermögens vorlegen, deren Ziffern sehr weit — um mindestens 6 Millionen, Mißtrauische behaupteten gar um 16 Mill. Taler — hinter der allgemeinen Erwartung zurückblieben. Der ständische Ausschuß verschmähte jedoch im einzelnen zu untersuchen, was wohl alles in den Taschen der Reichenbach und Amschel Rothschilds verschwunden sein mochte, und willigte in die Teilung der also angegebenen Kapitalien. Aus der einen Hälfte ward ein Staatsschatz gebildet; die andere, mit einem Ertrage von wenigstens 0,4 Mill. Taler jährlich, verblieb der Dynastie als unveräußerlicher Hausschatz. Außerdem erhielt der Kurfürst für seinen Hofhalt 392 000 Taler jährlich aus den Einkünften der vom Staate verwalteten Domänen, und da er endlich noch ein großes Schatullvermögen besaß, dessen Höhe nur ihm selber und dem getreuen Hause Rothschild bekannt war, so blieb er nach wie vor einer der reichsten deutschen Fürsten. Freilich mußte er nun auch ein Legat, das er seiner Gemahlin unterschlagen, und die 110 000 Taler, welche König Friedrich Wilhelm der Kurfürstin vorgeschossen hatte, endlich herausgeben; er sträubte sich aufs äußerste, aber die Krone Preußen bestand auf ihrem Rechte, und der Landtag hielt zu ihr.

Sobald man sich über den Grundsatz der Teilung des Landesvermögens geeinigt hatte, beantragte der kurfürstliche Unterhändler Regierungsrat Eggena, ein gewandter, weltkluger Jurist, die Stände sollten dem Landesvater ihren Dank aussprechen. Auch dazu ließ der Landtag sich herbei; die bäuerlichen Abgeordneten sagten treuherzig: die Kapitalien sind zwar hessisches Blutgeld und gehören eigentlich allesamt dem Lande, aber wir müssen dem Kurfürsten auch eine Liebe erweisen. Wilhelm empfing die Abgesandten auf Wilhelmshöhe, krank, zerknirscht, unter strömenden Tränen. Die getreuen Stände weinten mit und tranken nachher drunten im Gasthofe auf das Wohl ihres gnädigen Herrn. Allein nachdem sie ihm großmütig den besten

Teil seiner Herzenswünsche erfüllt, meinten sie sich um so mehr berechtigt, in der eigentlichen Verfassungssache, die den Kurfürsten weniger bekümmerte, ihrem eigenen Kopfe zu folgen.

Eggena legte ihnen einen Entwurf vor, der im Grunde nur einige Verbesserungen der alten ständischen Verfassung enthielt. Dawider erhob sich im Verfassungsausschusse sofort der Vertreter der Universität Marburg, Professor Sylvester Jordan, ein fröhlicher katholischer Tiroler, der schon in jungen Jahren daheim gegen die Herrschsucht der Klerisei gekämpft, dann in München den Verhandlungen des ersten deutschen konstitutionellen Landtags als eifriger Zuhörer beigewohnt und endlich in Heidelberg sich die Heilslehren des Rotteck-Welckerschen „allgemeinen Staatsrechts“ bis auf den letzten Buchstaben angeeignet hatte. Den Brüdern Grimm erschien der ehrliche Doktrinär als „ein aufgeschwemmter Liberaler, der die Formen hitzig verficht, für die Sache nicht einmal mäßige Wärme besitzt“. Unter allen den Wortführern des norddeutschen Liberalismus stand er der Weltanschauung Rottecks am nächsten; und nur der wohlberechtigte Groll über die Untaten des Kurhauses erklärt das Rätsel, daß die gemütliche Flachheit dieser josephinischen Aufklärung hier im protestantischen Kurhessen Anklang finden konnte. Jordan trat in den Ausschuß mit dem Bewußtsein eines großen historischen Berufs: „Kurhessens Beispiel ist für den Sieg des konstitutionellen Systems in Deutschland völlig entscheidend“ — und warf sofort die Frage auf: „Wie muß eine Verfassung überhaupt beschaffen sein, um den durch Vernunft und Geschichte gleichmäßig begründeten Anforderungen der Zeit zu entsprechen?“ In einem regelrechten Kathedervortrage zählte er sodann, mit 1 und 2, mit a und b, alle die notwendigen „Garantien des verfassungsmäßigen Volkslebens“ her. Da prangten wie die aufgespießten Käfer einer Insektensammlung nebeneinander: zuerst die Volkserziehung, die sittliche und die politische — denn „die wahre Volksaufklärung gilt mit Recht ebenso für eine Hauptstütze des monarchischen Freistaates, wie die Unwissenheit und Stupidität des Volks für eine Grundlage der Despotie“ —

sodann „die Sprech- und Preßfreiheit, d. i. die Publizität“, ferner eine unabhängige Gemeindeverfassung und eine kräftige Volksvertretung, endlich „die Nationalbewaffnung oder Landwehr“ — denn „der Geist einer Soldateska ist schon an sich von dem Geiste des Volkes völlig verschieden“ und muß, wenn das stehende Heer nicht aufgehoben werden kann, mindestens durch kurze Dienstzeit und häufige Beurlaubungen gemildert werden. Nach diesen Grundsätzen wollte Jordan die Vorschläge der Regierung beurteilt sehen: „richtige Prinzipien sind auch hier wie überall die Hauptsache.“

Der wunderliche Vortrag machte auf die Hörer tiefen Eindruck; denn er verkündete mit ehrlicher Begeisterung, mit einer Zuversicht, als ob ein Zweifel gar nicht möglich sei, alle die Glaubenssätze des vernunftrechtlichen Katechismus, welche den deutschen Liberalen heilig waren, und hinter den doktrinären Gemeinplätzen verbarg sich ein praktischer, nach den trüben Erfahrungen der kurhessischen Geschichte nur allzu berechtigter Gedanke: die Absicht beständiger Verteidigung gegen fürstliche Übergriffe. Jordan dachte seinen monarchischen Freistaat also einzurichten, daß die Regierung von den Vorschriften der Verfassung unmöglich abweichen könnte, und da die Landstände allesamt, trotz ihrer unerschütterlichen dynastischen Treue, den Argwohn gegen den Kurfürsten teilten, so wurde der Verfassungsentwurf völlig umgestaltet. Der Marburger Professor behauptete dabei die unbestrittene Leitung. In seinen Kollegienheften standen alle die Paragraphen, welche ein Volk frei und glücklich machen können, längst säuberlich aufgezeichnet; für jeden Herzenswunsch der öffentlichen Meinung fand er sofort den vernunftrechtlichen Ausdruck, und diese Fertigkeit des hastigen Formulierens, die in unerfahrenen Parlamenten immer überschätzt wird, verschaffte ihm den Ruf staatsmännischer Weisheit. So gelangten die Verhandlungen rasch zum Ziele; man wußte was man wollte, und für unnütze Redekünste bot dieser Landtag, der noch geheim tagte, keinen Raum. Schon am 5. Januar 1831 ward die neue Verfassung vom Kurfürsten unterzeichnet — eines der

denkwürdigsten deutschen Grundgesetze, bedeutsam nicht bloß durch seine stürmischen Schicksale, sondern auch durch seinen Inhalt; denn nirgends sonst zeigte sich so klar die nationale Eigenart des älteren deutschen Repräsentativsystems, die seltsame Verquickung der noch immer fortwirkenden altständischen Rechtsüberlieferungen mit der Doktrin des modernen Naturrechts. Mit erschöpfendem Fleiße trugen Jordan und seine Freunde aus den wohlgefüllten Zeughäusern der altständischen Verfassung und des neuen allgemeinen Staatsrechts alle die Netze herbei, welche den Fürsten wie ein Wild umstellen sollten, so daß er sich nicht mehr rühren konnte. Eggena so gut wie die Landstände betrachteten das neue Grundgesetz als einen Vertrag zwischen Fürst und Volk: in diesem Urteile stimmte die altständische Rechtsansicht mit der Lehre des Contrat social überein.

Darum wurde dem Thronfolger erst nach geleistetem Verfassungseide gehuldigt, und jede Verbesserung des vereinbarten Grundvertrages aufs äußerste erschwert. Nur wenn die Stände einmütig oder auf zwei Landtagen nacheinander mit Dreiviertel-Mehrheit zustimmten, konnte die Verfassung erläutert oder geändert werden; erhoben sich Zweifel über den Sinn ihrer Vorschriften, so entschied ein Kompromißgericht, zu dem Fürst und Landtag je drei Mitglieder wählten. Den Landtag bildeten die Abgeordneten der drei alten Stände; sie waren aber fortan allesamt Vertreter des ganzen Volkes und sollten in einer Kammer nach Köpfen abstimmen, weil man einsah, daß die Ritterschaft des Landes zu schwach und zu arm war um in einem Oberhause eine angesehene Stellung zu behaupten. Die Stände erhielten außer dem Rechte der freien Steuerbewilligung und der Zustimmung zu allen Gesetzen auch die Befugnis der Initiative, die noch keinem deutschen Landtage unbeschränkt zustand. Sobald die Mandate der Stände nach drei Jahren abliefen, erfolgte sofort die Neuwahl auch ohne die Aufforderung der Regierung. Wenn der Landtag nicht versammelt war, sollte nach altständischem Brauche ein erwählter Ausschuß von drei bis fünf Mitgliedern mit einem lebenslänglichen Syndikus die

Rechte der Stände vertreten und nötigenfalls auch andere Abgeordnete zu Rate ziehen.

Den Staatsbürgern wurden einige Menschenrechte der persönlichen Freiheit gewährt, auch die Ablösung der Grundlasten sowie andere wirtschaftliche Erleichterungen versprochen. Zur Sicherung dieser ständischen und bürgerlichen Rechte waren Bollwerke aufgerichtet, die in Deutschland nicht ihresgleichen fanden. Jeder männliche Hesse sollte in seinem achtzehnten Lebensjahre das Grundgesetz beschwören; auch das Heer und die Bürgergarde wurden mithin auf die Verfassung vereidigt, die Offiziere den übrigen Staatsdienern rechtlich gleichgestellt, obgleich dem Kurfürsten der Name des „obersten Militärchefs" blieb. Bei jeder Ausschreibung einer Steuer mußte die ständische Zustimmung ausdrücklich angegeben werden; wo nicht, so war niemand berechtigt die Abgabe zu erheben, niemand verpflichtet sie zu zahlen; nur sechs Monate lang nach einer Auflösung des Landtags durfte die Regierung die früher bewilligten Steuern vorläufig forterheben. Im Falle des Verfassungsbruchs sollten die Stände nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet sein die Minister vor dem Oberappellationsgericht anzuklagen. Dieser § 100 erwies sich bald als der gefährlichste des Grundgesetzes; er forderte die Zanklust, die allen den kleinen Landtagen im Blute lag, geradezu heraus, da Meinungsverschiedenheiten über die noch ganz unerprobte Verfassung kaum ausbleiben konnten, und begünstigte die verhängnisvolle Neigung der Deutschen, politische Machtfragen vom Standpunkte des Zivilprozesses zu beurteilen. Auch alle anderen Beamten konnte der Landtag vor Gericht verklagen, wegen Verletzung der Verfassung, wegen Veruntreuung, Bestechung und Mißbrauch der Amtsgewalt. Also den Landständen verantwortlich erlangten die Staatsdiener dem Kurfürsten gegenüber eine Unabhängigkeit, die von ihrer bisherigen völlig rechtlosen Stellung seltsam abstach; sie durften nur durch Urteil und Recht abgesetzt, nur wegen Altersschwäche oder anderer Gebrechen pensioniert werden. Wurde ein Beamter in den Landtag gewählt, so konnte ihm die Re-

gierung den Urlaub verweigern, doch nur aus erheblichen Gründen, die sie den Ständen mitzuteilen hatte.

So folgerecht war die neue Lehre, welche die belebende Kraft des konstitutionellen Staates in dem Geiste des Mißtrauens suchte, auf deutschem Boden noch nie verwirklicht worden; und nach allem was dies Land an seinen Fürsten erlebt, mußte sich der hessische Landtag allerdings in einem Zustande beständiger Notwehr fühlen. Daß auch die Stände selber ihr Recht mißbrauchen könnten, hielt die vernunftrechtliche Doktrin für unmöglich; für diesen Fall gab die Verfassung dem Kurfürsten keine Waffen. Er konnte selbst in der Not, wenn die Gesetze sich unzulänglich erwiesen, nur mit Zuziehung des ständischen Ausschusses Verordnungen erlassen. Zweifelhaft blieb sogar, ob er auch nur sein Recht, den Landtag aufzulösen, wirklich gebrauchen durfte; denn am Schlusse jeder Tagung mußten die Stände den Landtagsabschied mit unterzeichnen, ihren Ausschuß mit Weisungen versehen, und wie war dies möglich, wenn die Regierung den Landtag wider seinen Willen auflöste? Ein großer Staat mit starkem Heere und selbständiger auswärtiger Politik konnte unter einer solchen Verfassung unmöglich bestehen, ein kleines abhängiges Gemeinwesen vielleicht — wenn seine Fürsten eine ungewöhnliche Selbstverleugnung bewährten.

Da das hessische Kurhaus von solcher Gesinnung nichts besaß, so sollten die Bekenner des Vernunftrechts bald durch eine große Enttäuschung erfahren, wie wenig politische Formen allein die Freiheit sichern: unter allen deutschen Verfassungen war keine durch Rechtsschranken jeder Art so wohl geschützt wie die kurhessische, und doch wurde keine so oft und so frevelhaft gebrochen. Jordan selbst zeigte sich mit dem Werke nur halb zufrieden; er klagte: „das anti-konstitutionelle Element durchdringt die ganze Verfassung und schließt sich allenthalben klettenartig an das konstitutionelle an," denn Schomburg und andere welterfahrene Abgeordnete hatten dem doktrinären Feuergeiste zuweilen Wasser in den Wein geschüttet. Vornehmlich mißfiel ihm der übel geratene „Schlußstein" der Verfassung, die Vor-

schrift über die Ministeranklage: wie durfte man die Entscheidung solcher Klagen dem Oberappellationsgericht anvertrauen, das von der Regierung ernannt wird, und „in der Residenz allen Künsten und Gefahren der Hofkabale ausgesetzt ist“? Immerhin wagte er zu hoffen, aus solcher „Verpuppung“ werde sich noch der Schmetterling der Freiheit erheben, wenn man nur stets dem Geiste der Verfassung den Vorzug gäbe vor dem Buchstaben. Unter diesem Geiste verstand er aber kurzweg die neufranzösische Parlamentsherrschaft: „das konstitutionelle System kann nur da sich kräftig ausbilden, wo kein Ministerium sich halten kann, welches die Majorität der Deputiertenkammer gegen sich hat.“ Wieviel er auch selbst noch vermißte, das dankbare Volk begrüßte ihn, und mit Recht, als den Vater der Verfassung. Für Schomburg und den Küfer Masaniello genügten Ehrenbecher, die landesübliche Belohnung liberaler Überzeugungstreue. Jordan aber erhielt von der Stadt Marburg ein Haus geschenkt; als er nachher von dem ersten konstitutionellen Landtage heimkam, empfing man den schlichten, anspruchslosen Mann mit fürstlichen Ehren, und der junge hessische Dichter Franz Dingelstedt sang:

Stand ich nicht im Chor des Volkes, das mit blankgezognen Schwerten,
Das mit Fahnen und Drommeten grüßte seinen Heimgekehrten?

Überall im Lande ward der Verfassungseid willig geleistet; eine Rechtsverwahrung der Fuldaer Klerikalen zugunsten der römischen Kirche blieb unbeachtet. Nur einige Bauerschaften des Fuldaer Landes nahmen Anstoß an dem Art. 10, der von dem Kurfürsten sagte: seine Person ist heilig und unverletzlich; sie glaubten, mit dieser Person sei die Reichenbach gemeint, ließen sich jedoch bald eines Besseren belehren. Zahlreiche Flugschriften verherrlichten „Kurhessens freudige Zukunft“ und die Verfassung, „dies tief durchdachte Zeugnis des fortschreitenden Menschengeistes“. Ein Verfassungsbüchlein für den Bürger und Bauer lobte vornehmlich das neugewonnene Recht der Auswanderungsfreiheit und schloß mit der tröstlichen Versicherung: „Das letzte Landesrecht ist, daß jeder Hesse, dem es hiernach im Lande nicht gefällt, hingehen kann wohin er will, ohne daß er

gehalten wird.“ In Cassel gründete der wackere Philolog Bernhardi eine Zeitschrift „Der Verfassungsfreund“, deren Artikel sich meist durch kühne Allgemeinheit und durch sorgfältiges Vermeiden aller praktischen Fragen auszeichneten. „Der Vorabend großer Ereignisse“ oder „Was haben die Kurhessen noch mehr zu tun?“ — so lauteten die Überschriften beliebter Aufsätze. Auch die liberale Presse der deutschen Nachbarlande fand des Lobes kein Ende; sie pflegte nunmehr, seit die spanische Cortes-Verfassung von 1812 endlich in Vergessenheit geriet, Kurhessen und Norwegen neben dem Musterlande Belgien als die Staaten zu bezeichnen, „welche dem Zeitgeiste die ihm gebührenden Zugeständnisse gemacht haben.“ Nur Börne bewährte sich wieder als unersättlichen Radikalen und witzelte in seinen Pariser Briefen über das Flittergold der hessischen Freiheit. Am Bundestage dagegen war jedermann entrüstet über dies revolutionärste aller deutschen Grundgesetze und stimmte dem erbosten Blittersdorff zu, der schon beim Beginne der kurhessischen Bewegung vorausgesagt hatte: unsere gefürchteten süddeutschen Verfassungen werden bald die illiberalsten in Deutschland sein!

Und doch sollte das vielgeprüfte Land kaum einige Tage lang seines Grundgesetzes froh werden. Am 8. Januar 1831 versammelte sich der Landtag vor dem Throne. Der Kurfürst, der seinen Ingrimm nur mühsam verbiß, übergab dem Erbmarschall die Verfassungsurkunde und stammelte verlegen: ich wünsche Hessen Glück dazu; dann baten die Stände in überströmender Untertänigkeit um die Erlaubnis, diesem Fürsten, als dem zweiten Gründer des Landesglücks seit Philipp dem Großmütigen, ein Standbild errichten zu dürfen. Tags darauf zogen die Bürger mit Fackeln nach dem Schlosse, denn die geliebte Kurfürstin war soeben zurückgekehrt; und als nun der Landesvater mit seiner Gemahlin am Arme auf dem Altane erschien, da jubelte alles, mit der neuen Freiheit schien auch der häusliche Friede des Kurhauses endlich gesichert. Doch leider hatte Wilhelm schon dafür gesorgt, daß jenes würdige Gegenstück zu dem Standbilde des menschenverkaufenden pater patriae nie zustande kam.

Noch in derselben Nacht fuhr ein Wagen Amschel Rothschilds auf Wilhelmshöhe vor, und ihm entstieg die Gräfin Reichenbach. Augenblicklich schlug die Stimmung in Cassel um, und abermals begann der „Krawall" — so lautete der neue Ausdruck, der damals zuerst in diesen mitteldeutschen Landstrichen aufkam. Sie muß aus dem Lande — hieß es überall; der Schutz des neuen Grundgesetzes sollte der verhaßten Frau nicht zugute kommen, obgleich sie Hessin war, und die Kurfürstin selber sich jetzt bereit erklärte, sie als Gesellschafterin und Pflegerin ihres Gemahls neben sich zu dulden. Bei den Unruhen dieser Januartage hatte der Adel, ganz wie in Braunschweig, unverkennbar die Hände mit im Spiele; doch es bedurfte der Anstiftung kaum. Selbst die Soldaten, die sonst trotz des gefährlichen doppelten Eides gute Mannszucht hielten, teilten den allgemeinen Abscheu und sagten laut: Schlagt sie nur tot, wir lassen Euch nicht im Stich! Nach drei Tagen wachsender Aufregung sah sich die Gräfin gezwungen Wilhelmshöhe zu verlassen. Masaniello Herbold ritt selber hinaus um nachzusehen ob sie wirklich fort sei. Wilhelm aber gebärdete sich wie ein Rasender; alle politischen Wünsche hatte er seinem Völkchen erfüllt, und nun verwehrten ihm die Undankbaren, seinen persönlichen Neigungen zu folgen. In den nächsten Tagen mußte er noch, halb gezwungen durch drohende Schreiben der Bürgerschaft, ein konstitutionelles Ministerium berufen, dessen Leitung Freiherr Schenk von Schweinsberg übernahm, und den Vertrauten der Reichenbach, Meysenbug, mit dem unpolitischen Amte des Hausministers abfinden. Wieviel noch an einem gesicherten Rechtszustande fehlte, das fühlte man jetzt erst, als im Landtage die unendliche Reihe der organischen Gesetze aufgezählt wurde, die noch nötig waren um alle die reichen Versprechungen des Staatsgrundgesetzes zu erfüllen.

Die Verfassung selbst wurde schon im Februar in Frankfurt eingereicht, damit der Bundestag die Bürgschaft dafür übernähme. Die Bundesversammlung aber tat, wie in allen schwierigen Fällen, gar nichts. Metternich verlangte kurzweg die

Abweisung des Gesuchs, und als Preußen, von mehreren Mittelstaaten unterstützt, widersprach, ließ er in einer Denkschrift alle die Sätze der Verfassung zusammenstellen, welche dem „monarchischen Prinzip“ zuwiderlaufen sollten. Ganz im Sinne der Hofburg verfaßte auch der Berichterstatter Blittersdorff sein Gutachten. Einen so rechtswidrigen Übergriff des Bundestages konnte jedoch der Großherzog von Baden als konstitutioneller Fürst unmöglich gutheißen; seine Regierung sprach sich nachdrücklich gegen die Meinung des eigenen Gesandten aus, und nachdem man noch eine Weile vertraulich gestritten hatte, wurde schließlich, nach dritthalb Jahren, im Oktober 1833 dem Casseler Hofe unter der Hand mitgeteilt, daß der Bundestag in dieser Sache keinen Beschluß fassen könne. Durch diese lächerliche Entscheidung waren Österreichs Anschläge vorläufig vereitelt; die kurhessische Verfassung bestand in anerkannter Wirksamkeit, der Bundestag hatte sie ohne Widerspruch entgegengenommen, mithin durfte sie, nach der Wiener Schlußakte und dem braunschweigischen Präzedenzfalle, nicht mehr einseitig abgeändert werden.

Unterdessen bemerkten die Casseler bald, daß der Landesvater etwas im Schilde führte. Auf Wilhelmshöhe wurde unaufhörlich gepackt; Silberzeug und Kostbarkeiten, selbst Türschlösser, Öfen und Parkettböden verschwanden in großen Frachtwagen, die nach Frankfurt zu der Reichenbach abgingen; zugleich ließ das Hofmarschallamt eine Menge kurfürstlicher Pferde versteigern. Und wieder rotteten sich die Krawaller zusammen um die Abfahrt der Wagen zu verhindern. Der Kurfürst selbst war in der Stadt vor beleidigenden Zurufen nicht sicher; seine Gemahlin aber erschien auf den Bürgerbällen, wie die anderen Damen in die weißblauen Stadtfarben gekleidet, und empfing die ehrfurchtsvollen Huldigungen der Herren, die allesamt die „Konstitutions-Schleife“ im Knopfloch trugen. Sobald der Landtag geschlossen war, am 10. März, verschwand der Kurfürst mit seinem Meysenbug aus Wilhelmshöhe und fuhr nach seinen Schlössern im Hanauerlande, wo er mit seiner Geliebten zusammentraf. Die radikalen Hanauer wußten sich vor Freuden kaum zu lassen, als der

Landesvater leibhaftig in ihrer Mitte erschien, auch gegen die Gräfin hatten sie nichts einzuwenden; sie hofften, ihre Stadt werde wieder wie vorzeiten Residenz werden und gewannen Wilhelms Herz durch untertänige Beflissenheit so gänzlich, daß er sich selber zum Chef ihrer Bürgergarde ernannte. Warum sollten diese südlichen Provinzen, nachdem sie schon das althessische Mautwesen abgeschüttelt, nicht einen selbständigen Kleinstaat unter dem alten Kurfürsten bilden? — solche Pläne wurden bereits beim Schoppen von begeisterten Hanauer Patrioten erörtert.

Während die Minister in Cassel redlich an den neuen organischen Gesetzen arbeiteten, bildete der Kurfürst mit der Gräfin und ihrem Meysenbug eine geheimnisvolle absolutistische Gegen-Regierung im schönen Schlosse Philippsruhe am Main; die Bürgerfeste der Casseler wurden durch allerhand rohen Mutwillen gestört, und jedermann argwöhnte, daß die Unruhstifter ihre Weisungen von der Reichenbach empfingen. Während jene den Beitritt zum preußischen Zollvereine vorbereiteten, stand der Kurfürst in Verkehr mit der benachbarten österreichischen Bundesgesandtschaft und suchte insgeheim jede Annäherung an Preußen zu vereiteln. Nach dem Buchstaben der Verfassung war er in seinem guten Rechte, denn diese verbot ihm nur den Sitz der Regierung außer Landes zu verlegen; auf die Dauer mußte ein solches Doppelregiment doch unerträglich werden; die Casseler murrten, weil ihnen die Kundschaft des Hofes entzogen und sogar das unentbehrliche Hoftheater geschlossen wurde; umsonst hielt Hänlein den Stadträten vertraulich vor, nach so grober Verletzung der Ehrerbietung sei die Stadt doch verpflichtet, sich bei dem beleidigten Landesherrn zu entschuldigen. Heißsporne meinten schon: da der Kurfürst an der Ausübung der Regierung verhindert sei, so müsse seine Gemahlin die Regentschaft übernehmen.

Im April wurde der neue Landtag gewählt, ohne heftigen Kampf, noch nach der stillen Weise der alten Zeit. Die Abgeordneten gehörten in ihrer großen Mehrheit der liberalen

Partei an; sie beschlossen den Kurfürsten durch Abgesandte zur Rückkehr aufzufordern, weil er im Hanauer Lande „des verfassungsmäßigen Rates der verantwortlichen Minister fast gänzlich entbehre". Der aber antwortete durch heftige Vorwürfe gegen die Undankbarkeit seiner Untertanen; seine Casseler ließ er bedeuten, durch Worte könne das Andenken übler Taten nicht verlöscht werden. Im Landtage brach die gereizte Stimmung überall durch. Der Voranschlag wies ein Defizit von fast 0,4 Mill. Tlr. bei einer Gesamteinnahme von kaum 2,888 Mill. auf. Allein das Heer mit seinen 9000 Mann erforderte eine Million, und manche neue unabweisbare Ausgaben standen noch bevor; so sollten „die Amerikaner", jene unglücklichen einst an England verkauften Soldaten, endlich einen bescheidenen Ruhegehalt empfangen, aber nur die im Lande lebenden, denn gegen Ausländer, also beschloß der Landtag, dürfe man „bei der allgemeinen Landesnot keine unnötige Großmut üben". Für den Augenblick konnte wohl eine Anleihe aushelfen; das Gleichgewicht des Staatshaushalts ließ sich aber nur dann sichern, wenn die Anarchie des Mautwesens durch die preußische Ordnung verdrängt wurde, und vor dem preußischen Zollvereine bebten viele der Liberalen fast ebenso scheu zurück wie der Landesherr selber.

Derweil man dergestalt ratlos verhandelte, zeigte jener § 100 der Verfassung schon seine verderbliche Wirkung. Der Kurfürst hatte durch Kabinettsordre einige Offiziere befördert. Gegen die Sache selbst wie gegen die Personen ließ sich gar nichts einwenden; aber der Befehl trug nicht die Unterschrift des Kriegsministers Loßberg, und obschon die Vorschriften der Verfassung für diesen Fall keineswegs unzweideutig lauteten, so meinte sich gleichwohl Burkard Pfeiffer, einer der besten Juristen des Landes, in seinem Gewissen verpflichtet, zu beantragen, daß General Loßberg, dem doch höchstens ein verzeihlicher Formfehler zur Last fiel, wegen Verfassungsbruchs angeklagt werde. In leidenschaftlicher Rede fiel Jordan bei und rief wie gewöhnlich den Geist der Verfassung zu Hilfe gegen ihren zweifelhaften

Wortlaut. Mittlerweile ward es im Lande täglich unfriedlicher. Die Bürgergarden von Cassel und Marburg berieten schon untereinander, wie „die im Finstern schleichende, geifernde Brut gänzlich unterdrückt“ und der Kurfürst — aber ohne seine Gräfin — in die Hauptstadt zurückgeführt werden solle; eine Adresse von nahezu tausend Casseler Einwohnern stellte die ungeheuerliche Behauptung auf: wenn Wilhelm noch länger fern bleibe, so verzichte er auf den Kurhut. In aller Gemütlichkeit waren die Hessen schon nahe daran, den Versailler Zug der Pariser vom Oktober 1789 zu wiederholen.

Um ein Ende zu machen beschloß der Landtag, noch einmal sein Glück bei dem grollenden Landesherrn zu versuchen. Gegen Ende August reisten abermals ständische Abgesandte nach Philippsruhe, und einer von ihnen ward vorgelassen: Präsident Wiederhold, jener ehrwürdige alte Richter, der an der Spitze des Obergerichts so viele Jahre hindurch gegen fürstliche Willkür angekämpft hatte. Freimütig und doch ehrfurchtsvoll setzte er dem Kurfürsten auseinander, daß der Souverän in der gegenwärtigen Lage mit den Ministern regelmäßig zusammenarbeiten müsse, die Gräfin aber in Cassel ihres Lebens schwerlich sicher sei; schließlich stellte er ihm die Wahl: Trennung von der Reichenbach oder Verzicht auf die Regierung. Wilhelm wählte wie er mußte: er zog die Geliebte vor und sendete den Präsidenten nach Fulda, um dort mit dem Kurprinzen, dem nach der Verfassung die Regentschaft gebührte, weiter zu verhandeln. Am 4. September wurden die Stände zu einer geheimen Sitzung berufen, und mit Zustimmung des Landtags kam nunmehr ein Gesetz zustande, das dem Kurprinzen als Mitregenten die alleinige Besorgung aller Regierungsgeschäfte übertrug, bis der Kurfürst seine bleibende Residenz wieder in Cassel nehmen würde.

Diesen Ausgang der Wirren hatte niemand erwartet, niemand gewünscht. Kurprinz Friedrich Wilhelm hieß im Volke längst der böse Junge. Der Eintagsruhm, den er sich durch seine feige Nachgiebigkeit gegen die Hanauer Mautstürmer erworben, war rasch wieder verflogen; man wußte, wie dringend

er dem Vater von der Verfassung abgeraten, wie frech und lieblos er sich soeben erst in Fulda mit seiner Frau Lehmann gegen seine Mutter betragen hatte. Wie unheilvoll hatte doch alles zusammengewirkt um diesen letzten Fürsten eines ruhmreichen Hauses einem schmählichen Falle entgegenzuführen. Freudlos und freundlos war er aufgewachsen, in ewigem Hader erst mit dem Vater, dann mit beiden Eltern, schlecht erzogen, von Ränken umringt, vom Morde bedroht, ohne Kenntnisse, kleinlich, gewöhnlich in allen seinen Neigungen. So ward er zum boshaften Menschenverächter; der seltsame, halb scheue halb stiere Blick seiner wasserblauen Augen verriet schon, daß er alle fürchtete, keinen ehrte, jedem die schlechtesten Beweggründe unterschob. Ein höheres sittliches Ideal als die formale Gesetzlichkeit blieb ihm unfaßbar. Schüchtern und linkisch im Verkehre, kaum fähig einen längeren Satz zu Ende zu sprechen, konnte er zuweilen in rasendem Jähzorn auffahren und dann verschlug es ihm wenig, den Beamten Fußtritte zu versetzen, den Ministern selbst brutale Schimpfworte, nach Umständen auch ein Tintenfaß an den Kopf zu werfen. Seine Staatsweisheit lief auf das einfache: Ordre parieren und nicht räsonieren! hinaus; als Absolutist ohne Phrase liebte er weder die Salbung der theologischen, noch die Romantik der feudalen Reaktionslehren.

Die Verfassung durfte er nicht brechen, schon weil er ihr allein die Regentschaft verdankte und weil sein Vater jederzeit zurückkehren konnte; doch er haßte sie wie einen persönlichen Feind, denn sie verkümmerte ihm sein Familienleben, das einzige Glück, dessen er fähig war. Gertrud Lehmann war jetzt seine rechtmäßige Gemahlin; er hatte sie vor kurzem, nachdem ihre Ehe getrennt worden, insgeheim geheiratet und erhob sie — es war die erste Tat seiner Regierung — zur Gräfin von Schaumburg. Wie verschwenderisch hatten doch einst seine Vorfahren ihre Dirnen und Bastarde ausgestattet. Er aber konnte für seine Gattin und seine ehelichen Kinder, die er auf seine Weise liebte, nur wenig tun; sein Einkommen genügte, trotz der äußersten Sparsamkeit und trotz der Beihilfe Amschel Rothschilds,

kaum für die Kosten des Hofhalts, da sein Vater den Hausschatz für sich behielt, und an den Staatsgeldern durfte der konstitutionelle Fürst sich nicht mehr vergreifen. Leider ward die Lage des Prinzregenten auch durch die Schuld der Mutter verschlimmert. Wenn die Kurfürstin sich entschloß über das Vergangene hochherzig einen Schleier zu werfen, wenn sie die Gemahlin ihres Sohnes, die nunmehr ein untadelhaftes Leben führte und allen Staatsgeschäften fern blieb, als ihre rechtmäßige Schwiegertochter behandelte, so konnte vielleicht wieder ein geordnetes häusliches Leben am Hofe sich herstellen. König Friedrich Wilhelm gab seiner Schwester auch ausdrücklich Vollmacht, sich mit der Gräfin Schaumburg zu verständigen. Die unglückliche Fürstin aber hatte unter dem hessischen Dirnenregiment zu schwer gelitten, sie konnte den Widerwillen der Frau, den Stolz der Hohenzollerin nicht überwinden, und da ihr Sohn sich durch trotzige Roheit rächte, so blieb es dabei, daß dies Fürstenhaus keine allgemein anerkannte Herrin besaß.

Die ersten Wochen der neuen Regierung verliefen leidlich. Wiederhold übernahm die Leitung des Ministeriums und kam dem Landtage so weit entgegen, daß er sogar in die Entlassung des halbschuldigen Kriegsministers willigte. Durch solche Nachgiebigkeit wurde freilich das Selbstgefühl der Stände bedenklich gesteigert. Erstaunlich, was sie jetzt alles aus dem Geiste ihrer Verfassung heraus zu folgern wußten. Als der Kurprinz einmal einige Abgeordnete während einer Sitzung zur Tafel befohlen hatte, beantragte Jordan, die verantwortlichen Minister sollten das Hofmarschallamt ersuchen solche Einladungen zu unterlassen, denn der Regent sei nicht berechtigt die Vertreter des Volks ihren Geschäften zu entziehen. Bald führte das Zerwürfnis im Kurhause zu neuen Ruhestörungen. Ergrimmt über die geringschätzige Behandlung seiner Gemahlin ließ der Kurprinz seiner Mutter ihre Loge im Theater verschließen; am nächsten Tage nahm er den Befehl zurück da er die allgemeine Entrüstung bemerkte. Als nun die Kurfürstin am 7. Dezember im Theater erschien, begrüßten sie die Zuschauer mit Hochrufen auf „unsere

rechtmäßige Landesmutter". Draußen strömte das Volk zusammen, man wollte die Kurfürstin mit Fackeln nach Hause geleiten. Da eilten Truppen herbei, der Polizeidirektor verkündete den Kriegszustand, obwohl ernste Unordnungen diesmal nicht vorgekommen waren; die Garde du Corps sprengte in den Haufen ein und verwundete mehr als zwanzig Leute. Währenddem ging der Kurprinz auf dem Friedrichsplatze unter den Soldaten umher und rühmte sich nach vollbrachter Tat, nun habe er sich endlich Respekt verschafft.

Nach wenigen Tagen verlor er wieder den Mut, da Hänlein ihm ins Gewissen redete, ordnete eine Untersuchung an und bedauerte in einer Bekanntmachung, daß „im nächtlichen Dunkel Unfälle geschehen seien". Die Bürger bezeigten ihren Zorn durch widerwärtige Händel mit den Truppen. Der Verfassungsfreund schrieb, da der Kurprinz nur Uniform trug: ein Fürst, der immer im Soldatenkleide erscheint, beweist damit, daß er das Oberhaupt nicht des Staates, sondern des Militärs sein will. Am Silvesterabend wurde Jordan, zu seinem Namenstage, mit überschwenglichen Huldigungen geehrt; bald darauf hielten die Abgeordneten der beiden Hessen in Gießen ein feierliches Eintrachtsmahl, tranken miteinander auf die gemeinsame Freiheit, und jeder Teilnehmer erhielt zum Andenken einen Abdruck der beiden Verfassungsurkunden. Die Kurhessen gedachten indessen bereits wehmütig der Erzählung Hippels von den „Lebensläufen in absteigender Linie"; sie fanden, im Hause Brabant gerate der Sohn immer noch schlechter als der Vater, und mancher sehnte sich schon nach dem alten Kurfürsten zurück. Der aber betrat seine Hauptstadt niemals wieder, sondern lebte als Privatmann bald in den Schlössern am Main, bald in Frankfurt oder an der Badener Spielbank. Sein Sohn begnadigte sofort den wegen der Vorfälle vom 7. Dezember verurteilten Polizeidirektor und kränkte seine Casseler tödlich, als er den Zivilbeamten der Bürgerwehr befahl ihre Schnurrbärte abzuschneiden. Welch eine Gelegenheit für Jordan zu schwungvollen Reden: die §§ 31 und 32 verbürgten die Freiheit der Person und des Eigentums,

folglich gebührte jedem Hessen das unbeschränkte Eigentum an seinem Barthaare, und die eidvergessenen Minister mußten wegen Verfassungsbruchs angeklagt werden!

Zum Unheil des Landes starb Minister Wiederhold schon im Februar 1832, der einzige Mann, dessen Stimme zugleich am Hofe und im Landtage gehört wurde. Nun trat Hans Daniel Hassenpflug in den Ministerrat ein, der Sohn des Vaters, und sprach sofort die Absicht aus, „die Strömung wieder in das verlassene Bette des Gehorsams zurückzudämmen". Mit ihm begann der lange boshafte Kampf wider die Verfassung. Vorderhand trug Kurhessen aus so vielen Erschütterungen nur drei wertvolle politische Güter davon: die Teilung des Landesvermögens, die rechtlich gesicherte Ordnung des Beamtentums, vor allem aber die Verbindung mit dem Zollvereine, die im Sommer 1831 endlich zustande kam und, weil sie allein dem zerrütteten Staatshaushalt aufhelfen konnte, auch die Genehmigung der Stände fand. Zu Neujahr 1832 wurde das preußische Zollwesen eingeführt. Wieder zogen die Hanauer in hellen Haufen hinaus um das neue Zollhaus wie einst das alte zu stürmen, doch diesmal begegneten sie entschlossener Abwehr. Auch die anderen Landesteile fügten sich anfangs nur ungern; die Gassenbuben verhöhnten „den Preuß" im Zollhause:

Er ist geschnüret wie ein Weib,
Die Sonne scheint ihm durch den Leib.

Sehr bald erkannte man doch den Segen des freien deutschen Marktes. Lediglich dem Zollvereine verdankte das Land, daß seine wirtschaftlichen Kräfte unter einer nichtswürdigen Regierung langsam wieder erstarkten. —

* * *

Trotz der allgemeinen Ermattung und trotz seiner parlamentarischen Niederlagen blieb der Liberalismus im Wachstum. Seine sozialen Ideen verbreiteten sich in der Stille, sie wurden allmählich zu Standesvorurteilen des gebildeten Bürgertums,

das sich jetzt, seit zu dem Wissen der neue Wohlstand hinzukam, ganz unbedenklich für den Kern der Nation hielt. Die scheinbare gesellschaftliche Gleichheit der Franzosen und das Gesetzbuch der durchgebildeten Geldwirtschaft, der Code Napoleon fanden Bewunderung nicht bloß im Südwesten, auch in Thüringen, in Sachsen, in den Städten der alten preußischen Provinzen. In diese demokratisierte, den alten Standesunterschieden entfremdete Gesellschaft schlug nun eine Gewalttat hinein, welche auch die schlummernden politischen Leidenschaften wieder erweckte und von der häßlichen Lüge des deutschen Bundesrechts den letzten Schleier hinwegriß, ein Staatsstreich so frevelhaft, so unentschuldbar, so gemeinverständlich in seiner Roheit, daß der sittliche Ekel fast alle irgend selbständigen Männer zum Widerspruche zwang und den Reihen der liberalen Opposition mit einem Male neue Kräfte zuführte.

Am 20. Juni 1837 starb König Wilhelm IV., und da nach deutschem Rechte der Mannesstamm den Weibern vorging, so zerriß jetzt, zum Segen für beide Teile, das unnatürliche Band, das die kurbraunschweigischen Lande durch vier Menschenalter an Großbritannien gekettet hatte. Für die Briten hatte diese Verbindung längst allen Wert verloren. Die hannöverschen Truppen für englische Zwecke zu verwenden war unter dem Deutschen Bund kaum noch möglich; seit der Entstehung des preußischen Volksheeres bedeutete die kleine Armee ohnehin nicht mehr soviel wie im alten Jahrhundert. Seit der Zollverein gesichert war, konnte auch die handelspolitische Dienstbarkeit Hannovers den Engländern nichts mehr nützen. Einzelne kleine Gewinste vermochte Palmerstons geschickte Hand wohl noch aus dem deutschen Nebenlande herauszuschlagen; mit Hannovers Hilfe hatte er vor kurzem die Bundesexekution in Luxemburg vereitelt. In der Regel empfand er die Doppelstellung der Krone nur als eine Last; wenn der König von Hannover andere Wege ging als der König von England und die Bundespolitik der Hofburg unterstützte, dann mußte die britische Staatskunst vor den Augen der Welt noch treuloser erscheinen als sie wirklich war. Ge-

sättigt von den Erfolgen des napoleonischen Zeitalters, hatte sich der Ehrgeiz der Nation seit einigen Jahren fast ausschließlich den überseeischen Interessen, dem Oriente und den Kolonien, zugewendet. Die öffentliche Meinung verstand den Grundsatz der Nichteinmischung, der von Palmerston so mannigfach ausgelegt wurde, in buchstäblichem Sinne; sie wollte von den festländischen Wirren wenig hören, sie verlangte, daß England wieder ein Inselreich würde, und schon darum hieß sie die Trennung von Hannover willkommen.

Mit der Thronbesteigung der Königin Victoria errang die Politik der Reform für lange Zeit einen vollständigen Sieg. Die unerfahrene junge Fürstin sah sich außerstande, die schattenhafte monarchische Gewalt durch die Kraft eines selbständigen Willens neu zu beleben, sie konnte sich nur von dem Strome der vorherrschenden nationalen Gesinnung treiben und tragen lassen. König Wilhelm war den liberalen Ideen halb widerstrebend gefolgt, Victoria gehörte ihnen schon durch die Geburt an, da ihr väterliches Haus mit den Hochtorys stets in Feindschaft gelebt hatte. Sie überließ sich willig der Führung des Hauptes der Whigpartei, Lord Melbourne, und wurde zugleich von ihrem Oheim König Leopold mit politischen Ratschlägen unterstützt. Der kluge Koburger arbeitete bereits seit Jahresfrist an einem neuen Heiratsplane, der seinem Hause die dritte Königskrone einbringen sollte; er dachte seinem Neffen Albert die Stellung des englischen Prinzgemahls, die er einst für sich selber erhofft hatte, zu verschaffen. Um sich auf sein hohes Amt vorzubereiten mußte der junge Prinz ein Jahr in Brüssel verleben, denn in Berlin, so meinte Stockmar, könne man nichts lernen, Preußens Haltung gegen Deutschland sei „weder politisch noch ehrlich“. Durch die koburgische Verwandtschaft wurde die Königin auch dem Tuilerienhofe näher geführt; das gelockerte Bündnis der Westmächte schien sich wieder zu befestigen, mit donnernden Hochrufen empfing das Londoner Volk bei der Krönung den französischen Botschafter Marschall Soult, der sich in Spanien so oft mit den Briten gemessen hatte. Die Reformbill hatte den Umbau

des alten aristokratischen Staatswesens nicht vollendet, sondern erst begonnen; eine Zeit großer sozialer Neugestaltungen nahte unverkennbar heran. Das ahnte jedermann, als die Königin in den ersten Tagen ihrer Regierung den reichen, menschenfreundlichen Moses Montefiore als Sheriff von London in den Ritterstand erhob — den ersten Juden, dem solche Ehre widerfuhr.

Während also in England unter einem willenlosen Königtum die öffentliche Meinung ihre unbeschränkte Herrschaft antrat, erhoffte das hannöverische Volk von der Gnade des einheimischen Landesherrn ein unbestimmtes Glück. Unablässig arbeiteten die schöpferischen Kräfte der neuen deutschen Geschichte an der Zerstörung der seit zwei Jahrhunderten eingedrungenen Fremdherrschaft. Was in Pommern, in Preußen, in Schlesien nur unter schweren Opfern und Kämpfen erreicht war, das gelang in Hannover durch die Gunst des Zufalls, und alsbald zeigte sich, wie wenig die lange Verbindung mit dem Auslande den Kern des niedersächsischen Volkstums verändert hatte. Die starke englische Kolonie in der Stadt Hannover, einige britische Sitten und Familienverbindungen in der vornehmen Gesellschaft, dazu die kriegerischen Erinnerungen der Veteranen und ein hohes Maß von Selbstgenügsamkeit, das war in Wahrheit alles was von dem ausländischen Wesen noch übrig blieb. Ohne Kummer gaben die Hannoveraner den Namen der deutschen Großbritannier auf, um fortan sich selbst und ihrem endlich sichtbaren Könige zu leben.

Ein Glück nur, daß sie trotz ihrer britischen Neigungen selten englische Zeitungen lasen und von dem schlimmen Rufe ihres neuen Herrschers wenig wußten. Mit der einzigen Ausnahme des Selbstmords hat der Herzog von Cumberland schon jedes erdenkliche Verbrechen begangen — so schrieb um jene Zeit ein radikales englisches Blatt und sprach damit nur in pöbelhaften Formen aus, welchen furchtbaren Haß dieser unbeliebteste aller englischen Prinzen im Verlaufe eines sechsundsechzigjährigen Lebens auf sich geladen hatte. König Ernst August war der begabteste unter den sieben Söhnen Georgs III., aber schlecht er=

zogen, nicht bloß aller Bildung bar, sondern ein abgesagter Feind der Wissenschaft, die er „dem Federvieh der Tintenklecksер" überließ; nur wer wohl geboren, wohl gekleidet und mäßig gelehrt war, galt ihm, wie einst den Römern, für einen anständigen Mann. Auf der Göttinger Hochschule hatte er nicht einmal die deutsche Sprache gelernt, um so gründlicher die Reitkunst. Als er dann in den niederländischen Feldzügen ein hannöversches Dragonerregiment befehligte, zeigte er sich sehr tapfer, aber auch so roh und grausam, daß Scharnhorst seinen Abscheu kaum bezwingen konnte. Wiederholt verbot er seinen Reitern, ihm die verfluchten französischen Republikaner gefangen einzubringen; alles wollte er niedersäbeln, in einem wilden Handgemenge verlor er selbst ein Auge. An den napoleonischen Kriegen beteiligte er sich nicht, nur in den Tagen der Schlacht von Kulm erschien er für kurze Zeit im Hauptquartier der Verbündeten. Trotz dieser geringen Kriegserfahrung betrieb er das Soldatenhandwerk mit leidenschaftlichem Eifer, und unbeschreiblich war seine Freude als König Friedrich Wilhelm ihn zum Chef der roten Zietenhusaren ernannte. Neben dem steifen Dünkel des englischen Lords behielt er doch immer etwas von der naturwüchsigen Frische des deutschen Reiteroffiziers.

Im Oberhause ward er rasch ein gefürchteter Führer der Hochtorys; bald drohend und lärmend, bald schlau belügend, bald leise hetzend wußte er seine Leute bei der Stange zu halten. Nur die hartreaktionären Grundsätze Lord Eldons fanden seinen Beifall; selbst den eisernen Herzog hielt er für einen gefährlichen Ränkeschmied, weil Wellington sich den Forderungen der Zeit doch nicht ganz versagte. Die für so lange Jahre folgenreiche Wiedererhebung der Torys im Jahre 1807 war zum guten Teile Cumberlands Werk und blieb ihm bei den geschlagenen Whigs unvergessen. In den folgenden Jahren bekämpfte er hartnäckig jeden Reformvorschlag, am heftigsten die Emanzipation der Katholiken; denn ganz so buchstabengläubig wie sein Vater hielt er es für einen Eidbruch, wenn die verfassungsmäßigen Vorrechte der anglikanischen Kirche auf verfassungs-

mäßigem Wege beschränkt würden. Er wurde Großmeister des reaktionären Geheimbundes der Orangelogen, der unter dem Banner „Thron und Kirche“ höchst verdächtige Zwecke verfolgte und schon durch seine Heimlichkeit allen guten altenglischen Überlieferungen widersprach; manche Heißsporne unter den Verschworenen hofften im Ernst, den reformfreundlichen König Wilhelm zu beseitigen und Cumberland auf den Thron zu erheben. Als die Wühlerei im Parlamente zur Sprache kam und der Herzog sich genötigt sah die Logen aufzulösen (1836), da beteuerte er heilig, vielleicht mit Recht, von solchen Plänen nichts gehört zu haben. Doch wer sollte ihm Glauben schenken, wenn er, der Feldmarschall und Großmeister, dann auch noch behauptete, ganz ohne sein Wissen seien Offiziere in die Logen eingetreten?

Die Briten kannten ihn schon. Aufrichtig war er nur, sobald er unter Kameraden gemeine Witze riß oder seine Gegner mit schmutzigen Schimpfreden überflutete. Seine geschmacklosen Ausschweifungen und seine tolle Verschwendung hätte man ihm gern verziehen, wenn sich in dem wüsten Treiben auch nur ein Zug menschenfreundlichen Humors gezeigt hätte. Er aber fand seine Lust daran, den Freund gegen den Freund, den Gatten gegen die Gattin, die Geliebte gegen den Liebhaber aufzustacheln. Das eine kurzsichtige Auge, das ihm noch geblieben war, bemerkte jede Unordnung, jede Schwäche, jede Lächerlichkeit, und feige, unritterlich den Vorteil seiner hohen Stellung mißbrauchend, hechelte er dann mit seiner feinen Stimme seine Opfer durch; schlagfertige Erwiderungen, wie sie der große Friedrich und alle wahrhaft witzigen Spötter liebten, donnerte er mit einem Fluche nieder. Jedem Menschen trat er auf die Hühneraugen, so sagten seine eigenen Brüder. Wenn er einen gebrechlichen greisen Herrn recht lange stehen ließ oder einen Feinschmecker durch eine plötzliche Einladung vom leckeren Mahle hinwegscheuchte oder an einer hellgekleideten alten Dame sich den Rücken wärmte, als ob er sie für einen weißen Ofen hielte, dann fühlte er sich behaglich; und sein getreuer Reverend Wilkinson, den er nachher als Hofkaplan nach Hannover berief,

bewunderte diese brutalen Witze mit so bedientenhafter Freude, daß die Deutschen glauben mußten, nach englischer Anschauung bestehe der Lebensberuf des Fürsten wirklich im Zertreten von Leichdörnern. Eine stattliche Erscheinung, wenn der starke große Herzog mit dem meisterhaft gewichsten grauen Schnurr- und Backenbarte auf seinem edlen Rosse dahergeritten kam; die Husarenuniform saß ihm wie angegossen, aber in den scharfgeschnittenen soldatischen Gesichtszügen lag ein so widerwärtiger Ausdruck von Hohn und Härte, daß viele den unleugbar schönen Mann für abschreckend häßlich erklärten. Wie oft warnte der Dichter der Whigs, Thomas Moore die englischen Mädchen vor der bärbeißigen Larve (grim phiz) des öden galoppierenden Herzogs:

> Der edle Prinz, es trifft sich gut,
> Gleicht gar so sehr in Fleisch und Blut
> Dem Chef des Hauses Belzebub!

Während der letzten Jahre pflegte er bald in Berlin bald in London Hof zu halten. In Preußen galt er wenig; man erzählte nur beiläufig, daß er in den reaktionären Kreisen der mecklenburgischen Partei sehr laut zu reden liebte. In England wurde seine Stellung immer peinlicher seit die Whigs wieder obenauf kamen. Er haßte den König, der ihn zwang die Reformbill ohne Widerstand hinzunehmen und ihm bei der Besetzung der hannöverschen Vizekönigsstelle den jüngeren Bruder Cambridge vorzog; er haßte noch bitterer seine junge Nichte, die ihm den Weg zum längst erhofften Throne vertrat; und trotz seiner zynischen Menschenverachtung wurmte es ihn tief, daß die Londoner Gesellschaft ihm schlechthin alles zutraute, greuliche längst widerlegte Skandalgeschichten aus seiner Jugendzeit immer wieder auftauchten. Die ihn näher kannten wußten wohl, daß Ernst August auch ungewöhnliche Herrschergaben besaß. Wenn es ihm ernst war, dann arbeitete er mit eisernem Fleiße, wachsam, sicher, sorgfältig; sein scharfer natürlicher Geschäftsverstand ersetzte vollauf die mangelnde Bildung, und wo der Vorteil seines Hauses nicht ins Spiel kam zeigte er sich

sogar gerecht. Selbst sein Gemüt war doch nicht ganz verödet, wie hätte er sonst seine Gemahlin Friderike so zärtlich lieben können. Die schöne Schwester der Königin Luise hatte schon zwei Gatten beglückt, den Prinzen Ludwig von Preußen, nachher den Fürsten von Solms-Braunfels, und im Witwenstande auch noch manche süße Stunde verlebt. In ihrem leichten, lachenden, liebreichen Wesen lag ein bestrickender Zauber, dem selbst der sittenstrenge König Friedrich Wilhelm nicht widerstand; wenn man in früheren Jahren seine muntere Schwägerin bei ihm verklagte, dann sagte er ärgerlich: Ach was! Andere auch nichts taugen! In den napoleonischen Zeiten hatte sie sich stets als gute Preußin gezeigt und mit den Führern der Patrioten fest zusammengehalten. Jetzt war sie längst gesetzter geworden, streng kirchlich, wohltätig, eine sorgsame Gattin. Ihre dritte Ehe wurde durch die Weihe eines großen Schmerzes geadelt. Der einzige Sohn Prinz Georg konnte von der Wiege an mit dem einen Auge nicht sehen und verletzte sich dann, als er einen Geldbeutel im Kreise wirbeln ließ, das gesunde Auge so schwer, daß er rettungslos dem Erbleiden der Welfen, der Blindheit zu verfallen schien. Dies Unglück bestärkte den Vater in seiner religiösen Empfindung. Der alte Eisenkopf liebte den Gottesdienst, nicht bloß aus englischer Gewohnheit; nur mußte die Predigt kurz sein, kräftig, ohne Prunk und Salbung. Er fühlte in seiner Weise sehr lebhaft seine Verantwortlichkeit vor Gott, er betete still bevor er einen schweren politischen Entschluß faßte und erlangte dann stets die tröstliche Gewißheit, daß die Wege Gottes mit den Ratschlüssen des Welfenhauses genau zusammentrafen.

So war der seltsame Sterbliche, der jetzt einen friedlichen, ihm fast ganz unbekannten deutschen Kleinstaat regieren sollte, ein geborener Tyrann, gewohnt, sich selber alles, andern nichts zu erlauben. Suscipere et finire hieß sein Wahlspruch. Den Deutschen war er schon darum ein furchtbarer Gegner, weil sie diesen sonderbar gemischten, durchaus englischen Charakter nicht sogleich durchschauten. In Deutschland ist die Grobheit fast

immer ehrlich. Dem polternden alten Husaren traute niemand eine Falschheit zu; darum konnte er auch die hannöverschen Minister so leicht überlisten, als er einst die Annahme des Staatsgrundgesetzes zusagte und dann wieder hinausschob. Erst nachdem das Lügenspiel vollendet war, erkannte unser Volk, wieviel durchtriebene Arglist sich hinter den rohen Formen des Briten versteckte, und der preußische Gesandte Oberst Canitz merkte dann auch bald, daß der Welfe selbst seine Wutausbrüche zuweilen erkünstelte um andere einzuschüchtern.

Gleich nach dem Tode seines Bruders huldigte Ernst August kniend der neuen Königin; sonst hätte er seine Prinzenrechte und die Apanage von 21 000 £ verloren. Dann reiste er ab, und die große Mehrzahl der englischen Zeitungen geleitete ihn mit dem Segenswunsche: hoffentlich würde man einander niemals wiedersehen. Er war jetzt englischer Thronfolger und solange Victoria kinderlos blieb, hielt er eigensinnig die Hoffnung fest, ihr plötzlicher Tod könnte ihm doch noch die englische Königswürde verschaffen; hatte doch das Parlament für diesen Fall schon durch ein Gesetz Vorsorge getroffen. Die kleinere Krone aber, die ihm vorläufig genügen mußte, sollte ganz selbständig dastehen: unabhängig nach außen — darum nannte er sich fortan mit Stolz einen souveränen deutschen Fürsten, obgleich er den englischen Sitten treu blieb und immer nur ein gebrochenes Deutsch sprach — unabhängig auch im Innern. Bei seinen gelegentlichen Besuchen in Hannover hatte er das bequeme alte Beamtenregiment, „das Reich der Sekretäre“ oft mit ätzendem Spotte übergossen. Er wußte, daß diesem Lande vornehmlich eine starke monarchische Gewalt nottat, und er dachte sie ihm zu bringen; er dachte ihm eine andere Verfassung zu geben und dann nach dieser treulich zu regieren. Dies nannte er Ordnung, und beteuerte: „Regierungswillkür war mir immer verhaßt!“

Wie die neue Verfassung beschaffen sein sollte? — das wußte er selbst noch nicht, da er sich um das Land nie bekümmert hatte; genug wenn sie die Macht der Krone befestigte. Ein anderes

Recht außer der Satzung seines eigenen Willens erkannte der Welfe nicht an. Gegen die Verfassungsgesetze von 1814 und 1819 hatte er protestiert — allerdings nur heimtückisch, in der Tasche; das Staatsgrundgesetz hatte er nicht förmlich angenommen. Folglich hielt er sich an die Gesetze seiner Vorfahren nicht gebunden und rüstete sich wohlgemut zu einem Staatsstreiche, dessen Frechheit durch keinerlei Notstand beschönigt werden konnte. Wenn der neue König seiner Pflicht gemäß die zu Recht bestehende Verfassung beschwor, dann mochte er fast alle seine Wünsche auf gesetzlichem Wege durchsetzen. Das Staatsgrundgesetz bestand erst seit vier Jahren und hatte noch keine tiefen Wurzeln geschlagen; nicht bloß der Adel murrte, auch das Volk fand wenig Freude an den langweiligen, unfruchtbaren Landtagsverhandlungen. Die durchaus ergebene erste und die sehr nachgiebige zweite Kammer ließ sich zu einigen Verfassungsänderungen sicherlich leicht bewegen, und sobald erst ruhig verhandelt wurde, dann mußte der geschäftskluge Welfe bald selbst einsehen, daß die Vereinigung der Steuerkasse mit der Domänenkasse, die er jetzt als eine demagogische Neuerung verwünschte, nur der Krone selbst Vorteile brachte. Ihn aber verblendete die Leidenschaft. Er hatte durch Schele, den Führer der Adelspartei, Wunderdinge gehört über den Radikalismus des Staatsgrundgesetzes, das in Wahrheit die Rechte des Königtums sorgsamer schonte als irgendeine andere der neuen deutschen Verfassungen, und nannte deshalb den Kabinettsrat Rose den hannöverschen John Russell. Wie er die englischen Reformer bekämpft hatte, so hoffte er in Hannover „der Demokratie die Flügel zu beschneiden“; und — seltsam genug — bei dem rohen Rechtsbruche wirkte auch die bornierte Gewissenhaftigkeit mit. Nach seiner Auffassung des politischen Eides konnte Ernst August das Staatsgrundgesetz nicht beschwören, weil er sich dann verpflichtet geglaubt hätte keinen Buchstaben mehr daran zu ändern. Um sein eigenes Gewissen zu sichern, hielt er sich berechtigt, die Gewissen seiner Untertanen zu bedrängen. Also stürmte er blindlings hinein in die Bahn des Unrechts — denn

ich bin ein Bock, so gestand er selbst — und getröstete sich des altenglischen Glaubens, daß die Deutschen zwar die besten Soldaten der Welt seien, aber von ihren Fürsten alles gelassen hinnähmen.

Drei Tage vor seiner Ankunft schritt die Bürgerschaft von Hannover abends in langem schweigenden Zuge hinaus nach dem Schlosse Montbrillant um von dem geliebten Herzog von Cambridge Abschied zu nehmen. Ihrem Wortführer, dem Bürgermeister Rumann, und dem guten Vizekönige versagte fast die Stimme; alles fühlte, die gemächliche alte Zeit ging zu Ende. Am Abend des 28. Juni zog der neue König ein, beantwortete die Anrede des Bürgermeisters mit kurzen, wenig freundlichen Worten und behielt die überreichten silbernen Schlüssel der Stadt bei sich; so tat er fortan immer, in seiner Hut sollte das Land sicher aufgehoben sein. Ohne die Beleuchtung der Hauptstadt eines Blickes zu würdigen arbeitete Ernst August bis in die Nacht hinein zusammen mit Schele. Der Name dieses reaktionären Heißsporns sagte alles; und wenn man ihn nur für einen ehrlichen Fanatiker hätte halten können! Er war aber einst trotz seiner legitimistischen Gesinnung freiwillig in den Staatsrat des Königs Jerome eingetreten; Vertrauen fand er nirgends. Am nächsten Tage versammelte sich der Landtag; jedermann erwartete, der König werde nunmehr, wie das Staatsgrundgesetz vorschrieb, durch ein Patent seinen Regierungsantritt anzeigen und die Aufrechthaltung der Verfassung geloben. Statt dessen erschien plötzlich eine königliche Verordnung, welche die Landstände vertagte. Die erste Kammer gehorchte alsbald dem Befehle, in der zweiten Kammer fragte der Vorsitzende Rumann sichtlich betroffen, ob niemand etwas zu dem verlesenen Aktenstücke zu bemerken habe. Da erhob sich Stüve, noch völlig ratlos; er hatte einen Staatsstreich für unmöglich gehalten, weil er mit seinem Macchiavelli glaubte, daß die Menschen weder ganz gut noch ganz böse zu sein verstehen. In seiner Verwirrung brachte er nur die Worte hervor, Seine Majestät habe die Regierung wohl noch nicht angetreten. Er hoffte, andere Abgeordnete würden ihm beistehen. Aber alles

schwieg bestürzt: ein rechtsgültiger Beschluß war ohne die erste Kammer unmöglich, und wer konnte denn wissen, ob nicht derweil man hier saß das königliche Patent schon erschienen war? Auch die zweite Kammer ging ruhig auseinander.

Dergestalt hatte der schlaue Welfe durch eine wohlberechnete Überraschung die Stände verhindert, das Recht des Landes feierlich zu verwahren. Inzwischen wurde Schele zum Kabinettsminister ernannt, und obwohl er selbst schon als Geheimer Rat den Verfassungseid geleistet hatte, so ließ er sich's doch wohl gefallen, daß der König aus seinem neuen Diensteide die Verpflichtung auf das Staatsgrundgesetz eigenhändig ausstrich. Schele blieb vor der Hand der einzige vertraute Ratgeber des Welfen. Auf Münsters Beistand war nicht zu rechnen; der Graf dachte doch zu vornehm, um sich an dem Gewaltstreiche selbst zu beteiligen, wenngleich er die Demütigung seiner alten Gegner nicht ohne Schadenfreude betrachtete, und war überdies mit Cumberlands Eigenwillen niemals gut ausgekommen. Der neue Minister riet nun, der König möge sofort den Landtag auflösen und die alte Verfassung von 1819 wieder in Kraft setzen, so gewinne man alsbald einen festen Rechtsboden. Dazu konnte sich Ernst August nicht verstehen. Sogleich nach seiner Ankunft aus der Fremde die gesamte Verfassung über den Haufen zu werfen schien ihm doch unmöglich; er brauchte Bedenkzeit um die unbekannten Verhältnisse zu übersehen. Auch wußte er schon, daß eine neue Anleihe von 3 Mill. Tlr. bevorstand, und die Schuldverschreibungen ohne die Unterschrift der landständischen Kommission nichts galten. Darum wollte er, ohne die Verfassung selbst anzuerkennen, doch den gegenwärtigen Landtag beibehalten und mit ihm späterhin über die notwendigen Änderungen gütlich verhandeln. Der Gedanke war eine staatsrechtliche Ungeheuerlichkeit; denn erkannte der Monarch das Staatsgrundgesetz nicht an, so konnte er auch die Landstände, die nur kraft dieses Gesetzes bestanden, nicht einberufen. Aber was vermochten juristische Gründe über den alten Reitersmann? Er meinte in seinem Rechte zu sein und sagte in gutem Glauben

zu dem englischen Gesandten Lord William Russell, der aus Berlin herüberkam: ich beabsichtige einige Veränderungen, aber langsam und auf gesetzliche Weise.

Am 3. Juli unterzeichnete er ein Patent, das den getreuen Untertanen zu wissen gab, der König halte das Staatsgrundgesetz nicht für bindend und in vielen Bestimmungen für ungenügend; er wolle daher prüfen lassen, inwiefern Abänderungen nötig seien und dann seine Entschließung dem Landtage eröffnen. Daneben stand noch — offenbar als ein Zugeständnis an Scheles ursprüngliche Absicht — die vieldeutige Bestimmung: es solle auch erwogen werden, ob man nicht zu der glücklichen alten angeerbten Landesverfassung zurückkehren solle. Tags darauf wurde das Patent durch Schele den anderen Ministern vorgelegt. Diese beanstandeten einzelne Stellen und verlangten namentlich, daß ausdrücklich gesagt würde, der König beabsichtige nur verfassungsmäßige Änderungen. Ernst August erwiderte barsch: „ich fühle es Meine Würde nicht gemäß" darauf einzugehen, und die Minister unterwarfen sich. Sie nahmen es auch geduldig hin, daß ihnen ein nicht auf die Verfassung beeidigter Minister an die Seite gestellt wurde, und dieser allein dem Monarchen Vortrag hielt. Nachher (14. Juli) erstatteten sie auf Befehl des Königs noch ein Gutachten über die Verfassungsfrage und gelangten, wie sich von selbst verstand, zu dem Ergebnis, das Staatsgrundgesetz bestehe zu Recht, könne also auch nur auf verfassungsmäßige Weise abgeändert werden. Damit glaubten sie ihre Pflicht erfüllt zu haben. Ein vollendeter Verfassungsbruch lag ja noch nicht vor, und warum sollten sie auch, allen Grundsätzen kurhannöverscher Anständigkeit zuwider, ohne Not Ombrage erregen? Sie blieben behaglich im Amte und beruhigten sich mit dem Troste, daß sie den Unzufriedenen kein böses Beispiel geben dürften. Nur Ompteda, der deutsche Minister in London, forderte seine Entlassung und erhielt sie in Gnaden, da sein Amt durch die Thronbesteigung von selbst hinwegfiel; für Männer seines Schlages war unter diesem Welfen kein Platz.

Demnach erschien das Patent unverändert, und so viel ging aus den gewundenen Sätzen doch klar hervor, daß der König, ohne irgendeinen Grund anzugeben, die Verfassungsgesetze seiner Vorfahren kurzerhand für unverbindlich erklärte. Ward ihm dies gestattet, dann stand keine deutsche Verfassung mehr fest. Daher erhob sich sofort ein Sturm in der gesamten deutschen Presse. Mit der einzigen Ausnahme der von Schele beeinflußten unsauberen Hannöverschen Landesblätter war alle Welt derselben Meinung. Die Nation empfand es wie einen Faustschlag ins Angesicht, daß dieser Fremdling sich erdreisten wollte, nach seinem Gutdünken zu entscheiden, ob in einem gesetzlich geordneten deutschen Lande die gegenwärtige Verfassung bestehen sollte oder die ältere oder vielleicht auch eine dritte. Der Hamburger Wurm verdammte in einer scharfen Flugschrift die neue welfische Staatslehre; zahlreiche anonyme Büchlein und die allezeit behutsame Augsburger Allgemeine Zeitung redeten im gleichen Tone. Das stille Berlin sogar geriet in Bewegung: Gans lärmte auf dem Katheder, Dr. Friedenburg in der sonst so harmlosen Vossischen Zeitung; selbst das mit Schele befreundete Berliner Wochenblatt wagte nur „die männliche Offenheit" des Welfen zu loben und die Hoffnung auszusprechen, daß die notwendigen Verfassungsänderungen ohne Rechtsverletzung gelingen möchten. Die beste der Gegenschriften stammte aus der Feder des wackeren weimarischen Ministers von Gersdorff; leider wurde sie nur anonym, in 25 Exemplaren gedruckt, so stark war schon die Furcht der kleinen Höfe vor dem brutalen Welfen. Sie war in ruhigem Geschäftsstile gehalten und zeigte unwiderleglich, daß der Bundestag einst, ohne nach der Zustimmung der Agnaten zu fragen, die Bürgschaft für die weimarische Verfassung übernommen, daß Hannover selbst am 15. Okt. 1830 bei den Frankfurter Verhandlungen über die braunschweigische Verfassung nachdrücklich erklärt hatte: eine in anerkannter Wirksamkeit bestehende Verfassung bedürfe nicht erst der Zustimmung des neuen Regenten, denn sonst hinge es nur von dessen Willkür ab, „geheiligte Rechte nach Gutdünken zu vernichten".

Auch alle die Landtage, die gerade versammelt waren, regten sich sogleich, weil sie sich in ihrem eigenen Rechte bedroht sahen. In Karlsruhe verlangten Itzstein, Rotteck, Duttlinger, daß man am Bundestage Einspruch erhebe, und einstimmig pflichtete ihnen die Kammer bei. Blittersdorf selbst widersprach in der Sache nicht, obwohl er die Kompetenz des Landtages bestritt. In diplomatischen Kreisen nannte er den welfischen Staatsstreich beim rechten Namen und sagte voraus, welch ein unheimliches Mißtrauen nunmehr in der Nation überhandnehmen würde. Der sächsische und der bayrische Landtag schlossen sich dem badischen an. Auch in Dresden suchten die Minister nur mit verlegenen Worten zu beschwichtigen. Einen Verteidiger fand Ernst August nirgends, und er verstärkte nur den allgemeinen Unmut, als er dem sächsischen Hofe die herrische Erklärung zusandte: er könne „keiner Regierung, geschweige denn einer Ständeversammlung gestatten sich in hannöversche Angelegenheiten einzumischen".

Besser gelang ihm, die Zudringlichkeit des Auslandes abzuweisen. Die englischen Wahlen standen vor der Tür, die Whigs beeilten sich, den Gewaltstreich des alten Toryhäuptlings auszubeuten, mit glänzendem Erfolge, wie sich bald zeigte. Palmerston wollte auch nicht zurückbleiben. Er wußte schon, daß die Pariser Presse bereits von einer deutschen Julirevolution sprach und die französische Regierung an eine gemeinsame Kundgebung der liberalen Westmächte dachte. Zunächst fragte er bei Ompteda vertraulich an, wie der Rechtsboden des Staatsgrundgesetzes eigentlich beschaffen sei. Da empfing er aus Hannover die schroffe Antwort: man verweigere amtlich alle Auskunft „über einen Gegenstand, welcher jeder nichtdeutschen Regierung fremd sei". Mittlerweile hatte der preußische Gesandte dem Lord Melbourne das Zwecklose und Ungehörige dieser Einmischung ernstlich vorgehalten. Palmerston erschrak und ließ durch seinen Unterstaatssekretär Fox die demütige Versicherung abgeben, er habe Se. Majestät nicht beleidigen wollen. Auch die französischen Minister ließen den Plan fallen; denn der Bürgerkönig meinte, ein solcher Schritt würde allen Regierungen Ungelegenheiten

bereiten und nur den Radikalismus ermutigen, auch scheine die Sache doch nur auf einen elenden Geldstreit hinauszulaufen.

Gegen die beiden deutschen Großmächte zeigte sich Ernst August sehr verbindlich. Er wünschte sich ihren Beistand für alle Fälle zu sichern und sagte zu dem preußischen Gesandten beim ersten Empfange: „ich werde die viele Gnade, welche der König für mich gehabt hat, nie vergessen, und es wird stets mein Stolz sein, mich auch künftig zu seiner Armee zu zählen.“ Aber irgendeinen Einfluß auf den Willen des alten Eisenkopfes konnte niemand, auch der Freund nicht, gewinnen. Er hatte sich vermessen, aus dem offenbaren Unrecht einen neuen Rechtszustand hervorgehen zu lassen, daher wurden seine Entschließungen bald unberechenbar. Da sein Staatsministerium sich für die Rechtsgültigkeit des Staatsgrundgesetzes ausgesprochen hatte, so berief er am nächsten Tage (15. Juli) eine besondere Kommission, welche die Rechtsfrage von neuem prüfen sollte. Sie bestand aus Schele und drei anderen hohen Beamten, Graf Wedel, Jacobi, von Bothmer, und gelangte nach kaum vierzehn Tagen schon zu dem Schlusse: der König möge den gegenwärtigen Ständen erklären, daß er unter gewissen Bedingungen das Staatsgrundgesetz annehmen wolle. Mit diesem Rate war dem Welfen wieder nicht gedient. In seinen Gesprächen mit Schele, der in der Kommission überstimmt worden war, hatte er sich bereits einen neuen Plan gebildet: er dachte jetzt die gegenwärtigen Stände einzuberufen und ihnen dann zuzumuten, daß sie die alte Verfassung von 1819 wieder einführten. Dieser zweite Plan war fast noch ungeheuerlicher als der erste, denn gegen die Verfassung von 1819 hatte Ernst August ja selbst, allerdings nur heimlich, protestiert!

Was ließ sich wider den Starrsinn und die unergründliche Verlogenheit eines solchen Mannes mit friedlichen Mitteln ausrichten? Der preußische Gesandte Canitz tat sein Bestes. Er beschwor den Welfen gleich bei der ersten Audienz „jeden Schein von unrechtmäßiger Gewalt zu vermeiden“, und erläuterte seine Ansicht als Kavallerist: bei einer Reiterattacke dürfe man dem

Feinde nie die Flanke bieten. Ernst August stimmte zu und versicherte: ich werde mich schon vorsehen. Canitz war in schwieriger Lage: er wollte sich das Vertrauen Scheles, den er für ehrlich hielt, nicht verscherzen um nicht jeden Einfluß zu verlieren; und doch konnte sich der streng konservative Diplomat nicht verbergen, daß hier in Hannover die Gefahr nicht von der Nachgiebigkeit, sondern von der Willkür des Fürsten drohte, daß die konstitutionellen Formen doch den Vorzug besäßen die in kleinen Staaten besonders schwer drückende Tyrannei zu verhindern, daß die von den Welfen zurückgewünschte alte Kassentrennung allein der Krone selbst Schaden gebracht hätte. In solchem Sinne äußerte er sich, immer sehr behutsam, denn der preußische Hof wußte noch gar nicht, was Ernst August eigentlich beabsichtigte — aus dem einfachen Grunde, weil es der Welfe selbst noch nicht wußte. Aber sogar diese vorsichtigen Andeutungen machten den alten Herrn ungeduldig: er zeigte sich bald verstimmt und behandelte den preußischen Gesandten so kühl wie es die Freundschaft der beiden Höfe irgend erlaubte.

Im Hochsommer reiste Ernst August zur Kur nach Karlsbad. Er hoffte dort mit Metternich und einem der preußischen Staatsmänner zu sprechen. Da er mit seinem getreuen Ratgeber noch nicht handelseinig war, so ließ er sich, zu Scheles Ärger, nicht von dem Minister selbst begleiten, sondern von dessen Sohne; dieser junge Mann führte den wohllautenden Titel Legationsrat, welchen die Mittelstaaten den unbrauchbaren Söhnen ihres Adels anzuheften liebten. Metternich, der durch die hannöverschen Nachrichten kaum minder peinlich betroffen war als der Berliner Hof, hatte sich unterdessen in Teplitz mit König Friedrich Wilhelm und Minister Werther besprochen. Die beiden Kabinette beschlossen, in der heiklen Sache gemeinsam vorzugehen; sie wollten sich aber auch nicht vorzeitig die Hände binden, sondern zunächst nur vertrauliche persönliche Ratschläge erteilen. Demgemäß schrieben Metternich und Werther beide (7. Aug.) an den älteren Schele, der ihnen eine Denkschrift über das Patent gesendet hatte. Der Preuße mahnte freund-

schaftlich, man möge in Hannover alles vermeiden, was den Bundestag zum Einschreiten zwingen könnte. Der Österreicher versicherte ebenso behutsam, „jedes rechtmäßige Streben“ nach Befestigung des monarchischen Prinzips sei willkommen; man dürfe aber nicht vergessen, daß die konstitutionellen Bundesregierungen sich auf den Wiener Konferenzen von 1834 sehr entschieden für die Unverbrüchlichkeit der bestehenden Verfassungen ausgesprochen hätten; er schloß mit dem Wunsche, daß es gelingen möge, „die Verfassungsänderungen im ruhigen, friedlichen Wege, unter Beachtung aller jener Rücksichten, die einmal nicht umgangen werden können, in das Leben zu rufen.“

So war die Stimmung der Höfe, als Maltzan und bald nachher Metternich bei dem Könige in Karlsbad vorsprachen. Beide waren freudig überrascht, den gefürchteten Welfen so ruhig, einsichtig, maßvoll reden zu hören; er versprach bestimmt nur auf gesetzlichem Wege vorzugehen, und da sie beide von den früheren Verhandlungen nichts kannten, so mußten sie ihm auch Glauben schenken, als er heilig beteuerte, daß er gegen das Staatsgrundgesetz von vornherein protestiert hätte. Wer konnte auch für möglich halten, daß ein deutscher Fürst so schamlos löge? Nunmehr war Metternich, dessen staatsrechtliche Kenntnisse nicht sehr weit reichten, fest davon überzeugt, daß Ernst August an das Staatsgrundgesetz nicht gebunden sei; er rechnete es dem Welfen sogar zur Ehre an, daß er die Verpflichtung auf dies Gesetz so ritterlich von der Hand gewiesen hatte.

Aber wie nun friedlich weiterkommen auf der Bahn des Unrechts, das durchaus Recht sein sollte? Gleich nach den Karlsbader Gesprächen wurde auf Metternichs Schlosse Königswarth eine lange Beratung gehalten (11. August). Teilnehmer waren außer dem Schloßherrn selbst: Münch, Hofrat Werner, Maltzan, der jüngere Schele und der hannöversche Gesandte in Wien, Bodenhausen. Der einzige Weg, der aus dem Labyrinth herausführte, schien jetzt ungangbar. Nachdem das Patent erschienen, konnte Ernst August nicht mehr das Staatsgrundgesetz annehmen und dann versuchen, ob bei dem rechtmäßigen Landtage

einige Änderungen durchzusetzen seien. In eine solche Demütigung hätte der stolze Welfe nie gewilligt. Da war es denn fast lächerlich, wie Metternich sich drehte und wendete um den welfischen Bevollmächtigten zu erweisen, daß aus dem Staatsstreiche doch noch ein Staatsrecht entstehen könne. Er zeigte ihnen: wolle man zurück zu der alten Verfassung, so müsse man auch die Stände von 1819 einberufen; versammle man aber angekündigtermaßen die gegenwärtigen Stände, so dürfe man ihnen auch nur das Staatsgrundgesetz zur Abänderung vorlegen, denn unmöglich könnten in einem Staate zwei Verfassungen zugleich bestehen. Die beiden Hannoveraner, die sich allerdings keineswegs durch diplomatischen Scharfsinn auszeichneten, wurden aus den gewundenen Sätzen nicht klug und mißverstanden den Sinn so gänzlich, daß Metternich sich nachher genötigt sah, wider ihre Berichte eine Entgegnung zu schreiben. Die Beratung brachte kein Ergebnis. Nur so viel war deutlich, daß der Österreicher den ganzen Streit sehr ungern sah und ihn womöglich dem Bundestage fernhalten wollte. Darum brauchte Ernst August doch nicht an der Hilfe der Hofburg zu verzweifeln; denn Metternich sprach durchweg im Tone des besorgten treuen Freundes, und sagte noch nach der Königswarther Unterredung zu Maltzan: der König hat ganz recht, er geht nicht einmal so weit als er gehen dürfte; wenn ich selbst, der ich von Geburt an versöhnliche Neigungen hege, dies bezeuge, so ist damit alles gesagt. Überdies hatte der Wiener Hofpublizist Jarcke bereits Befehl erhalten, den Welfen mit seiner Feder zu unterstützen.

An die süddeutschen Höfe wurde der Bundesgesandte Stralenheim gesendet, um sie für Hannover günstig zu stimmen. Er bestach unterwegs die ultramontane Neue Würzburger Zeitung mit hundert Dukaten; Robert Peel aber, den er in Stuttgart sprach, versagte ihm rundweg jeden Beistand im Parlamente, und die Kabinette speisten ihn mit unverfänglichen Worten ab. Nur von dem Könige von Württemberg, der wieder einmal mit seinem Landtage unzufrieden war, glaubte Stralenheim ein freund=

liches Versprechen erhalten zu haben — eine wunderliche Täuschung, die sich nur aus der Unfähigkeit des welfischen Diplomaten erklärte. Der nachtragende König Wilhelm hegte gegen Ernst August eine alte Abneigung, er führte mit der Krone Hannover seit Jahren einen ärgerlichen Rangstreit und war viel zu klug um einen mutwilligen Rechtsbruch zu begünstigen.

Die Zurückhaltung der Höfe ließ sich wohl begreifen; sie wußten nicht wo der Welfe hinauswollte. Auch in Hannover blieb alles still. Man fühlte sich gedrückt und verstimmt, aber selbst die Abgeordneten taten nichts. Als die Georgia Augusta im September das Jubelfest ihres hundertjährigen Bestehens feierte, und fast alle namhaften Männer des Landes in Göttingen zusammentrafen, bot sich fast von selbst die Gelegenheit, gemeinsame Schritte zur Abwehr des drohenden Staatsstreichs zu besprechen. Auch dies ward versäumt. Man schmauste über Gräbern, sagte Dahlmann bitter. Das Fest verlief mit der gewohnten akademischen Pracht, Alexander Humboldt empfing die Huldigungen aller Fakultäten, und die Philologen verabredeten sich nach dem Vorbilde der Naturforscher, regelmäßig wiederkehrende Wanderversammlungen zu halten. Auch der König erschien auf einen Tag und bemühte sich wenig, der Professorenwelt seine Verachtung zu verbergen. Als die Bürgerschaft vor der neuen Aula das Standbild seines verstorbenen Bruders einweihte, drehte er in dem Augenblicke, da die Hülle fiel, mit scharfer Wendung dem Denkmal den Rücken zu; die philosophische Fakultät aber erhielt einen schnöden Verweis, weil sie Stüve zum Ehrendoktor ernannt hatte.

Mit seinen politischen Plänen war Ernst August noch immer nicht im reinen. Je länger er zögerte, um so gewisser ward es, daß ihm der gegenwärtige Landtag keine wichtige Verfassungsänderung mehr bewilligen konnte. Da bot sich ein Helfer. Weil die Gutachten des Ministeriums und der Kommission nicht nach Wunsch ausgefallen waren, so wurde der Kanzleidirektor Leist mit einer dritten Prüfung der Rechtsfrage beauftragt, ein gelehrter alter Reichsjurist, der einst wie Schele

in westfälische Dienste gegangen und auf höheren Befehl zu jeder Rechtsverdrehung gern bereit war. Der bewies jetzt, das Staatsgrundgesetz sei ungültig, weil die Zustimmung der Agnaten fehle und König Wilhelm IV. nachträglich noch einige Paragraphen einseitig geändert habe. Nun endlich begann dem Welfen einzuleuchten, daß Scheles ursprüngliche Absicht doch das Rechte getroffen hätte. Am 1. November wurde durch ein zweites Patent das Staatsgrundgesetz aufgehoben, die alte Verfassung von 1819 wieder eingeführt, das Beamtentum — oder, wie es fortan hieß: die königlichen Diener — des Verfassungseides entbunden, endlich, als ob man das Volk bestechen wollte, den getreuen Untertanen die Summe von 100 000 Tlr. jährlich an den direkten Steuern erlassen.

So maßte sich der welfische König das Recht an, seine Beamten eines nicht ihm geleisteten Eides zu entbinden — ein Recht, das in der römischen Kirche nur dem Papste, in der evangelischen keinem zusteht. Auf einen solchen Frevel war trotz allem was geschehen niemand gefaßt. An jeden einzelnen Beamten trat jetzt die Frage heran, ob er sein Gewissen der Gewalt unterwerfen, den neuen Diensteid schwören und damit den alten brechen dürfe. Während das Land unter dem Schlage noch wie betäubt lag, unterzeichneten am 18. November sieben der namhaftesten Göttinger Professoren eine Vorstellung an das Universitätskuratorium, worin sie einfach erklärten, daß sie sich auch jetzt noch an ihren Verfassungseid gebunden hielten: „Das ganze Gelingen unserer Wirksamkeit beruht nicht sicherer auf dem wissenschaftlichen Werte unserer Lehren als auf unserer persönlichen Unbescholtenheit. Sobald wir vor der studierenden Jugend als Männer erscheinen, die mit ihren Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben, ebensobald ist der Segen unserer Wirksamkeit dahin. Und was würde Sr. Maj. dem Könige der Eid unserer Treue und Huldigung bedeuten, wenn er von Männern ausginge, die eben erst ihre eidliche Versicherung freventlich verletzt haben?" E. Albrecht, der als Lehrer unvergleichliche, als Schriftsteller leider wenig fruchtbare Jurist, hatte den Gedanken zuerst bei

Dahlmann angeregt, und Dahlmann darauf die Erklärung aufgesetzt, die unverkennbar den Ausdruck eines tiefen sittlichen Leidens trug. Es war, wie ihr Verfasser sagte, eine Protestation des Gewissens, nur durch den Gegenstand ein politischer Protest. Nachher unterzeichneten noch die Gebrüder Grimm, Wilhelm Weber, Ewald und der junge Gervinus. Von allen den Sieben hatten bisher nur Dahlmann und Gervinus am politischen Kampfe teilgenommen, und auch sie standen bei den Liberalen der Rotteck-Welckerschen Schule im Rufe übertriebener Mäßigung.

Der alte Welfe geriet in furchtbare Wut, als er von dieser Tat erfuhr, die doch nicht einmal offene Widersetzlichkeit war; ihm fehlte jedes menschliche Verständnis für den Edelsinn der Gegner. Er selbst hatte fünf Monate lang geschwankt und erst zwei andere Pläne verworfen, bevor er die Verfassung umstieß; aber sobald seine Entscheidung gefallen war, meinte er alles erledigt und forderte schweigenden Gehorsam. So faßte er seine königliche Machtvollkommenheit auf. Alsbald verfügte er (28. Nov.) eigenhändig in seinen rohen Schriftzügen: er habe vernommen, wie „sich die Professoren nach erfolgter Aufhebung des Staatsgrundgesetzes dasselbe gewissermaßen noch als gültig zu betrachten und aufrecht zu erhalten herausnehmen", und ersehe daraus, daß sie „augenfällig eine revolutionäre, hochverräterische Tendenz verfolgen, welche sie persönlich verantwortlich macht: sie scheinen daher der Macht des peinlichen Richters verfallen"; demnach sollten die Behörden „diesem verbrecherischen Beginnen" steuern und die Schuldigen zur Strafe ziehen. Schele stimmte freudig zu: ein abschreckendes Beispiel sei nötig, damit die Übelwollenden sich nicht an die Erklärung der Sieben „als an ein Panier" anschlössen; aber statt der aussichtslosen peinlichen Untersuchung empfahl er ein kürzeres Verfahren. Vergeblich baten die Minister Arnswald und Stralenheim als Kuratoren der Universität, man möge mindestens die Vorschriften der Bundesgesetze achten und zunächst den Bericht des Regierungsbevollmächtigten einfordern.

Ein kurzes, von Leist entworfenes Reskript verfügte die so-

fortige Entsetzung der Sieben, und der König befahl nachträglich noch selbst, daß ihnen ihr Gehalt nur bis zum Tage der Entlassung ausgezahlt werden dürfe. Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus erhielten außerdem die Weisung, das Land binnen drei Tagen zu verlassen, weil sie die Erklärung einigen Freunden mitgeteilt hatten. Die Studenten hatten das Schriftstück längst überall verbreitet, sie nahmen nach dem schönen Vorrechte der Jugend ungescheut Partei für die gute Sache und begrüßten Dahlmann als „den Mann des Wortes und der Tat"; es kam schon zu Händeln mit der bewaffneten Macht. Nur einige Söhne des hannöverschen Adels schämten sich nicht den Mißhandelten das Honorar durch den Stiefelputzer abzufordern. In der Nacht, bevor die drei Verbannten, von Kürassieren bewacht, abreisten, wanderten die Burschen in Scharen hinaus — denn den Lohnkutschern hatte die Polizeigewalt zu fahren verboten — und drüben in Witzenhausen, auf dem freieren hessischen Boden, nahmen sie Abschied von ihren Lehrern. Als der kleine Sohn im Grenzwirtshause sich vor Jakob Grimms majestätischem Kopfe hinter dem Rocke der Wirtin versteckte, sagte die Mutter mitleidig: gib dem Herrn die Hand, es sind arme Vertriebene.

Mit alledem war Ernst Augusts Rachgier noch nicht ersättigt. Kaum erfuhr er, daß Dahlmanns Berufung nach Rostock im Werke sei, so ließ er alsbald nach Schwerin und Strelitz schreiben, was dieser Mecklenburger alles verbrochen habe: „Se. Maj. haben geglaubt, den großherzoglichen Höfen Kenntnis von den Handlungen eines Mannes geben zu müssen, der in einem Lehramte an einer Universität nur höchst nachteilig auf die studierende Jugend wirken kann." Die mecklenburgischen Regierungen fürchteten sich vor der drohenden Sprache des Welfen; sie beteuerten, der Wahrheit zuwider, die Verhandlungen seien längst abgebrochen, und erklärten, nunmehr könne von der Berufung „natürlich gar nicht die Rede sein". Auf die Nachricht, daß Jakob Grimm die Seinigen in Göttingen heimlich besuchen wolle, erging sofort der Befehl, den Verbrecher durch Landdragoner über die Grenze zu schaffen. Um die offenbare Ungesetz-

lichkeit ihrer Entlassung auf dem einzigen gerichtlichen Wege, der ihnen noch offen stand, zu erweisen, klagten die Sieben auf Auszahlung ihres rückständigen Gehalts für das letzte Halbjahr. Da befahl der König der Justizkanzlei in Hannover durch ein Kabinettsschreiben des allezeit willigen Leist: sie solle die Klage einfach abweisen. Als der redliche Kanzleidirektor von Hinüber sich diesem rechtswidrigen Ansinnen widersetzte, da befürchtete Leist, die Justizkanzlei würde das königliche Kabinett verurteilen, oder auch die Professoren könnten beim Bundestage wegen verweigerter Justiz klagen. Um beides zu verhindern, beschloß man den Kompetenzkonflikt zu erheben. Die Kommission, welche die Kompetenzkonflikte zu entscheiden hatte, war freilich durch die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes vernichtet; welches Recht stand denn noch fest in dem zerrütteten Staate? Indes gelang es, die Sache so lange hinzuhalten, bis Ernst August einen neuen Staatsrat gebildet hatte, und dieser entschied (1841): das Gericht dürfe die Klage nicht annehmen, weil Entlassung und Gehaltsentziehung zu den Hoheitsrechten des Landesherrn gehörten. Der Welfe hoffte noch lange, die Federfuchser würden sich demütigen, und sagte in Alexander Humboldts Gegenwart: Professoren, Huren und Ballettänzerinnen kann man für Geld überall haben. Sobald Schele das falsche Gerücht hörte, daß Albrecht und Ewald das Geschehene bedauerten, schrieb er sogleich nach Göttingen: die Wiederanstellung sei nicht unmöglich, falls die beiden wirklich Reue bezeigten.

Leider gab die Haltung der anderen Professoren dem Könige einigen Grund, so niedrig zu denken von dem Mute der Gelehrten. Die Gelehrsamkeit der Georgia Augusta hatte sich den Kämpfen des öffentlichen Lebens von jeher grundsätzlich fern gehalten; manche der alten Hofräte empfanden es wie eine Beleidigung ihrer Amtsehre, daß sie jetzt in die Wirren der Politik hineingerissen wurden. Wenige Tage nachdem die Erklärung der Sieben ruchbar geworden, fuhren der Prorektor und die Dekane nach dem Jagdschlosse Rotenkirchen im Solling, um dem Könige untertänig auszusprechen, „daß sie in dem Ver-

trauen zu den landesväterlichen Absichten Sr. Maj. überall nicht wanken und niemals Gesinnungen hegen werden, welche dem entgegen sind". Sie wagten sogar kein Wort der Erwiderung, als die amtliche Hannöversche Zeitung nachher dem Prorektor eine völlig gefälschte, die Tat der Sieben entschieden verwerfende Rede unterschob. Nur sechs jüngere Professoren, Otfried Müller voran, entschlossen sich, angeekelt durch dies Übermaß der Lüge, zu der öffentlichen Erklärung, daß sie den Schritt ihrer entlassenen Kollegen nicht mißbilligten. Aber niemand wollte sich den Sieben rückhaltlos anschließen. Der schon durch Rauschenplatts Revolution verdunkelte Glanz der Universität verblich jetzt gänzlich, für viele Jahre; die auswärtigen Studenten mieden den verrufenen Ort, der Abgang so trefflicher Lehrkräfte ließ sich nicht ersetzen. Ernst August wünschte vornehmlich die Lehrstühle Dahlmanns und Albrechts mit ergebenen Leuten zu besetzen, damit den Studenten die neue Lehre von der unbeschränkten Gewalt des alleinigen Dienstherrn eingeprägt würde; allein solche Gelehrte waren in Deutschland selten. Der Marburger Vollgraff, der in einigen verworrenen Schriften, nicht ohne Geist „die Täuschungen des Repräsentativsystems" bloßgelegt hatte, genügte doch zu wenig den hohen, wissenschaftlichen Ansprüchen, welche das Orakel des Kuratoriums, der greise Historiker Heeren an die Lehrer der Georgia Augusta zu stellen pflegte, und man wagte nicht, ihn zu rufen. Umsonst baten die Universität und die Stadt in wiederholten Eingaben um die Rückkehr der Sieben. Selbst der Gothaer G. Zimmermann, der einzige namhafte deutsche Publizist, der in die Dienste des Welfenhofes gegangen war, hielt die Rückberufung für nötig, um das Land und die tief erbitterte gelehrte Welt zu beruhigen. Ernst August blieb unerbittlich. Als man im Herbst 1846 erzählte, Dahlmann, Jakob Grimm und Gervinus wollten auf Besuch nach Göttingen kommen, entschied der Welfe kurzab: es bleibe bei den früheren Befehlen.

Wie gründlich täuschte er sich, als er in der ersten Schadenfreude zu Canitz sagte, „diese Leute haben meiner Sache eher

genützt als geschadet". Es währte nicht lange, da rief er zornig: hätt' ich gewußt was mir die sieben Teufel für Not machen würden, so hätt' ich die Sache nicht angefangen. Seit der Julirevolution hatte kein Ereignis mehr eine solche Aufregung hervorgerufen. Die Frage lag so einfach, sie berührte so unmittelbar die empfindlichste Seite des deutschen Gemüts, die Treue, daß die schlichten Leute mit ihrem Urteil rasch fertig wurden. Der Nation war zumute, als sei ein englischer Räuber plötzlich in ihren Garten eingebrochen. Der burschikose junge Poet Hoffmann von Fallersleben sagte nur grob heraus, was Tausende empfanden, als er sang: „Frisch, Knüppel aus dem Sack! Auf's Lumpenpack! Auf's Hundepack!" Und wer noch irgend zweifelte, den mußten die Verteidigungsschriften der Sieben gewinnen. Dahlmanns Büchlein „zur Verständigung" war ein Meisterwerk deutscher Publizistik; die leidenschaftlich bewegte Sprache blieb immer würdig und vornehm, und nirgends verleugnete sich die gemäßigte Gesinnung des Monarchisten: „Ich kämpfe für den unsterblichen König, für den gesetzmäßigen Willen der Regierung, wenn ich mit den Waffen des Gesetzes das bekämpfe, was in der Verleitung des Augenblicks der sterbliche König im Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen beginnt. . . . Ich traue nicht dem Mut des Liebeleeren und nicht der Liebe des Mutlosen. Hier gilt es Deutschland. Kann eine Landesverfassung vor den Augen des Bundes wie ein Spielzeug zerbrochen werden, eine Verfassung, von der es unmöglich ist zu leugnen, daß sie in anerkannter Wirksamkeit bestanden hat, dann ist über Deutschlands nächste Zukunft entschieden, aber auch über die Zukunft, die dieser folgen wird." Wie Dahlmann die politische, so zeigte Jakob Grimm die menschliche Niedertracht des Staatsstreichs in einem Schriftchen, das mit den Worten der Nibelungen anhob: „war sint die eide komen?" Albrecht beleuchtete die Rechtsfrage in einer scharfsinnigen Erörterung, die um so stärker wirken mußte, weil der große Jurist nie verhehlte, daß er die landläufigen liberalen Lehren vom sogenannten Widerstandsrechte für eitle Zirkelschlüsse hielt. Auch Gervinus und Ewald sprachen

sich freimütig aus, und von allen Seiten her kam ihnen Beistand.

Georg Beseler, der sich als Kampfgenosse wider die Dänen das Vertrauen Dahlmanns erworben hatte und jetzt an der Rostocker Hochschule lehrte, rechtfertigte die Sieben in volkstümlichen Briefen. Anastasius Grün richtete an Jakob Grimm ein begeistertes Gedicht und wünschte,

Daß bis Hannover hin der Sang sich schwänge wundertönig
Ans Ohr des Herzogs Cumberland, der jetzt Hannovers König.
Versteht er auch des Deutschen Lied von deutscher Ehre schwerlich,
Wird sich wohl Einer finden dort, ihm's zu verwelschen ehrlich.

Ein Märchen „Anno 1937" schildert, wie die Großmutter dem Enkel von dem bösen König, dem zerrissenen Freiheitsbriefe, den Sieben und den Dreien erzählte, und der Bube verwundert antwortete: „das kann unmöglich möglich sein!" Überall hatten die Vertriebenen Mühe, sich den Huldigungen und Zuschriften zu entziehen. Die Bewegung ergriff alle deutschen Gaue, bis zu den fernen Grenzmarken. Die Kieler überschickten an Dahlmann, den alten Vorkämpfer des Holstenrechts eine Dankadresse; die Elbinger Bürger sprachen ihrem Landsmann Albrecht ihre Zustimmung aus und die Königsberger philosophische Fakultät sendete ihm ein von Lobeck verfaßtes Doktordiplom. Ein Hamburger Reeder ließ in Cuxhaven ein auf Dahlmanns Namen getauftes Schiff vom Stapel laufen. An den Fenstern der Spielwarenläden sah man den Witzenhausener Abschied in Bleifiguren dargestellt, auf den Jahrmärkten wurden Pfeifenköpfe mit dem Bilde der Sieben feilgeboten. Und es blieb nicht bei den Worten und Bildern. Zum erstenmal seit dem Befreiungskriege veranstalteten die Deutschen wieder eine Geldsammlung für ihre eigenen politischen Zwecke; in den letzten zwanzig Jahren hatten sie nur zugunsten der Griechen und der Polen freiwillig gesteuert. In Leipzig entstand der Göttinger Verein, der sich bald über ganz Deutschland verzweigte und den Sieben bis zu ihrer Wiederanstellung ihren alten Gehalt zahlte. Einige der unternehmenden Bürger, welche die erste Eisenbahn bauten, Gustav

Harkort und Dufour standen an der Spitze, dazu die Besitzer der Weidmannschen Buchhandlung Karl Reimer und der junge Schweizer Salomon Hirzel; in Berlin übernahm Gans die Leitung, in Baden Rotteck, in Königsberg der radikale Jacoby, in Jena der streng kirchlich gesinnte Buchhändler Frommann, in Marburg sein Gesinnungsgenosse V. A. Huber. Alle guten Kräfte des Bürgertums fanden sich zusammen.

In der amtlichen Welt waren die Meinungen geteilt. Die Taten des Welfen in Schutz zu nehmen, wagte fast niemand; nur da und dort jubelte ein übermütiger Junker wie der Prinz von Noer, das sei brav, daß man die Kerls fortgejagt habe. Aber nach den Anschauungen des alten Beamtenstandes erschien das kühne Auftreten einfacher Professoren, die kein obrigkeitliches Amt bekleideten, als eine gefährliche Anmaßung. Selbst Canitz, der das Treiben am hannöverschen Hofe mit wachsender Sorge betrachtete und mit seinen Landsleuten den Brüdern Grimm auf freundlichem Fuße stand, meinte doch ängstlich: die Sieben hätten still ihren Abschied fordern sollen ohne die Gewissen anderer zu verwirren. Diesen Kleinmut der Regierungen verstand der Welfe sehr geschickt auszubeuten; er wußte aus seiner parlamentarischen Erfahrung, wieviel die Frechheit über die Menschen vermag. Seine Gesandten traten mit einer Zuversicht auf, als ob sich Hannover durch seinen Staatsstreich besondere Ansprüche auf Dank und Dienst aller Kronen erworben hätte. Als Beselers Schrift erschienen war, sendete Ernst August den Prinzen Solms nach Schwerin um die Bestrafung des Verfassers zu verlangen; der gutherzige Großherzog Paul Friedrich ordnete auch eine Untersuchung an, er berief aber in die Kommission drei verständige Männer, die natürlich erklärten, daß keine strafwürdige Handlung vorliege. Sobald er hörte, daß einige der Sieben in Leipzig Vorlesungen halten wollten, verbot Ernst August seinen Untertanen sofort den Besuch der Leipziger Universität, worauf sich denn herausstellte, daß nur ein einziger Hannoveraner an der Pleiße studierte. Wo immer ein Buch zugunsten der Sieben oder des Staatsgrundgesetzes erschien, er-

hoben die welfischen Diplomaten alsbald Beschwerde; der Gesandte General von Berger in Berlin, ein alter Herr, der sich sogar unter ihnen durch Beschränktheit auszeichnete, fand es immer wieder unbegreiflich, wie die Zensur solchen Produkten „das Ultimatum erteilen könne“!

Ganz ohne Erfolg blieben diese Einschüchterungsversuche nicht; Dahlmann und Jakob Grimm mußten ihre Rechtfertigungsschriften, zur Schande Deutschlands, in der Schweiz erscheinen lassen. Am willfährigsten zeigte sich der dänische Hof, weil er selbst eine streng konservative Politik verfolgte und wohl auch weil er einen alten Haß gegen Dahlmann hegte. Er erteilte den Kieler Professoren, welche den Sieben geschrieben hatten, einen Verweis und forderte die Zensoren Schleswig-Holsteins zur Wachsamkeit auf, da „unzeitiges und böswilliges Aussprechen der öffentlichen Meinung“ den Erfolg der in Hannover beabsichtigten Maßregeln gefährden könne. In Berlin äußerte sich Eichhorn sehr freimütig; er hoffte, der König würde die Brüder Grimm, vielleicht auch Dahlmann oder Albrecht an eine preußische Hochschule berufen. Bettina von Arnim ergriff den Gedanken mit ihrem hochherzigen Eifer und suchte, unterstützt von ihrem Schwager Savigny, den Kronprinzen dafür zu erwärmen. Minister Rochow dachte anders. Auch er mißbilligte das Verfahren des welfischen Hofes und war sehr unglücklich, als er späterhin, für einige dem Sohne der Königin Friederike erwiesene Gefälligkeiten, den Guelphen-Orden erhielt; für einen Bundesgenossen Ernst Augusts wollte er durchaus nicht gelten. Aber die Einmischung Unberufener in die hohe Politik hielt er für staatsgefährlich; nur unter der Hand durfte in Berlin für die Sieben gesammelt werden. Da übersendete ihm der Kaufmann Jakob van Riesen die Adresse, welche die Elbinger an Albrecht geschickt hatten; der ehrliche altpreußische Liberale hoffte arglos, den Minister dadurch für Albrechts Berufung günstig zu stimmen. Rochow brauste auf; er glaubte sich verhöhnt und heftig wie er war, unterzeichnete er eine Antwort, deren maßloser bureaukratischer Hochmut den preußischen Staat vor aller Welt

bloßstellte. Da hieß es: „dem Untertanen ziemt es nicht, die Handlungen des Staatsoberhauptes an den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Übermut ein öffentliches Urteil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen.“ Die Torheit sollte sich schwer bestrafen. Die Fama gestaltete aus diesen Sätzen das geflügelte Wort vom „beschränkten Untertanenverstande“, und fortan haftete an Rochows Namen unaustilgbar der Fluch der Lächerlichkeit. Man hielt den Minister für einen ausbündigen Narren, obwohl er sich eben jetzt bei der Beratung des Eisenbahngesetzes sehr verständig und neuen Ideen zugänglich zeigte.

Den konstitutionellen Höfen war übel zumute. Alle Welt rief, jetzt sei es an ihnen, durch sofortige Berufung der Sieben den alten Ruhm deutscher akademischer Gastfreiheit von neuem zu bewähren und dem beleidigten Gewissen der Nation Genugtuung zu geben. Du Thil freilich blieb für solche Mahnungen taub und schrieb in seine Aufzeichnungen: „mir träumte der Teufel“, als Gervinus sich um eine Stelle an dem heimischen Darmstädter Archiv bewarb. Als entschiedene Protestanten konnten die Sieben auch von Bayern und Baden wenig erwarten seit dort die klerikale Luft wehte. Der gütige König Friedrich August von Sachsen dagegen und seine Minister wünschten lebhaft, die zurzeit etwas erstarrte Landesuniversität durch eine großartige Verstärkung der Lehrkräfte zu heben — wenn sie sich nur nicht vor der Grobheit des Welfen, vor dem Unwillen der Hofburg gar so sehr gefürchtet hätten. Wie viele diplomatische Widerwärtigkeiten hatte Minister Lindenau noch vor drei Jahren ertragen müssen, als ihm die Zeitungen eine halb erfundene radikale Äußerung in den Mund gelegt hatten. Solche Erfahrungen genügten, um den abhängigen kleinen Hof behutsam zu stimmen. Man sagte den Sieben in Dresden freundliche, unzweifelhaft ehrlich gemeinte Worte, allein man wagte nichts, und zornig schrieb Dahlmann in der Vorrede zu Albrechts Verteidigungsschrift: „Solange es bei uns nicht in politischen Dingen, wie seit dem Religionsfrieden gottlob in den kirch-

lichen, ein lebendiges Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse gibt, [solange die das beste Gewissen haben könnten sich gebärden als ob sie das schlechteste hätten, solange der feigherzigste Vorwand genügt um nur alles abzuweisen was an dem trägen Polster der Ruhe rütteln könnte,] ebensolange gibt es keinen Boden in Deutschland, auf dem Einer aufrecht stehend die reifen Früchte politischer Bildung pflücken könnte." Die eingeklammerten Worte strich ihm der Leipziger Zensor, Professor Bülau, ein geistloser Vielschreiber, der den Sieben nicht an die Schultern heranreichte und ihnen nun wie Schulbuben das Konzept korrigierte. Zu solchem Aberwitz führte das Karlsbader Preßgesetz.

Nach langen Erwägungen erhielt Albrecht in der Stille die Erlaubnis, an der Leipziger Universität Vorlesungen zu halten; nachher empfing er auch Gehalt, als geheimer Professor, wie die Kollegen spotteten, und erst nach längerer Zeit, als die Luft wieder rein war, wurde er förmlich angestellt. Dahlmann freilich schien den Kursachsen zu gefährlich; der politische Führer der Sieben lebte fortan mehrere Jahre lang ohne Amt in Jena und leitete von dort aus unverdrossen den Federkrieg wider die hannöverschen Gewalthaber. Unter allen deutschen Fürsten wagte allein König Wilhelm von Württemberg dem Welfen offen entgegenzutreten. Er berief Ewald nach Tübingen, der als der einzige geborene Hannoveraner unter den Sieben dem welfischen Hofe besonders verhaßt war. Natürlich verbot Ernst August seinen Landeskindern sofort den Besuch der schwäbischen Hochschule. Als die beiden Könige nachher in Berlin zusammentrafen, fragte der Welfe grob: Warum haben Sie einen Professor angestellt, den ich fortgejagt habe? Darauf der Württemberger: „Ebendeswegen!"

Der welfische Staatsstreich rüttelte die halb entschlummerte öffentliche Meinung wach und zwang die Deutschen ihre politische Leidenschaft wieder dem Vaterlande zuzuwenden. Seit dies Schandmal auf Deutschlands eigener Stirn brannte, begann die Presse die Fragen des Bundesrechts wieder ernstlich zu erörtern, die früher beliebten weltbürgerlichen Betrachtungen über die Pari=

ser Kammern und die orientalischen Wirren erschienen jetzt schal. Leider wurde die dringend nötige Klärung unseres verworrenen Parteilebens durch diesen wohlberechtigten sittlichen Unwillen mehr gehemmt als gefördert. Die wilden Brandschriften der Flüchtlinge aus Frankreich und der Schweiz mußten jedem Besonnenen zeigen, daß die deutsche Opposition längst zwei grundverschiedene Parteien umschloß, die auf die Dauer nicht zusammenwirken konnten. Jetzt aber warf eine rein menschliche Entrüstung alles, was nicht schlechthin servil war, Radikale, Liberale, gemäßigte Konservative wieder in einen Haufen zusammen. Seit es auch im Norden konstitutionelle Märtyrer gab, verbreitete sich die doktrinäre Überschätzung der Verfassungsformen weithin über Deutschland. Dahlmanns politischer Takt empfand dies sogleich. Auf den Festgelagen, mit denen man ihn ehrte, betrachtete er ohne Freude die radikalen Feuilletonsschreiber, „mit denen wir doch nur sehr zufällig in dieselbe Gesellschaft geraten sind". Den Freunden gestand er: ich hoffe bald „die Ähnlichkeit mit so vielen, denen ich mich in keiner Weise verwandt fühle, abzustreifen." Beides gemeinsam, das Königtum und die bürgerliche Freiheit macht den Staat aus, so sagte er in seinem Dankschreiben an Johann Jacoby; „der Staat wäre eine ebenso flache und frivole Sache als er eine tiefsinnige und heilige ist, wenn er nicht gerade diese Verbindung von Dingen zu leisten hätte, die allein dem oberflächlichen Beobachter unvereinbar scheinen." Herrliche Worte, nur waren sie leider an eine falsche Adresse gerichtet, an einen Radikalen, der sie entweder nicht verstand oder als klägliche Halbheit verdammen mußte. Doch wie konnten diese Gegensätze sich scheiden, solange ein gemeinsamer edler Zorn sie zusammenhielt? Dahin war es mit uns gekommen, daß die härtesten und wirksamsten Anklagen gegen die bestehenden Gewalten jetzt von treuen Monarchisten ausgingen.

Die Vertreibung der Sieben verwirrte und verwischte nicht bloß die Parteigegensätze, sie begründete auch die politische Macht des deutschen Professorentums, die erst durch den Krieg von 1866

gebrochen werden sollte. Als der Streit begann, sagte eine englische Zeitung: In Deutschland sind die Universitäten auch politische Mittelpunkte, welche dem übrigen Lande Impulse geben; die Professoren gelten als Magistrate, beauftragt die Rechte des Volks so gut wie die Grundsätze der Vernunft zu verteidigen. Das Urteil war verfrüht, denn bisher hatten nur die Hochschulen von Jena, Kiel, Freiburg für kurze Zeit eine politische Rolle gespielt, doch es sollte sehr bald durch die Tatsachen gerechtfertigt werden. Aus dem Göttinger Gewaltstreiche entwickelte sich ein großer Kampf der deutschen Gelehrtenwelt wider einen Despoten, der seine Geringschätzung der Wissenschaft höhnisch zur Schau trug; keine deutsche Universität, die den Sieben nicht irgendwie ein Zeichen der Zustimmung gegeben hätte. In diesem Kampfe war alles Recht unzweifelhaft auf seiten der Gelehrten; an ihrer Spitze standen tapfere, makellose, schuldlos verfolgte Männer, während der Welfe sich nur auf gemeine Knechte und auf die Ängstlichkeit der deutschen Höfe stützen konnte.

Friedrich Wilhelm IV.

Je schweigsamer der König sich abschloß, um so stärker verspürte Hardenberg den Einfluß des jungen Kronprinzen, der jetzt*) zum ersten Male in die Geschicke des Staates einzugreifen begann. Der natürliche, in kräftigen Herrscherhäusern immer wiederkehrende Gegensatz von Fürst und Thronfolger bewahrt die beharrende Macht der dynastischen Überlieferung vor geistloser Erstarrung; ihm dankt die Monarchie die Kraft der Verjüngung. Auf den Höhen des Lebens ist kein Amt so freudlos, so von Versuchungen bedroht, wie die Stellung des Kronprinzen in einem mächtigen Staate; nirgends wird der Geist des Widerspruchs stärker gereizt, nirgends der notwendige Unterschied der Generationen, die einander niemals ganz verstehen können, schmerzlicher empfunden. Im Hause der Hohenzollern war seit den Tagen Georg Wilhelms und des großen Kurfürsten noch nie ein Thronfolger mit dem Herrscher ganz eines Sinnes gewesen; und wie weit erschien jetzt wieder der Abstand zwischen alter und neuer Zeit: dort der unscheinbare nüchterne König, der trotz seiner innigen Frömmigkeit doch mit seiner ganzen Weltanschauung in der Verstandesaufklärung des alten Jahrhunderts wurzelte, hier sprühend von Geist und Witz der enthusiastische Jünger der Romantik.

Unter den ritterlichen Königssöhnen, deren „Lebensfülle, Mut und Hoheit" der junge Heinrich Heine in seinen Berliner Briefen nicht genug bewundern konnte, schien dieser älteste doch den Preis zu verdienen. Alle Welt nannte ihn den geistreichsten

*) 1820.

Prinzen Europas, und sein Lehrer Niebuhr hoffte, mit ihm werde eine schönere Zeit über Deutschland kommen und die Vollendung alles dessen, was heute noch unfertig und unvollkommen sei. Blendend, unwiderstehlich erschien er in der Unterhaltung, zumal in diesen Jugendtagen, da er noch unverbittert, dankbar und empfänglich alles in sich aufnahm was nur die Erde an Schönem und Gutem trug; kein Gebiet des Wissens war ihm fremd, alle Höhen und Tiefen des Lebens berührte er mit beredten Worten, immer geistvoll, immer eigentümlich. Wenn er in öffentlicher Versammlung sprach, dann bezauberte er alles, ein geborener Redner, durch den Wohllaut seiner hellen Stimme, durch den Schwung seiner Gedanken und den Adel einer formvollendeten Sprache. Sein Humor bewegte sich im bitteren Sarkasmus ebenso frei wie im harmlosen Spaße, und schon damals pflegten die Berliner jeden guten Witz, der in der Stadt umlief, dem Kronprinzen zuzuschreiben. Bei den Sommerfesten auf der Pfaueninsel konnte er noch ganz so unbändig, in kindlichem Frohsinn mit den Geschwistern tollen und toben wie einst da er sich in dem kleinen Garten zu Memel mit dem jungen Argelander gerauft hatte. Vor Fremden zeigte er ein starkes persönliches Selbstgefühl, ein lebendiges Bewußtsein seiner königlichen Würde; weiche Naturen wie Steffens fühlten sich ganz bewältigt von der kühnen Sicherheit seines Auftretens. Wenn er aber einer gleichgestimmten Seele sein Herz erschloß, dann rauschten ihm die Bekenntnisse von den Lippen, ein mächtiger Strom der Liebe, der Frömmigkeit, der Begeisterung. Wie jubelte Bunsen über den Reichtum dieses „königlichen und kindlichen Gemüts", da er mit dem Prinzen einige Tage lang allein durch Italien gereist war. Als Graf Gröben, der neuernannte Generalstabschef des Kronprinzen, seinen Dienst antrat, setzte sich der Prinz mit ihm an einem schönen Sommerabend zu Charlottenburg in den Wagen, und als man früh um fünf Uhr in Königsberg i. N. hielt, hatte das Gespräch noch nicht einen Augenblick gestockt, und der neue Begleiter war seinem jungen Herrn für das ganze Leben gewonnen.

Und doch mangelte diesem glänzenden Geiste, der so viele bedeutende Männer dämonisch anzog, das ursprüngliche schöpferische Vermögen und damit das Geheimnis aller Menschengröße, die innere Einheit. In der reichen Fülle seiner Gaben war keine von wahrhaft genialer Mächtigkeit, keine welche die anderen alle beherrscht und dem ganzen Leben eine gerade Bahn gewiesen hätte. Nicht wie ein Erzbild, aus vielen Metallen in eines verschmolzen, erscheint sein Charakter in dem Spiegel der Geschichte, sondern wie ein kunstvoll zusammengefügtes Mosaikgemälde. Darin lag die Herrschergröße der Hohenzollern seit dem großen Kurfürsten, daß sie alle, die großen wie die kleinen, einfache Menschen waren, die in dem Wirrwarr der deutschen Dinge ein klar erkanntes Ziel mit zäher Ausdauer verfolgten: — denn auch in Friedrichs des Großen zwiegeteiltem Geiste war doch der deutsche Staatsmann unvergleichlich stärker als der französische Schöngeist. Jetzt zum ersten Male erschien auch in diesem Fürstenhause ein widerspruchsvoller problematischer Charakter, dem das tragische Schicksal beschieden war, sich selber und der Welt ein Rätsel zu bleiben, seine Zeit zu verkennen und von ihr verkannt zu werden, eine echt deutsche Natur, leider, der die Überfülle der Gedanken die Schnellkraft des Entschlusses lähmte, ein Fürst, fähig die höchsten Erwartungen zu erregen und doch keiner ganz zu genügen.

Für seine wissenschaftliche Bildung war mit Umsicht gesorgt worden; Niebuhr hatte ihn in die Staatswissenschaft, Wolzogen in die Kriegsgeschichte eingeführt. Doch keiner seiner beiden Erzieher, weder der milde Theolog Delbrück noch späterhin der höfische Ancillon, hatte vermocht den eigenwilligen Sinn des Prinzen durch strenge Zucht zur Selbstbeherrschung zu zwingen. Nicht als ob er den gemeinen Versuchungen der Höfe je erlegen wäre: er blieb sein Lebelang nicht nur sittenstreng, sondern auch innerlich rein, durch und durch ein Idealist, mit allen seinen Sinnen den ewigen Gütern des Lebens zugewendet. Was ihm fehlte, war die Sammlung des Geistes, die dem Reichbegabten am schwersten erreichbar, doch auch für

ihn die Vorbedingung alles großen Schaffens bleibt. Wie ein Schmetterling flog sein Geist von Blume zu Blume über die weiten Auen des idealen Genusses. Nie war er glücklicher, als wenn ihn ein „göttlicher Sommernachtstraum“ umfing, wenn er von Hellas träumte oder von der ewigen Stadt oder von der Einheit der allgemeinen evangelischen Kirche; dann malte er sich die Bilder seiner Sehnsucht in glühenden Farben aus, bis er Traum und Wirklichkeit kaum noch unterscheiden konnte. Als er zum ersten Male nach Rom kam, fühlte er sich alsbald wie daheim: so leibhaftig hatte er die Amphitheater, die Obelisken und die Dome schon in seinen Träumen gesehen. Einem so vielseitigen, so unstet in die Weite schweifenden Geiste lag die Gefahr des Dilettantismus sehr nahe, und wie so viele Dichter der romantischen Schule mehr geistreiche Kenner waren als schöpferische Künstler, so fand auch dieser Staatsmann der Romantik seinen Beruf mehr im Anregen neuer Gedanken als im Gestalten und Vollbringen.

Die stärkste Kraft seiner Seele war das religiöse Gefühl. Wohlvertraut mit der Dogmatik und der Kirchengeschichte, beugte er sich in Demut vor der christlichen Offenbarung. Ohne den persönlichen Verkehr mit seinem Herrn und Heiland schien ihm das Leben des Lebens nicht wert; wenn ihn die heilige Andacht durchschauerte, dann war es zuweilen, als ob der Geist seines Lieblingsbuches, des Psalters aus ihm redete, und ein Klang von Davids Harfe tönte durch seine begeisterten Worte. Er hoffte auf die Zeit, da der christliche Glaube die weite Erde bezwingen und überall die eine Kirche herrschen würde, evangelisch, ohne sichtbares Oberhaupt, aber frei und weit genug um verschiedene Bekenntnisse zu ertragen; dann sollten die Bischöfe wieder alle auf ihren alten Sitzen thronen und auch das altbiblische Amt der Diakonen wieder aufleben. Nichts schien ihm hassenswürdiger als Gewissenszwang oder die Vermischung geistlicher und weltlicher Dinge; er dachte die Tage noch zu erleben, da er die oberstbischöfliche Gewalt in die Hand der Kirche selbst würde zurückgeben können, und verhehlte nicht,

daß er die gegenwärtige Verfassung der evangelischen Landeskirche nur als einen Übergangszustand ansah. „Seit König Friedrich II.“, so schrieb er in diesen Tagen, „hat man sich bemüht, in den Geistlichen nichts als Staatsdiener zu sehen, und dieser unglücklichen Verkehrtheit schreibe ich großenteils das ungeistliche Leben so vieler! unserer Geistlichen zu.“ Das Idealbild der Kirchenfreiheit beschäftigte den Kronprinzen in seinen besten Stunden; die Frage, wie sich der souveräne Staat neben dieser freien Kirche behaupten solle, stand ihm erst in zweiter Reihe.

Unzertrennlich war diese Kraft des religiösen Gefühls mit der reichen künstlerischen Begabung Friedrich Wilhelms verbunden. Manche hielten ihn schlechtweg für eine Künstlernatur. Aber wie hätte die höfische Erziehung ihm bieten können was dem Künstler die Luft des Lebens ist: Natur und Freiheit! Er hatte des Schönen überviel, und mit seligem Entzücken, gesehen; doch den goldenen Boden des Handwerks, dem die gesunde Kunst entsprießt, kannte er nicht, und die rechte Künstlerwonne, das fröhliche Wandern mit dem Ränzel auf dem Rücken, blieb dem Königssohne versagt. So zeigten sich doch bald in seinen künstlerischen Versuchen die Spuren eines überbildeten Sinnes; seine Baupläne und Zeichnungen waren allesamt eigentümlich, manche überaus geschmackvoll, aber auch manche schrullenhaft, überladen mit geistreichen Motiven, die keinen Gesamteindruck aufkommen ließen. Auch sein ästhetisches Urteil blieb nicht frei von dieser Neigung zum Absonderlichen. Er bezeigte jedem Talente, das neu auftauchte, freudige Teilnahme und ging auf Schinkels Pläne mit einem Verständnis ein, das den Meister in Erstaunen setzte; er betrieb mit enthusiastischem Eifer den Wiederaufbau der Marienburg, und das sollte ihm ein Fest sein, wenn er dereinst seinen Niebuhr nach Griechenland senden könnte um die Wunderwerke der hellenischen Kunst, die dort noch im Boden schlummerten, ausgraben zu lassen. Seine Lieblinge unter den Kunstwerken aller Zeiten blieben gleichwohl die Basiliken von Ravenna, jene ernsten Bauten, die an der Grenze zweier Weltalter aufgerichtet, dem schlichten Sinne wohl ehr-

würdig und geschichtlich lehrreich, doch nimmermehr einfach schön erscheinen können. Dort fühlte er sich glücklich, in der einsamen Apollinariskirche, wo die heiligen Bilder altchristlicher Kunst steif und feierlich von dem Goldgrund der Wände niederschauen; in dieser Dämmerwelt sah er Heidentum und Christentum, Morgenland und Abendland, Goten, Byzantiner und Römer vor seinen ahnenden Blicken phantastisch durcheinander spielen.

Seine politischen Ansichten hatte er sich erlebt in den Leidensjahren seiner Jugend, darum waren sie mit seinem ganzen Wesen fest verwachsen. Niemals vergaß er, wie seine Mutter, die unaussprechlich geliebte, einst auf der Treppe des Schlosses von Schwedt den Söhnen die Schreckensnachricht aus Jena mitgeteilt und wie sie nachher ihnen ans Herz gelegt hatte den preußischen Degen zu führen um ihre unglücklichen Brüder, die Österreicher zu rächen. Alle die Demütigungen, welche sein Vater von dem übermütigen Sieger erlitten, blieben dem Sohne unauslöschlich ins Herz gegraben; ganz vergeblich hatte der Imperator auf der Dresdener Zusammenkunft 1812 den gütigen Oheim gespielt und dem Prinzen gesagt, wie ähnlich er Friedrich dem Großen sehe. Napoleon galt dem Erben der preußischen Krone als der Held der Revolution, als der Vertreter jenes „Lügengeistes", der, Glauben und Recht verneinend, die alte glückliche Ordnung Europas in einem Meere von Blut und Tränen ertränkt hatte, und es bedurfte kaum der Lehren Ancillons um den Prinzen in diesem Urteil zu bestärken. In solcher Gesinnung nahm er teil an dem Befreiungskriege und bemerkte nicht, daß die erwachenden Nationen in Bonaparte den Despoten haßten, daß sie von dem Siege nicht die Wiederkehr der alten Zustände, sondern das unbestimmte Glück der Völkerfreiheit erwarteten. Nun stand es wieder aufrecht, das alte Königtum von Gottes Gnaden, und der Drache der Revolution lag gebändigt vor dem blanken Schilde der christlichen, legitimen Monarchie. Nimmer wieder durfte ein Usurpator den Thron des heiligen Ludwig besteigen, und noch auf lange hinaus mußte der Bund der vier Mächte aufrecht bleiben, unter der weisen

Führung Metternichs, dem der Kronprinz eine unbegrenzte Verehrung widmete. So konnte vielleicht nach dem großen Schiffbruch der letzten Jahre doch etwas wiederhergestellt werden von den alten Formen der christlich-germanischen Welt.

Von dem alten heiligen Reiche hatte sich der Prinz ein Bild entworfen, das ebenso geistvoll und farbenprächtig, aber auch ebenso willkürlich war wie jene bezaubernde Schilderung des romantischen Schwärmers Novalis von den „schönen, glänzenden Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo eine Christenheit diesen menschlich gestalteten Weltteil bewohnte“. Er dachte sich einen Kaiser aus dem alten Erzhause, frei gewählt durch die durchlauchtigen Genossen, und begriff nicht, warum der Kurfürst-Kämmerer von Brandenburg nicht auch jetzt noch, trotz seines königlichen Titels, Kaiserlicher Majestät das silberne Becken reichen sollte. Unter dem Kaiser sodann „freie Fürsten über freien Völkern“; überall ein mächtiger Adel, der seine Bauern väterlich regierte und auf den Tagen der getreuen Landstände den Ausschlag gab; die Bürgerschaft endlich in Innungen gegliedert und ihres alten Zunftbrauchs froh. An solchen Träumen hing sein Herz. Er lebte in Zeiten, die gewesen. Er sah den Lausitzer Stier und den Löwen von Jülich, das klevische Kleerad und alle die weißen, roten und grünen Greifen der pommerschen Herzogtümer, ein glänzendes Gewimmel althistorischer Landschaften unter den Flügeln des schwarzen Adlers vereinigt und gedachte diese Fülle geschichtlichen Lebens wiederherzustellen, in jeder Landschaft des Reiches die Gliederung der Stände neu zu beleben. Er ward nicht müde, überall in der Heimat die Stätten großer Erinnerungen oder die Spuren alten Volksbrauchs aufzusuchen. Bald besuchte er in den Marken die Gräber der Askanier oder in Quedlinburg die Wiege der Sachsenkönige, bald nahm er fürlieb am Tische eines westfälischen Hofschulzen und freute sich der alten unverstümmelten Cheruskersitte; mit besonderer Vorliebe verweilte er am Rhein und in Altpreußen, in den grandiosen Hallen der gotischen Dome und der Ordensburgen.

Neben solchen Bildern alter deutscher Herrlichkeit blieb in seinem Herzen nur wenig Raum für die lebendige preußische Staatsgesinnung. König Friedrichs tatenfroher Genius hatte sich den Werdegang der deutschen Geschichte so zurechtgelegt, als ob die zwei letzten Jahrhunderte immer nur in vergeblichen Anläufen nach seinem Ziele gestrebt hätten, das jetzt endlich, durch die schlesischen Kriege, erreicht werden sollte. Vor dem Künstlerauge dieses jungen Prinzen dagegen gestaltete sich das Bild der vaterländischen Vorzeit so wunderreich und prächtig, daß der Staat der Gegenwart und die stolzen Hoffnungen der preußischen Zukunft daneben fast verschwanden. Der Kronprinz war zuerst ein legitimer, christlicher Fürst, dann ein Deutscher und zuletzt ein Preuße. Wohl beglückte ihn der Gedanke, daß er dereinst als der Siebzehnte an die erlauchte Reihe von sechzehn Kurfürsten und Königen sich anschließen sollte. Aber außer den Befreiungskriegen hatten Preußens Annalen doch nur wenige Blätter aufzuweisen, die er mit ungemischter Freude betrachten konnte. Im Kampfe mit dem Erzhause Österreich und den verlogenen Formen der Reichsverfassung, im Kampfe mit der Herrschsucht zeternder Theologen, im Kampfe mit dem Sondergeist der Landschaften und der Zuchtlosigkeit der ständischen Libertät war dies ganz moderne, weltliche Königtum emporgestiegen. Keiner seiner großen Ahnen stand dem Herzen dieses Enkels recht nahe. Die Rauheit Friedrich Wilhelms I. stieß ihn ab, und wie aufrichtig er auch Friedrichs persönliche Größe verehrte, mit den Ideen des königlichen Freigeistes, der zuerst den deutschen Dualismus zu lösen gewagt, hatte der Nachkomme doch wenig gemein, der seiner Nation nichts Schöneres zu wünschen wußte, als die friedliche Zweiherrschaft.

Auch die beiden kräftigsten Stützen des preußischen Königtums verstand er nicht ganz zu würdigen. Das Beamtentum mit seiner gleichmäßigen Ordnung war ihm langweilig, den Verkehr mit den alten Geheimen Räten liebte er wenig; er urteilte über den Formalismus des grünen Tisches mit einer Schärfe, die er gegen die Sünden des Adelshochmutes nicht

anwendete, und von allen Wissenschaften war ihm wohl keine innerlich so fremd wie die Rechtswissenschaft, obwohl er den geistvollen rechtshistorischen Forschungen seines Freundes Savigny mit Teilnahme folgte. Von der Armee aber ward er durch seine unmilitärischen Neigungen getrennt. Wohl sprach er mit Stolz von diesem Heere, „dem ersten der Welt", und versicherte oft: ich fühle mich ganz als preußischer Offizier. Auch auf dem Schlachtfelde hatte er sich unerschrocken gezeigt und einmal im Kugelregen den Offizieren, die ihn zur Vorsicht mahnten, gleichmütig erwidert: „Was wär' es denn weiter? Dann würde mein Bruder Wilhelm Kronprinz." Nach dem Kriege führte er den Oberbefehl über das pommersche Armeekorps und lernte viel von seinem geistreichen militärischen Begleiter, Oberst Schack, dem allzufrüh verstorbenen Liebling Yorks. Gleichwohl bemerkte man bald, daß die Pünktlichkeit und das Einerlei des Dienstes dem Prinzen lästig waren. Offenherzige Generale gestanden, er verstehe mit alten Soldaten nicht recht umzugehen, und die ihn näher kannten, wußten wohl, daß er den Krieg verabscheute, daß die Friedensliebe der Hohenzollern diesen Sohn des Hauses nur allzu stark beherrschte. Mit den Offizieren, die er bevorzugte, mit C. v. Röder, Gröben, Willisen, L. v. Gerlach verband ihn mehr die gemeinsame kirchlich-politische Gesinnung als die militärische Kameradschaft.

Der Kronprinz verachtete den bureaukratischen Zwang, und da er über die Ängste der Polizei, über die Mißgriffe der Verwaltung sich sehr freimütig äußerte, so geriet er bei Halbkundigen leicht in den Ruf des Liberalismus; sein Oheim, der starre Hochtory Ernst August von Cumberland beschuldigte ihn gar jakobinischer Neigungen. Er selber war auch keineswegs gemeint, den Strom der Zeit einfach abzudämmen; vielmehr glaubte er sich berufen, zwischen den beiden extremen Parteien, welche die Welt erschütterten, weise zu vermitteln und bezeichnete seine Stellung gern mit dem Ausspruch de Maistres: wir wollen weder die Revolution, noch die Gegenrevolution, sondern das Gegenteil der Revolution. Gneisenau aber schrieb dem Staatskanzler: „der

Kronprinz möchte lieber die Gewässer wieder gegen ihre Quellen leiten als ihren Lauf in die Ebene regeln." Und sein Feldherrnblick sah schärfer als die Selbsterkenntnis Friedrich Wilhelms. Die politischen Ideen Niebuhrs und Savignys wurden von dem Prinzen gelehrig aufgenommen, aber durch die historische Sehnsucht seines erregten Gemüts so lange umgebildet, bis er schließlich der liberalen Welt weit ferner stand, als sein schlichter Vater. Der König hatte sich nicht gescheut, jene „Revolution im guten Sinne" zu wagen, jene soziale Umwälzung, die mit den verrufenen „Ideen von 89" doch vieles gemein hatte, und auch jetzt hielt er die Grundgedanken moderner Staatseinheit und Rechtsgleichheit fest, wenngleich ihn manche Erscheinungen der Zeit mit Besorgnis erfüllten. Der Thronfolger dagegen haßte die Revolution schlechthin, er sah in ihr eine Macht der Finsternis, die aus der Geschichte verschwinden müsse, obwohl sie schon längst ihren Namen mit ehernem Griffel in die Annalen Europas eingetragen hatte.

Mehr und mehr näherte er sich den Anschauungen Hallers und seiner Schüler, der Brüder Gerlach. Also geriet er in einen ebenso tragischen Widerspruch mit den vorwärts drängenden Gedanken des Jahrhunderts, wie weiland sein Vorfahr Joachim I., dem er auch in den Gesichtszügen auffallend ähnelte. So grundverschieden auf den ersten Blick die beiden Charaktere erscheinen mögen, der harte, praktisch nüchterne, engherzige Joachim und sein begeisterter, liebevoller, unerschöpflich wohltätiger Nachkomme: der geistige Hochmut, die Geringschätzung der lebendigen Kräfte einer ringenden und gärenden Zeit war beiden gemeinsam. Wie Joachim aus der festen Burg seiner kanonischen Gelehrsamkeit hoffärtig herabsah auf den plumpen Wittenberger Mönch, der sich erdreistete, den kunstvollen Bau so vieler Jahrhunderte zu zerstören, so wollte Friedrich Wilhelm in den mächtig hereinflutenden liberalen Ideen nichts sehen als Dummheit und Bosheit. Gewiß war seine Gesamtansicht vom Staate tiefsinniger und im Grunde auch freier als die platte Doktrin des liberalen Vernunftrechts, und auch über

viele einzelne politische Fragen urteilte er richtiger als die Gegner: er erkannte die Gebrechlichkeit einer auf Meinungen, nicht auf reale Interessen gestützten Parteibildung und täuschte sich niemals über den Wert der vielbewunderten konstitutionellen Freiheit Frankreichs. Doch er sah nicht, daß hinter den oft so geistlosen Reden der liberalen Kammerredner und Publizisten eine lebensvolle, zukunftsreiche soziale Kraft stand, der Mittelstand der Nation, dessen Reichtum und Bildung mit jedem neuen Friedensjahre stetig wuchs. Ihm entging, daß dieselbe Macht der Geschichte, welche einst die alte ständische Gliederung geschaffen, schon vor dreihundert Jahren den ersten Stand, den Klerus aus seiner Herrenstellung verdrängt hatte und seitdem unaufhaltsam daran arbeitete, auch die anderen ständischen Gegensätze zu mildern. Und wie einst jener Joachim mit aller seiner Klugheit und Strenge nicht verhindern konnte, daß gleich nach seinem Tode die evangelische Lehre in die Marken einzog, so sollte diesem Enkel noch das härtere Schicksal werden, daß er selber den so tief verachteten konstitutionellen Ideen die Tore seines Staates öffnen mußte.

Wer könnte ohne schmerzliche Bewegung das Bild dieses zum Martyrium ausersehenen Fürsten betrachten? Zu allem Herrlichen schien er geboren, verschwenderisch hatte ihm die Natur Kopf und Herz ausgerüstet; nur jene einfachen, massiven Gaben, die den Staatsmann machen blieben ihm versagt. Ihm fehlte der Sinn für das Wirkliche, der die Dinge sieht wie sie sind, und der geradaus das Wesentliche treffende schlichte Menschenverstand. Wie schwer fiel es doch diesem Künstler der Rede, dessen gesprochenes Wort so viele bestach, in seinen Denkschriften und Briefen bestimmt zu sagen, was er eigentlich wollte. Durch gehäufte Ausrufungszeichen und zwei- und dreifache Unterstreichungen suchte er zu ergänzen, was er trotz seiner seltenen Sprachgewalt nicht ausdrücken konnte; der klare Geist bedarf solcher Krücken nicht, weil er durch den Bau seiner Sätze den Leser zwingt, die Worte richtig zu betonen. Ihm fehlte auch die frische Kraft des Wollens. Die Offiziere bemerkten bald, daß er nicht zu be-

fehlen verstand und seinen Geboten schlecht gehorcht wurde. Seine Stimmung sprang jählings um von gütiger Hingebung zu aufbrausender Heftigkeit, und sein blendender Witz gemahnte oftmals an den tatlosen Humor Hamlets. Solche Bedenken wurden schon damals laut; General Wolzogen faßte sie höflich umschreibend dahin zusammen: gewiß, er ist ein Genie, aber ich zweifle, ob Preußen ein Genie ertragen kann. Für uns Nachlebende fällt noch ein rätselhaftes pathologisches Moment ins Gewicht, das der freimütige Historiker zwar nur erwähnen, aber nicht verschweigen darf. Es ist möglich, daß die unheimliche Krankheit, welche diesen reichen Geist am Abend seines Lebens mit ihrem nächtigen Schleier bedeckte, schon in früheren Jahren sich auf Augenblicke angekündigt hat, und unzweifelhaft erwiesen, daß spätestens seit dem Jahre 1848 im Leben Friedrich Wilhelms Wendungen eintraten, welche sich kaum anders als aus augenblicklicher Geistesabwesenheit erklären lassen. Die ersten Spuren dieser schrecklichen Heimsuchung werden wohl immer in Dunkel gehüllt bleiben.

Um diese Zeit machten zwei neue politische Schriften in den hochkonservativen Kreisen Preußens die Runde. Der Restaurator der Staatswissenschaft (der ultramontane Berner Professor von Haller) gab jetzt den allgemeinen Grundsätzen seines großen Werkes die Nutzanwendung und sagte in seiner Schrift „über die Konstitution der spanischen Cortes“ allen konstitutionellen Bestrebungen so schonungslos den Frieden auf, daß die Behörden seiner Heimat für geraten hielten, das Buch zu verbieten. Metternich aber gab dem spanischen Geschäftsträger, als dieser für Österreich das gleiche Verbot forderte, die gelassene Antwort: erst möge man der spanischen Presse die Angriffe auf Österreich untersagen. Und wohl hatte er Grund, den Berner zu beschützen. Denn grausamer war das Ideal der liberalen Doktrinäre noch nie mißhandelt worden. Wenn sich nur mit dieser wohlfeilen Kritik der radikalen Torheiten einige historische Gerechtigkeit gepaart hätte! Kein Wort davon, daß diese monarchische Verfassung ohne monarchische Gewalt

entstanden war in einer Zeit, da König Ferdinand sein Land treulos verlassen hatte; kein Wort von den himmelschreienden Schandtaten des restaurierten Despotismus, welche das königstreue Volk zur Wut gestachelt hatten. Nur „die Sophistenzunft, die mächtige Sekte, die in Frankreich den Thronfolger ermorden läßt", hatte dies Grundgesetz zustande gebracht, und nicht um seinetwillen, sondern um ihre eigene Souveränität zu gründen — dieselben Literatori, die auch in Deutschland schreiend und schreibend an den Thronen rütteln. Haller scheute sich nicht, den Eidbruch offen zu predigen: ein Eid, der den König zur Verachtung aller göttlichen und menschlichen Gesetze verpflichtet, ist ein Skandal, eine Lästerung Gottes und mithin unverbindlich. Zugleich sprach er nochmals aus, daß sein „gottgewollter" Staat nur eine privatrechtliche Gesellschaft sein und auf alle Kulturzwecke verzichten solle; er verwarf die allgemeine Besteuerung, die Konskription, die Staatsschule und klagte: „so nimmt die Sekte uns zugleich Eigentum, Körper und Seele!" Zum Schluß wendete er sich an Europas Könige, die deutschen zumal: „Fliehet das Wort Konstitution; es ist Gift in Monarchien, darum, weil es eine demokratische Grundlage voraussetzt, den inneren Krieg organisiert und zwei auf Leben und Tod gegeneinander kämpfende Elemente schafft." Nur „Land- oder Provinzialstände, wie die Natur sie schuf," ziemen der Monarchie, auf daß die Idee der Macht durch die freie und freudige Zustimmung der unmittelbaren Getreuen verherrlicht werde. Auch ein Hieb gegen das preußische Kronfideikommiß ward mit angebracht: „veräußert jene ursprünglichen Stammgüter, die Zierden Eures Hauses nicht." Vor allem aber: „Krieg, heiligen Krieg gegen die Sophisten, die sich selbst durch ihre Grundsätze und ihre Verbindung von Eurem Volk gesondert haben!" Jeder Satz schien darauf berechnet, die Kluft zwischen den deutschen Parteien gewaltsam zu erweitern, und in der Tat hat Haller zur Vergiftung unseres politischen Lebens mehr als irgendein anderer Publizist beigetragen.

So fanatische Grundsätze konnte der feine Sinn des Kron-

prinzen sich nicht ohne Vorbehalt aneignen; die freche Anpreisung des Eidbruchs mußte ihn abstoßen. Trotzdem erkannte er nicht, daß dieser Restaurator, der die drei großen preußischen Bürgerpflichten, Wehrpflicht, Steuerpflicht, Schulpflicht, gänzlich verwarf, auch von den Lebensbedingungen des preußischen Staates nichts ahnen konnte. Die Unterscheidung der naturgemäßen Landstände und der demokratischen Konstitution sagte ihm zu, und an das Dasein der über Europa verzweigten Sophistenverschwörung glaubte er alles Ernstes. Der Name Hallers stand eben jetzt, da er dies wütende Libell herausgegeben hatte, im kronprinzlichen Palaste hoch in Ehren, und es scheint sicher, daß man in den Hofkreisen ernstlich daran dachte, den großen Berner Patrizier nach Berlin zu rufen. Da wurde zum Glück Hallers Abfall von der protestantischen Kirche ruchbar, und nunmehr wagte niemand, dem Könige von der Berufung zu sprechen. Auch der Kronprinz hätte den Restaurator jetzt nicht mehr in seiner Umgebung geduldet, denn die evangelische Kirche blieb ihm heilig, obschon er manchen Gedanken des Katholizismus sehr weit entgegenkam.

Noch weiter ab von der Gedankenwelt des protestantischen Nordens lag die Schrift des Grafen de Maistre „vom Papste“, ein Buch, das schon acht Jahre früher, vermutlich zur Bekehrung des Zaren Alexander, verfaßt war, aber erst 1819 in Paris veröffentlicht und erst jetzt in Deutschland bekannt wurde — wohl das schönste Werk der neueren ultramontanen Publizistik, meisterhaft geschrieben, unerbittlich folgerecht in seinen Schlüssen und durchglüht von einer Wärme der Überzeugung, die auch den Gegner zur Achtung zwang. Rund und nett ward hier die furchtbare Lehre der päpstlichen Unfehlbarkeit aufgestellt — eine Doktrin, die sich aus dem Werdegang der römischen Kirche mit logischer Notwendigkeit ergab, aber inmitten der nationalkirchlichen Gebilde des achtzehnten Jahrhunderts sich noch nicht recht offen herausgewagt hatte. Da jedes menschliche Gesetz unvollkommen ist und der Ausnahmen bedarf, so muß eine unfehlbare höchste Gewalt bestehen, ausgestattet mit dem Rechte zu

binden und zu lösen. Den unmittelbar von Gott eingesetzten weltlichen Souveränen wird diese Unfehlbarkeit menschlicherweise beigelegt, wirklich vorhanden ist sie nur in dem Statthalter Christi. Darum verkettet ein Band des Gehorsams alle legitimen Souveräne mit dem heiligen Stuhle, dem Schiedsrichter der Staatenwelt, und nur auf dem Boden der katholischen Glaubenseinheit ist ein gesundes politisches Leben denkbar. Was kümmerte diesen Schwärmer die unbestreitbare Tatsache, daß die politische Entwicklung der protestantischen Völker bisher in leidlichem Frieden verlaufen war, während die Revolution, in dem katholischen Frankreich geboren, die katholischen Staaten, und soeben wieder die beiden Halbinseln Südeuropas, mit krampfhaften Zuckungen heimsuchte? Er hatte für sich die dialektische Kraft des Wortes: wer Autorität sagt, der sagt Papst oder er sagt gar nichts.

Die Angst vor der Revolution beherrschte aber die deutschen Höfe so gänzlich, daß mancher geistreiche Protestant auf die Weisheit des klerikalen Savoyarden schwur, ohne zu bemerken, wie fest jeder Satz dieses wohlgefügten Lehrgebäudes mit der päpstlichen Unfehlbarkeit zusammenhing. Gentz, der im Kerne seines Wesens doch immer ein Kantianer blieb, erklärte de Maistres Schrift für das erste Buch des Jahrhunderts und rief entzückt: „das ist mein Mann!“ Einzelne blendende Paradoxen des geistreichen Ultramontanen wurden in der vornehmen Welt mit Frohlocken umhergetragen, so das berühmte Schlagwort, das fast wörtlich mit Haller übereinstimmte: die Fürsten verdanken den Völkern nur leeren Glanz, die Völker verdanken den Fürsten ihr Alles, ihr soziales Dasein. Auch der preußische Kronprinz berauschte sich an dem Weihrauchduft dieser legitimistischen Halbwahrheiten.

Monarchen von starkem Selbstgefühl pflegen ihren Thronfolger mit einer gewissen Härte von den Geschäften fern zu halten. König Friedrich Wilhelm aber schaute mit väterlichem Stolz auf seinen vielverheißenden Erben, der dem Vater stets mit kindlicher Pietät begegnete. Das Mißtrauen, das ihn vor genia-

len Naturen so häufig überkam, verleugnete sich ganz gegenüber diesem Sohne, in dessen Wesen doch vieles lag was im tadelnden Sinne genialisch heißen konnte. Auf Hardenbergs Rat wurde der Kronprinz schon gleich nach dem Kriege in das Staatsministerium eingeführt, und da er es dort wie nachher im Staatsrate nicht an feinen Bemerkungen fehlen ließ, so glaubte der bescheidene König bald in „seinem Fritz" ein überlegenes staatsmännisches Talent zu entdecken, während er in Wahrheit selber einen ungleich schärferen politischen Blick besaß als der Thronfolger. Mit dem geistreichen alten Staatskanzler unterhielt sich der Kronprinz gern, wie er denn im geselligen Verkehr das schöne Vorrecht der königlichen Unparteilichkeit immer ausübte und mit Staatsmännern jeder Richtung, mit W. Humboldt, Schön, Niebuhr — wenn sie nur Geist hatten — freundschaftlich umging. Während des Kampfes um die Steuerreform schrieb er dem Staatskanzler einmal: „Und das Eine müssen Sie mir glauben, daß die Worte: Freundschaft, Vertrauen, Verehrung keine leeren Laute in meinem Munde sind — und wahrlich weiß ich keine anderen zu gebrauchen, wenn ich von meinem Verhältnis zu Ihnen rede." Im Augenblicke des Niederschreibens mochte er, leicht erregbar wie er war, solche Gefühle auch wirklich hegen. Ein festes, dauerndes Zutrauen zu dem alten Herrn, der so ganz ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts war, vermochte er doch nie zu fassen. Der bureaukratisch-liberale Zug der Hardenbergischen Politik blieb ihm verdächtig, und über das anstößige häusliche Leben des Kanzlers äußerte er sich sehr bitter.

Die Zusage der landständischen Verfassung erfüllte den Kronprinzen mit frohen Hoffnungen, da er den gestrengen alten Absolutismus immer nur als einen Notbehelf betrachtet hatte. Aber — daran war ihm kein Zweifel — auf den wiedererweckten, ständisch gegliederten alten Landtagen mußte der Adel eine mächtige Stellung behaupten, ein Stand, dessen Zukunft den Prinzen überhaupt lebhaft beschäftigte. In einer der wenigen Denkschriften, die sich von ihm aus diesen Jahren vorfinden, erörtert

er sehr ausführlich die Frage, ob den Häuptern der reichsunmittelbaren Geschlechter der Titel „regierender Fürst“ gebühre — was er bejaht — und verwirft für diese Häuser den unhistorischen Namen der Standesherren, der nur für die privilegierten Baronate Schlesiens und der Lausitz gelten könne: „jetzt vorzüglich, da das ständige Wesen im Werke ist, darf keine Verwirrung in dem Charakter der großen Familien des Landes erzeugt werden.“ Nicht minder fest stand ihm die Meinung, daß die neuen Provinzialstände sich an die althistorischen Territorien anschließen müßten; darum hieß er die altständische Bewegung der jülich-kleve-märkischen Edelleute willkommen und dankte ihnen, daß sie „ihr Augenmerk dahin richteten dem Neuen ein bewährtes Fundament unterzulegen“. Die schwierige Frage, wie sich diese alten Territorialstände mit der neuen Provinzialeinteilung vertragen sollten, erregte ihm wenig Bedenken. Im übrigen wollte er den Untertanen durchaus kein vorlautes Dreinreden in die Verfassungsfrage gestatten, wie er auch in seinen späteren Jahren der Krone gern die Stelle der Vorsehung vorbehielt; das Volk hatte schweigend abzuwarten, was der König über die Landstände verfügen würde. Darum wies er jene allerdings ungestüme Schrift von Görres, der doch auch gut altständisch gesinnt war, so schroff zurück. Die Einberufung der Reichsstände wünschte der Kronprinz damals noch aufrichtig; nur sollten sie sich, gemäß der Verordnung von 1815, „organisch“ aus den Provinzialständen herausbilden. Als grundsätzlicher Gegner des Kanzlers war der Thronfolger bisher noch niemals aufgetreten; denn der Streit über die Steuerreform bewegte sich doch nur um die tatsächliche Frage, ob wirklich ein Bedürfnis für die neuen Abgaben vorhanden sei.

Da ward der Kronprinz mit einem Male durch die Entwürfe der Kommunalordnungs-Kommission aus seiner zuwartenden Haltung hinausgedrängt. Wie hätten diese Entwürfe ihm nicht ganz unannehmbar erscheinen sollen, die so scharf mit dem bureaukratischen Besen über die Sonderart der Landschaften dahinfegten, die den Landadel in den Grundfesten seiner alten Macht-

stellung bedrohten, ohne doch eine kräftige Selbstverwaltung für die Kreise zu begründen? Er konnte fortan dem Kanzler nicht mehr folgen, und es lag in der Natur der Dinge, daß er nunmehr mit der altständischen Partei, die ohnehin seinen Neigungen nahestand, sich zu verständigen suchte. Sein Lehrer Ancillon, Wittgenstein, Schuckmann sprachen im gleichen Sinne, und hatte der Kommunal-Ausschuß durch den Versuch übermäßiger Zentralisation schwer gefehlt, so tauchte jetzt im gegnerischen Lager der ebenso bedenkliche Vorschlag auf: ob man nicht lieber die Gemeinde- und Kreisordnung der einzelnen Provinzen ganz in die Hände der künftigen Provinzialstände legen solle? Dergestalt scharte sich aus alten und neuen Gegnern eine mächtige Opposition wider den Kanzler zusammen. Der Wind war ihr günstig, und leicht konnte sie bewirken, daß diese letzten, so erfolgreich begonnenen Reformen des greisen Staatsmannes ein Stückwerk blieben.

* *
*

Selten hat sich so fühlbar die alte Wahrheit bestätigt, daß Männer den Lauf der Zeiten beherrschen. Friedrich Wilhelm der Vierte blieb acht Jahre hindurch der Mann des Schicksals für Deutschland; die Kräfte, die er weckte, und weit mehr noch die Gegenkräfte, die er wider sich aufrief, trieben unser Volk der Revolution entgegen. Aber selten auch ward so anschaulich, daß die Zeit sich ihre Männer bildet. Der rätselhafte Charakter des neuen Königs war selbst nur eine letzte feine Blüte der langen, kaum erst überwundenen Epoche ästhetischer Überschwenglichkeit; erst den tatkräftigeren Söhnen eines anderen abgehärteten Geschlechts, das die Greuel der Revolution durch die Gassen hatte rasen sehen, sollte gelingen, was diesen weichen Händen mißraten mußte. Eine so eigenartige Ansicht von der Vollgewalt des Königtums, wie dieser Fürst sie in begeistertem Herzen hegte, hatte mit der frivolen Selbstvergötterung der Bourbonen, mit der gedankenlosen Ruheseligkeit der Wiener Hofburg gar

nichts, mit der pfäffischen Königskunst der Stuarts auch nur wenig gemein; sie konnte, gleich dem künstlerischen Absolutismus König Ludwigs von Bayern, nur auf deutschem Boden erwachsen, nur auf dem Boden jener romantischen Weltanschauung, welche in der schrankenlosen Entfaltung aller Gaben, in der Selbstgewißheit und dem Selbstgenusse des stolzen Ichs ihr Ideal fand. In der gedrückten und beengten Zeit rief jedermann nach Freiheit, niemand lauter als der neue König. Aber vor allen wollte er selber frei sein, um auf den Höhen des Lebens sich auszuleben, die Fülle seiner königlichen Weisheit und Gestaltungskraft zu betätigen. Er glaubte an eine geheimnisvolle Erleuchtung, die den Königen vor allen anderen Sterblichen durch Gottes Gnade beschieden sei; er hegte ein warmes Zutrauen zu den Menschen und meinte die Zeit zu verstehen, weil er allem Schönen und Großen was sie bot mit feinsinniger Empfänglichkeit gefolgt war. Darum dachte er kraft seiner königlichen Vollgewalt seinem geliebten Volke mehr wahre Freiheit zu schenken als jemals eine geschriebene Verfassung gewähren könne.

Friedrich Wilhelm hatte das fünfundvierzigste Lebensjahr fast erreicht, und seine gedunsene Gestalt mit den geistreichen, aber schlaffen, bartlosen Gesichtszügen erschien trotz der jugendlich unruhigen Bewegungen schon etwas gealtert. Wieviel hatte er auch schon erlebt in diesen langen Jahren des Wartens, welche Huldigungen waren ihm zuteil geworden von jenen fernen Tagen an, da die alte Albertina den dreizehnjährigen Knaben zu ihrem Rektor erwählte, und am letzten Geburtstage seiner Mutter „des Vaterlandes blühende Hoffnung“ durch eine Denkmünze geehrt wurde, bis herab zu den späteren Zeiten, da Goethe weissagte, dies große Talent müsse neue Talente wecken, und jedermann die Geisteshoheit des Kronprinzen bewunderte. Seit langem schon führte er den Vorsitz im Staatsrate wie im Ministerium und glaubte daher das ganze Getriebe des Staats zu übersehen. Sein Vater sorgte jedoch mit seinem schlichten Menschenverstande dafür, daß diese einem Thronfolger wenig angemessene glän-

zende Stellung nicht zu einer Mitregentschaft entartete. Der alte König war in seinem Hause weit mehr der Herr als im Staate; seine Kinder blickten zu ihm alle empor mit jener scheuen Ehrfurcht, welche ernste, wortkarge Väter selbst begabteren Söhnen einzuflößen wissen. Der politische Einfluß des Kronprinzen reichte nicht sehr weit. Einzelnen Personen, zumal rechtgläubigen Geistlichen konnte er wohl durch seine Fürsprache vorwärts helfen; auch die wenig erheblichen Verhandlungen mit den Provinzialständen blieben fast ausschließlich seiner Leitung überlassen. Aber alle entscheidenden Beschlüsse faßte der alte Herr so ganz nach eigenem Ermessen, daß der Thronfolger seine Ohnmacht bald sehr schmerzlich empfand und einen stillen, beständig wachsenden Groll gegen das alte Regiment faßte.

Er haßte nicht nur die bureaukratische Formenstrenge, die er als „Diener-Anmaßung" abzufertigen liebte, ohne ihre großen Vorzüge zu würdigen; er verabscheute noch mehr den ganzen Geist dieser Regierung, der ihm von der Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts nur wenig abzuweichen schien. Wenn er als Kronprinz in Charlottenhof dicht unter dem Hügel von Sanssouci weilte, in der rosenumrankten Villa, die ihm der Vater geschenkt und Schinkel mit italienischer Anmut ausgeschmückt hatte, dann verglichen die Gäste zuweilen in erregten Gesprächen Vergangenheit und Zukunft. Das aufstrebende junge Geschlecht meinte der alten Zeit durch den Schwung, die Gläubigkeit, die Gemütstiefe, die Ironie der Romantik weit überlegen zu sein. Friedrich Wilhelms Herzensfreund Prinz Johann von Sachsen besang in feierlichen Trochäen die kalte Marmorpracht der Königssäle da droben:

Ist es nicht, als ob er hier noch tönte,
Jenes beißenden Jahrhunderts Witz? —

und schilderte dann in hüpfenden Daktylen das Gartenhaus drunten mit seiner jugendlichen Fröhlichkeit:

Hier fühlt man schlagen, was ewig dort fehlet,
Neben dem Geist ein erwärmendes Herz.

Bald nach seiner Thronbesteigung schlug der neue König selbst

in dem Schlosse des großen Friedrich sein Hoflager auf, was keiner seiner beiden Vorgänger gewagt hatte. Die unausbleiblichen erdrückenden Vergleichungen erschreckten ihn nicht, denn er hoffte, daß jetzt zum zweiten Male von diesem „historischen Hügel" herab ein neuer Geist sich über das Land ergießen würde, ein anderer freilich als der friderizianische, der Geist des christlichen Staates. In ernster Arbeit und schweren Seelenkämpfen hatte er die rationalistischen Lehren seiner Jugenderzieher längst überwunden und den Glauben als die höchste Potenz der Vernunft begriffen. Unauslöschlich stand in seinem Herzen der Spruch des heiligen Augustin: das unwandelbare Licht Gottes war über mir, weil es mir das Dasein gegeben, und ich war unter ihm weil es mich erschaffen hat. Daraus ergab sich ihm „der unaussprechliche Unterschied des Schöpfers und Geschöpfes, daher auch der Wahnsinn, die Gottheit aus dem eigenen Wesen, als einem Analogon der Gottheit!!! zu konstruieren." Nichts war ihm darum hassenswürdiger, als „die Drachensaat des Hegelschen Pantheismus"; tiefsinniger als Hegel erkannte er, daß jedes Zeitalter nicht bloß als eine Entwicklungsstufe für die Zukunft etwas bedeutet, sondern seinen selbständigen Wert, seine eigene Beziehung zu Gott hat. Die neue Zeit aber, die jetzt heraufgraute, sollte mit der Erbschaft der alten Aufklärung gründlich aufräumen, die Revolution durch die Freiheit, die fleischliche Freiheit durch die christliche, den mechanischen durch den christlichen Staat überwinden.

Eine Welt herrlicher Pläne hatte er sich mit künstlerischer Phantasie schon ausgesonnen, und nun, da er der Herr war, drängte ihn sein liebevolles Gemüt, das überall augenblicklich Freude bereiten, überall glückliche Gesichter um sich sehen wollte, sie alle zu verwirklichen. Er dachte die provinzialständische Verfassung durch die Einberufung eines ständisch gegliederten Reichstags zu vollenden, nimmermehr durch eine papierene Konstitution; denn obwohl er allen politischen Theorien seine Verachtung auszusprechen liebte, so war er doch selbst ganz durchdrungen von einer unwandelbaren politischen Doktrin. Jener künstliche

Gegensatz des revolutionären Repräsentativsystems und des legitimen Ständewesens, welchen Gentz einst in der Karlsbader Denkschrift vom Jahre 1819 geschildert hatte, erschien ihm als eine unumstößliche Wahrheit; wie die alte Naturrechtslehre an ein abstraktes, über allen positiven Gesetzen erhabenes Vernunftrecht glaubte, so er an ein historisches Recht der Stände, das ohne Zutun der Staatsgewalt entstanden, auch von ihr nur anerkannt, nicht aufgehoben werden könne. Die Wahrheit, daß der rechtsbildende Gemeingeist der modernen Völker sich am stärksten in ihren Staatsgesetzen betätigt, verachtete er als eine Verirrung der hegelianischen Staatsvergötterer; von dieser „Staatsallmacht" sollte seine christliche Monarchie sich allezeit fern halten. Hallers Staatslehre feierte jetzt da ihr Urheber schon das siebzigste Jahr überschritten hatte, ihren höchsten Triumph, nur daß diese derbprosaische Machttheorie sich in der Seele Friedrich Wilhelms zu einem reichgeschmückten künstlerischen Bilde ausgestaltete: die Idee der Staatseinheit galt ihm gar nichts, genug wenn alle Stände und alle Landschaften seines weiten Reichs sich frei und farbenprächtig in ihrer historischen Eigenart entfalteten, auch die Wenden, auch die Litauer, die Kassuben, die Masuren sich ungestört ihrer volkstümlichen Sprache und Sitte erfreuten.

Alle Härten des alten Systems dachte er zu mildern; also Verzeihung für die Demagogen, auch für die Polen, die er als widerrechtlich Unterdrückte bemitleidete; Freiheit für die Presse, und vornehmlich für die Kirche. Den Groll der Katholiken über den Kölnischen Bischofsstreit hoffte er durch hochherzige Zugeständnisse zu versöhnen. Die evangelische Landeskirche aber und die oberstbischöfliche Gewalt des Königtums betrachtete er kaum als zu Recht bestehend: wenn der Protestantismus nur erst alle ungläubigen Elemente ausgestoßen hätte, dann sollten sich die Gemeinden der Gläubigen aus eigener Kraft, ungestört von der Staatsgewalt, ihre Kirche neu erbauen, und also die unsichtbare Kirche sichtbar werden. Auch die knappe Sparsamkeit des alten Regiments betrachtete er längst mit Unwillen: um eine prächtige, geschmackvolle, des hohenzollerschen Namens würdige

Hofhaltung hoffte er alles zu versammeln was Deutschlands Kunst und Wissenschaft an großen Namen besaß. Schon als Kronprinz hatte er den Ausbau der Marienburg und des Kölner Doms gefördert, zu Castel auf der Felsplatte hoch über der Saar die Gruftkirche seiner lützelburgischen Ahnen, auf Stolzenfels das Rheinschloß der trierischen Kurfürsten stattlich hergestellt, auf Stahleck die Pfalzgrafenburg der Altvordern seiner Gemahlin wieder zugänglich gemacht; jetzt sollten überall die halb zertrümmerten Bauten der deutschen Vorfahren prächtig auferstehen und zugleich den schöpferischen Talenten des jungen Künstlergeschlechts eine Fülle neuer Aufgaben gestellt werden. Jeder frischen Kraft des vaterländischen Lebens wollte der christliche Monarch sorgsam gerecht werden: dem Handel, dem Gewerbfleiß, dem Verkehre und nicht zuletzt den arbeitenden Massen, deren wachsende Macht er schon als Kronprinz, früher als die meisten Zeitgenossen, scharfsichtig würdigte.

Von der überlieferten auswärtigen Politik war er nicht gemeint sich gänzlich loszusagen; er betrachtete den Bund der Ostmächte als den Schutzwall wider die Revolution, seine alte Verehrung für Metternichs Weisheit hatte sich mit den Jahren nur gesteigert, und gegen den russischen Schwager zeigte er sich schwächer als sein Vorgänger. Der alte Herr hatte „den lieben Nix" wie einen Sohn geliebt, aber ihn in seiner stillen Weise immer in Schranken gehalten. Dem neuen Könige war die Härte des Zaren tief zuwider, und vor Vertrauten äußerte er sich oft sehr bitter über „Seine Autokratische Majestät", doch er empfand vor ihm jene geheime Furcht, welche der überlegene Wille dem überlegenen Geiste aufzwingt. Dabei fühlte er doch sehr lebhaft, daß seine innere Politik weder mit dem gemütlichen Seelenschlafe des alten Österreichs, noch mit der knechtischen Stille des Zarenreichs irgend etwas gemein haben durfte, und ersehnte die Zeit, da England wieder in den alten Vierbund eintreten, Preußen aber, gestärkt durch ein engeres Bündnis der beiden protestantischen Großmächte, etwas freiere Hand in Europa erhalten würde. Diesem stammverwandten Inselvolke widmete er seit einigen

Jahren eine feurige durch Bunsens enthusiastische Briefe beständig geschürte Bewunderung. Mit Freuden nahm er wahr, wie die Anglomanie seit dem Ende der dreißiger Jahre überall in Mitteleuropa, bis nach Ungarn hinein, unter dem Adel überhandnahm, Trachten und Sitten der englischen Sportsmen von der vornehmen Welt eifrig nachgeahmt wurden. Er sah in der britischen Verfassung das Musterbild jener organischen Entwicklung, die er, in anderen Formen freilich, für seinen eigenen Staat erhoffte, und teilte die unter dem liberalen Adel wie im Bürgertum weit verbreitete Meinung, daß England unser natürlicher Bundesgenosse sei. Immerhin hatte er schon mehr politische Erfahrung gesammelt als die freiwilligen Staatsmänner des Liberalismus und erkannte wohl, daß die Verbindungen der Staaten nicht allein durch ihre innere Verwandtschaft bestimmt werden; nur wenn der alte Ostbund unerschütterlich fortbestehe, hielt er das engere Bündnis der zwei protestantischen Mächte für möglich.

Noch lebhafter beschäftigte ihn Preußens deutsche Politik. Er rechnete nicht auf ein langes Leben und sagte bald nach seiner Thronbesteigung: ob diese kurze Regierung ruhmreich werde, das wisse er nicht, aber einen deutschen Charakter solle sie tragen. Da er „die Vorurteile" des friderizianischen Zeitalters verachtete und dem alten Kaiserhause neidlos den Vortritt überließ, so hielt er den Deutschen Bund mitsamt der friedlichen Zweiherrschaft für eine höchst segensreiche Einrichtung, und sein Ehrgeiz ging nur dahin, daß Preußen diese trefflichen Institutionen beleben, dem Bunde die wirksame Leitung des Heerwesens, der Verkehrsverhältnisse, der Handelspolitik verschaffen müsse. Wie die erweiterte Bundesgewalt sich mit dem Zollvereine vertragen sollte, der doch ohne und gegen den Bund entstanden war — solche Fragen legte er sich kaum vor; denn sein preußisches Staatsgefühl blieb allezeit schwächer als die unbestimmte Begeisterung für Deutschlands Einigkeit, und der Gedanke, im Kampfe mit Österreich die Führung der Nation für Preußen zu fordern, lag gänzlich außerhalb seines Gesichtskreises. Unter

allen hohenzollerschen Königen war er der friedfertigste, friedfertiger noch als sein Vater und darum auch der einzige, der nie einen ernsten Krieg geführt hat. Auf eines seiner Museen ließ er den alten Cäsarenspruch setzen: Melius bene imperare quam imperia ampliare — ein Wort, das dem Beherrscher eines Weltreiches wohl anstand, doch wahrlich nicht dem Könige eines jungen, unfertigen Staates mit lächerlichen Grenzen. Er war kein Mann des Degens; nur ungern bestieg der Kurzsichtige ein Roß, und wenngleich er bei den Manövern die Offiziere oft durch seine scharfsinnigen kritischen Bemerkungen überraschte, so fühlten sie doch alle, daß er diese kriegerischen Pflichten nur aus Gewissenhaftigkeit, ohne Freude erfüllte. Sein Herz hing an dem Glücke des Friedens. Alle die friedlichen Segnungen aber, welche sein Volk unter der christlich-ständischen Monarchie zu erwarten hatte, sollten allein ausgehen von der Weisheit der Krone; denn wie ein Patriarch des Alten Testaments verstand er seine Würde, recht eigentlich als eine väterliche von Gott selbst zur Erziehung der Völker eingesetzte Gewalt erschien ihm das Königtum. Auf die Person des Monarchen bezog er alles was im Staate geschah. Der höchste Zweck der freien Presse war ihm „das Aufdecken von Mißbräuchen und Unbilden, von denen Ich auf keinem anderen Wege unterrichtet werden dürfte“; und wenn er seinen Untertanen zürnte, dann sagte er drohend: „ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Rute fühlen zu lassen ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen.“

Wenn sich nur unter allen diesen vielverheißenden Plänen des Thronfolgers ein einziger völlig ausgereifter, staatsmännisch durchdachter Entwurf befunden hätte! Indes jene leidenschaftliche Lust am Erfolge, selbst am verkümmerten Erfolge, welche den Mann der Tat bezeichnet, war ihm völlig fremd. Er liebte an der Fülle seiner Gedanken wie an einem künstlerischen Spiele sich zu weiden, und in den langen Jahren des Harrens verlernte er fast zu fragen, wie alle diese Herrlichkeit ins Leben treten solle. Sogar den Plan der Befreiung der evangelischen Kirche, der ihm unter allen das Herz am stärksten bewegte, dachte er

nur sieben Jahre lang mit ganzem Ernst zu fördern; zeige sich dann der Widerstand unüberwindlich, so wollte er das Buch zuschlagen. So sprach nicht ein geborener Herrscher, sondern ein phantasiereicher Kopf, der sich den Eindrücken des Lebens mehr hingab als sie selbst bestimmte, eine weiche Natur, die im Vertrauen auf Gott und die Menschen allezeit hoffte, die Dinge würden nach ihren Wünschen gehen und dann das Mißlingen nicht der eigenen Schwäche, sondern dem unerforschlichen Ratschlusse der Vorsehung zuschrieb. Auf seinem Schreibtisch in Sanssouci standen nebeneinander die Statuetten der Venus von Melos, des frommen Gellert, des Zaren Nikolaus, beredte Zeugen einer wunderbaren Empfänglichkeit, die in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche alles Bedeutende zu verstehen suchte, ohne irgendwo ganz heimisch zu werden.

Im Gespräche mit den Helden des deutschen Geistes zeigte er eine so blendende Überlegenheit, daß Leopold Ranke staunend sagte: er ist unser Aller Meister. Und doch war er kein Meister, sondern nur der größte aller jener geistreichen Dilettanten, an denen die vielgestaltige moderne Kultur so reich ist. Auf keinem der unzähligen Gebiete des geistigen Lebens, die sein ruheloser Geist zu umfassen strebte, zeigte er sich wahrhaft mächtig, wahrhaft schöpferisch, am wenigsten in seinem politischen Berufe. In späteren Jahren wetterte einmal ein klagender Bauer, der von dem Monarchen an den Staat gewiesen wurde, über diesen „Racker von Staat“, und der König pflegte dies geflügelte Wort halb im Scherz zu wiederholen. In seinem Munde war es leider mehr als ein Scherzwort; die unerbittliche Regelmäßigkeit der Staatsgeschäfte widerte ihn ebenso tief an wie die Härte der politischen Machtkämpfe, obgleich er die Arbeiten seines königlichen Amts mit gewissenhaftem Fleiße, bis in die tiefe Nacht hinein besorgte. Immer atmete er auf sobald er sich aus dieser Welt der Nüchternheit in sein eigenes reiches Ich zurückziehen konnte, und nie war er glücklicher, als wenn er, berauschend und berauscht, die Flut seiner Gedanken und Gefühle in begeisterter Rede ausströmen ließ. „Es ließ mir keine Ruh', ich mußte

reden," so sagte er dann, durchaus ehrlich, zu seinen Freunden. Nur die ihn nicht kannten, beschuldigten ihn einer schauspielernden Berechnung, welche seinem Charakter fern lag. Sein volles Herz auszuschütten, an der Pracht hoher Bilder, an dem Wohllaut der heißgeliebten, mit Meisterhand gepflegten Muttersprache sich zu erfreuen war ihm Bedürfnis. Die Wirkung dieser gesprochenen Selbstbekenntnisse stellte er dem barmherzigen Himmel anheim, ganz anders als sein Ahnherr Friedrich, der, auch ein geborener Redner, immer zum Zwecke sprach, jeden Satz auf den Willen der Hörer berechnend, und nie vergaß, daß Königsworte nur wenn sie Taten sind in der Nachwelt fortleben. Jenen unbewußten Schauspielerkünsten freilich, welche jedem begabten Redner nahe liegen, unterlag er oftmals; wenn er an froher Tafelrunde in allen Augen den Abglanz seiner eigenen siegreichen Persönlichkeit widerstrahlen sah, dann sagte er oft mehr als in seinem Willen lag.

Und seltsam, während sonst Naturen von so vielseitiger Empfänglichkeit sich anderen anzuschmiegen pflegen, stand Friedrich Wilhelm ganz auf eigenen Füßen. Hier lag das Rätsel dieses seltsamen Charakters, hier der Grund, warum er selbst von großen Köpfen so oft überschätzt wurde. In sorgloser Heiterkeit, ganz unantunlich, wie die Holländer sagen, schritt er durch das Leben; kraft der Weihe seines königlichen Amtes, kraft seiner persönlichen Begabung glaubte er alle Welt weit zu übersehen, und es gefiel ihm zuweilen, seine Absichten in ein ahnungsvolles Dunkel zu hüllen, durch halbe, unklare Worte die kleinen Sterblichen in Verwirrung zu setzen. Ohne durchgreifende Willenskraft, ohne praktischen Verstand, blieb er doch ein Selbstherrscher im vollen Sinne. Niemand beherrschte ihn; aller Glanz und alle Schmach seiner Regierung fiel auf ihn selbst allein zurück. Auf den Widerspruch seiner Räte ließ er wohl einen Lieblingsplan plötzlich fallen, und dann schien es eine Weile, als ob die Gedanken in diesem unruhigen Kopfe wechselten wie die Bilder im Wandelglase — bis sich endlich mit einem Male zeigte, daß der König an seinem ursprünglichen Plane mit einer seltsamen

stillen Zähigkeit festgehalten hatte und, trotz allem was dazwischen lag, zu ihm zurückkehrte. Er gab nichts auf und setzte wenig durch. Neigungen des Gemüts und fertige Doktrinen bestimmten seine Entschlüsse; Gründe der politischen Zweckmäßigkeit konnten dawider nicht aufkommen.

Und diese Unabhängigkeit von fremdem Urteile war ein Glück für den Monarchen; denn aller Menschenkenntnis bar zeigte er eine höchst unglückliche Hand in der Wahl seiner Ratgeber, eine wunderliche Neigung, bedeutende Männer an die falsche Stelle zu setzen oder sie durch unmögliche Zumutungen rasch zu vernutzen, so daß, außer den beiden persönlichen Vertrauten Thile und Stolberg, nur ein einziger seiner Minister, Eichhorn, die acht Jahre bis zur Märzrevolution ganz bei ihm ausgehalten hat. In allem abweichend von der unzugänglichen Schüchternheit des Vaters, liebte er jedermanns Meinung zu befragen; in der Unterhaltung hörte er freimütigen Widerspruch gern, ja er schien ihn durch kecke Behauptungen fast herauszufordern. Den Freunden beteuerte er seine Zuneigung mit einer Überschwenglichkeit, die ihn oft in den Verdacht der Falschheit brachte, obwohl sie stets der unwillkürliche Ausdruck seiner Stimmung war. Feinsinnig erriet er alle Wünsche seiner Getreuen und erfüllte sie mit königlicher Freigebigkeit, zart und rücksichtsvoll schonte er ihre menschlichen Schwächen. Wenn er gewinnen wollte, dann entfaltete er eine bezaubernde Liebenswürdigkeit und verschmähte selbst die kleinen weiblichen Künste des Schmollens nicht. Gleichwohl fühlte er sich durch seine königliche Würde so hoch erhoben, daß ihm die Personen im Grunde wenig galten. Mit erstaunlicher Kälte konnte er sich von altbewährten Vertrauten trennen, wenn sie ihre abweichende Meinung öffentlich kundgaben und ihm seine Zirkel störten. In jedem erklärten politischen Gegner sah er einen persönlichen Feind, und nach der Weise aller Gemütsmenschen behandelte er dann die entfremdeten Freunde ebenso hart und ungerecht wie vordem zärtlich und liebevoll, obgleich er es oft als seinen heißesten Herzenswunsch aussprach gegen jedermann streng gerecht zu sein.

Nicht bloß seine äußere Erscheinung, auch sein edel aber unglücklich angelegter Geist gemahnte an das Dichterbild des Hamlet. Wie reich war er an schönen, hohen Gedanken, und doch so unsicher in seinen Entschlüssen, daß seine Minister beim Schlusse einer Sitzung nie erraten konnten, ob er noch dieselbe Meinung hegen würde wie am Anfang. Seine Frömmigkeit kam aus den Tiefen eines gottbegeisterten Herzens, seine milde Hand schwelgte in den Werken einer jeden Schein verschmähenden christlichen Barmherzigkeit; und dieser Gütige konnte, wenn der Jähzorn ihn übermannte, sich bis zur Grausamkeit verfolgungssüchtig zeigen. Selber sittenstreng, urteilte er hart, fast prüde über lockeren Lebenswandel; das schloß nicht aus, daß er an saftigen Eulenspiegeleien und Berliner Straßenwitzen seine Freude fand. Wie groß war sein Wissen und sein Wissensdrang; aber die reinste Blüte aller Bildung, die Einfachheit des Fühlens und Denkens blieb ihm unverständlich und unerreichbar; überall suchte er das Absonderliche, weitab von der Heerstraße; immer mußte er witzig und geistreich sein, selbst wenn er durch einen paradoxen Einfall den Erfolg eines politischen Geschäfts gefährdete. Die männliche Kraft des Leibes und der Seele, welche allein so viele widersprechende Gaben im Einklang halten konnte, war ihm versagt, und zuweilen ließen sich schon die Spuren einer schlechthin krankhaften Anlage erkennen.

Der alte König hatte immer, oft allzu ängstlich, die Gegensätze zu beschwichtigen versucht, immer gehandelt nach dem alten Grundsatze, daß die erste Pflicht jeder Regierung gebietet bestimmte politische Überlieferungen festzuhalten; zuletzt, in den Tagen seines erstarrenden Alters, war es dahin gekommen, daß Minister Alvensleben beruhigt sagte: wir kennen die Meinungen des Monarchen ganz genau und können unsere Berichte stets also abfassen, daß wir der Genehmigung sicher sind. Wie anders der neue Herrscher. Er beabsichtigte ebenfalls die Traditionen seiner alten Monarchie in Ehren zu halten; doch durch seine vielverheißenden Reden, durch die Fülle seiner Pläne, durch sein unstet abspringendes Wesen, durch das beständige Aussprechen persön-

licher Gefühle wirkte er überall so aufregend und aufreizend, daß bald ein Sturm der Leidenschaften sein ruhiges Land durchtobte und er selbst dem Schicksal des Zauberlehrlings verfiel. Die Schwäche jeder neuen Regierung, die Unberechenbarkeit aller Verhältnisse, währte unter dem vierten Friedrich Wilhelm nahezu acht Jahre, bis eine furchtbare Niederlage des Königtums die ganze Lage veränderte. Und wenn nur die Zeit und ihr königlicher Erwecker einander irgend verstanden hätten! Er aber hatte sich in einem seltsam verschlungenen Entwickelungsgange so eigentümliche Ideale gebildet, daß er zuweilen in den Worten, niemals in der Sache mit der Durchschnittsmeinung der Zeitgenossen übereinstimmen konnte; er redete eine andere Sprache als sein Volk. Man jauchzte ihm zu, weil er nach dem Wunsche aller Welt dem Zwange, der Stille des alten Systems ein Ende bereitete, und auch durch die Form seiner Reden schien er zu beweisen, daß niemand sich völlig von seiner Zeit lossagen kann; denn ganz wie die Poeten des jungen Deutschlands, die er so tief verabscheute, liebte er durch das Ungewöhnliche zu blenden und verschmähte Schlichtes schlicht zu sagen. Doch wenn er von Freiheit sprach, so meinte er sein althistorisches Ständewesen, das nur die Macht des Beamtentums, nimmermehr die monarchische Gewalt beschränken sollte, während seine Zuhörer an das Repräsentativsystem dachten, das man allmählich für die einzige eines gesitteten Volkes würdige Staatsform ansah. Wenn er die deutsche Einheit pries, so dachte er an den Deutschen Bund und dessen friedliche Fortbildung, derweil die Gebildeten das ganze Treiben in der Eschenheimer Gasse schon längst als einen gespenstischen Mummenschanz verurteilten. Wenn er von der Selbständigkeit der Kirchen redete, so stimmte ihm jedermann zu, denn wer konnte dem Zauberworte der Freiheit widerstehen? — aber die christliche Gesinnung, die er für die freien Gemeinden der Gläubigen verlangte, war den Wortführern des Zeitgeistes völlig fremd, und alle die edlen Stiftungen seiner großartigen Wohltätigkeit, die von ihren Pfleglingen noch heute dankbar gesegnet werden, galten der Welt für Frömmelei und Muckerei. Wenn er der

Kunst und Wissenschaft freie Bahn versprach, so dachte er an die alte Naturphilosophie und die romantische Dichtung, geistige Mächte, welche das selbstgefällige neue Geschlecht längst überwunden zu haben glaubte.

So ward die erste Zeit seiner Regierung eine lange Kette von Mißverständnissen, und an dieser wechselseitigen Verkennung trug der König ebensoviel Schuld wie die unklar gärende Zeitstimmung, die ihn erst für ihren Helden hielt, um ihn dann mit der ganzen Bitterkeit der Enttäuschung zu bekämpfen. Selbst General Gerlach, der getreue Freund und Diener, sagte zuweilen: „die Wege des Herrn sind wunderbar," und der nicht minder ergebene Bunsen schrieb neben die Klage des Königs: „Niemand versteht mich, niemand begreift mich" die verzweifelte Randbemerkung: „Wenn man ihn verstände, wie könnte man ihn begreifen!" Friedrich Wilhelm vermochte nicht, wie sein ebenso phantasiereicher bayrischer Schwager, durch despotische Härte und durchtriebene Schlauheit sich aus selbstverschuldeten Verwicklungen herauszufinden; er rieb sich auf in unfruchtbaren Versuchen, bis die Geschichte über ihn hinwegschritt. Weder zum herzhaften Genusse, noch zu herzhafter Tat besaß er die Kraft, und obwohl ihn die angeborene muntere Laune nie ganz verließ, so fühlte er sich doch innerlich unbefriedigt. Er erkannte bald mit Schmerz, daß ihm nichts gelinge, und die aufgeregte Zeit war nicht in der Stimmung, diesem stillen Leiden eines hochbegabten Geistes menschliche Teilnahme zu zollen. Der von dem Berufe der Könige von Gottes Gnaden so überschwenglich hoch dachte, mußte noch erleben, daß sein Regiment den Glauben an das Königtum in einem altmonarchischen Volke tief, zum Glück nicht für immer, erschütterte. Es war, als wollte die Vorsehung diesem überbildeten und den Wert der Bildung maßlos überschätzenden Geschlechte an einem tragischen Beispiele zeigen, wie wenig in den Machtkämpfen des Staatslebens Geist, Wissen, Edelsinn, Herzensgüte vermögen ohne die schlichte Kraft eines männlichen Willens. In dem großen Zusammenhange der deutschen Geschichte erscheint diese tief unglückliche Regierung doch als eine notwendige, heilsame

Schickung; denn unter einem stärkeren König wäre der unvermeidliche Übergang der stolzen preußischen Monarchie zur konstitutionellen Staatsform schwerlich ohne furchtbare Kämpfe erfolgt. —

Das Schicksal fügte, daß fast zu gleicher Zeit mehrere der wichtigsten Staatsämter durch Todesfälle erledigt wurden. Wenige Wochen vor dem alten Könige war Altenstein gestorben, schon etwas früher sein frommer Ratgeber Nicolovius. Noch ehe das Jahr zu Ende ging, starb der treue Stägemann, der solange in allen vertraulichen Angelegenheiten die Feder für den Monarchen geführt hatte. Schinkel wurde in der Kraft seiner Jahre von einer schrecklichen Krankheit ergriffen, die seinen Geist umnachtete und ihn bald dahinraffen sollte. Den Tod des Grafen Lottum und des Kriegsministers General Rauch erwartete man binnen kurzem; beide fühlten sich altersmüde. Der ebenfalls hochbejahrte Fürst Wittgenstein hielt sich geflissentlich von den Geschäften zurück und äußerte bitter, mit dieser verwandelten Welt wolle er nichts mehr gemein haben. So ward denn überall Raum für frische Kräfte, und aufjubelnd schrieb Peter Cornelius: „es naht eine Fest- und Frühlingszeit für ganz Deutschland!“ Deutschland hatte aber in diesem Vierteljahrhundert erstaunlich rasch gelebt, und durch die lange Regierungszeit des alten Königs wurde die natürliche Folge der Generationen verschoben. Die neuen Männer, welche jetzt in die Höhe kamen, gehörten nicht der Jugend an; sie waren zumeist, gleich ihrem königlichen Gönner, aufgewachsen unter den bestimmenden Eindrücken der Befreiungskriege, der Zeit der Restauration und der religiösen Erweckung; manche von ihnen bewahrten auch noch die Freiheitsideale der ältesten Burschenschaft treu im Herzen. Das allerjüngste radikale Geschlecht jedoch belächelte sie schon als Reaktionäre, ihre christlich-germanischen Ideen erschienen der neuen Aufklärung der Junghegelianer sogar noch hassenswürdiger als die trocken verständige Bureaukratie des alten Systems.

Unter allen stand Königin Elisabeth dem Herzen des Königs am nächsten. Ihr widmete er eine unbegrenzte Zärtlichkeit, fast über das Maß hinaus, das einem Herrscher erlaubt ist. Als er

sich, von Tränen überströmt, ganz in Rührung zerfließend vom Todesbette seines Vaters erhob, sagte er zu ihr: „Jetzt stütze mich, Elise, nun bedarf ich der Kraft.“ Wenn er gepeinigt von der jeden Entschluß erschwerenden Überfülle seiner Gedanken, aufgeregt durch die Geschäfte zu ihr heimkehrte, dann empfing sie ihn immer gleich heiter, geistreich, liebevoll; nur wenn der Jähzorn ihn ganz aus der Fassung brachte, schaute sie ernsten Blicks im Zimmer umher und sprach: „ich suche den König.“ Sein glückliches Haus suchte er sich so gemütlich einzurichten als es die Fürstensitte erlaubt; zum Weihnachtsmarkte ging das königliche Paar selbst auf den Schloßplatz herunter, und am Silvesterabend mußte der Nachtwächter ins Schloß kommen um mit seinem Horne das neue Jahr anzukündigen. Was der König seiner Gemahlin nur an den Augen absehen konnte, tat er mit Freuden. Hochherzig überwand sie den stillen Kummer über die kinderlose Ehe; sie ließ es sich nicht nehmen, ihren Neffen Friedrich Wilhelm, den vermutlichen Thronfolger, selbst über die Taufe zu halten und wurde dem Knaben eine zweite Mutter. Ihr höchstes Glück aber fand sie in unerschöpflichem Wohltun; sie half dem Gatten bei den unzähligen Unternehmungen seiner christlichen Milde und steuerte aus eigenen Mitteln sehr große Summen, mindestens 60000 Taler jährlich bei; in allen den entlegenen Stadtvierteln Berlins, wo die neu gegründeten Krankenhäuser und Kinderbewahranstalten sich erhoben, kannte jedermann den Wagen der Königin mit den vier Apfelschimmeln. Trotzdem war sie im Volke nicht beliebt. Die Katholiken des Westens verziehen ihr den Übertritt nie; in den hartprotestantischen alten Provinzen aber, zumal in Berlin, wo der Geist des Jesuitenriechers Biester noch immer umging, erzählte man überall, sogar in den Kreisen der Hofdienerschaft, mit der höchsten Bestimmtheit, die Königin sei im Herzen katholisch geblieben und wolle ihren Gemahl zur römischen Kirche bekehren. Das Gerücht ward eine Macht, schädlich für das Ansehen des Königs, und entbehrte doch jedes Grundes. Aus freier Überzeugung, nach ernstem Nachdenken war Elisabeth einst zum evangelischen Glau=

ben übergetreten, und noch in späten Jahren sagte sie dem Papste Pius IX. mit ihrer gewohnten schönen Wahrhaftigkeit ins Gesicht: „wenn man zum Gemahl einen solchen König hat, der das Evangelium vorlebt, dann wird man im evangelischen Glauben gewiß.“ Freilich trug ihre kirchliche Gesinnung eine romantische Färbung, welche der Freigeisterei der Zeit verdächtig blieb; das Ideal der einen christlichen Kirche stand ihr so hoch wie ihrem Gemahl. Die streng legitimistischen Anschauungen der bayerischen Schwestern verleugnete sie nie; mit den Höfen von Wien, Dresden, München blieb sie in unablässigem Verkehre, und wenn sie das Ansehen des Königtums gefährdet glaubte, dann konnte die leutselige Fürstin manchem kalt und stolz erscheinen; daher schrieb man ihr einen verderblichen politischen Einfluß zu, obwohl sie während dieser ersten Jahre sich seltener als späterhin mit Staatsgeschäften befaßte.

Etwas weiter reichte die politische Wirksamkeit des Grafen Anton Stolberg, der anfangs neben dem Fürsten Wittgenstein, nachher als dessen bestallter Nachfolger die Leitung des Hausministeriums übernahm. Er hatte schon bei Jena tapfer gefochten, darauf die Verfolgungen der königlich westfälischen Polizei glücklich überstanden — dank den treuen Harzern, die den Sohn des altbeliebten Harzgrafengeschlechts immer zu verstecken wußten — dann im Befreiungskriege mit dem älteren Prinzen Wilhelm, mit Gneisenau und York als treuer Waffengefährte Freundschaft geschlossen. Diese Kriegserinnerungen blieben ihm immer heilig; als er nach dem Frieden heimkehrte um seinen Vater bei der Regierung der Grafschaft zu unterstützen, ließ er sogleich auf den Felsen des Ilsensteins den gefallenen Freunden zu Ehren ein eisernes Kreuz aufrichten. Erst weit später trat er in den Verwaltungsdienst und erwarb sich als Präsident in Düsseldorf wie in Magdeburg allgemeines Vertrauen durch jene vornehme und doch schlicht menschliche Liebenswürdigkeit, welche sein edles Geschlecht von jeher ausgezeichnet hat. Lebendiger als sein politischer Sinn war sein religiöses Gefühl. Er schloß sich früh den Kreisen der „Erweckten“ an, unterstützte

in Düsseldorf die beiden Wohltäter des Niederrheins, den Grafen v. d. Recke und den Pastor Fliedner bei ihren Liebeswerken und übernahm die Leitung des neuen Diakonissenvereins. Diese lautere, durchaus duldsame Frömmigkeit gewann ihm das Herz Friedrich Wilhelms. Alsbald nach dem Thronwechsel mußte „Graf Anton" nach Charlottenhof übersiedeln, damit er dem Könige als ein getreuer Eckart immer zur Hand sei bei jeder Gewissensfrage der Politik, und er entsprach dem Vertrauen durch freimütige Offenheit. Aber, selbst ein Gemütsmensch und darum trotz seiner natürlichen Milde zuweilen ungerecht, vermochte er den Stimmungen des Monarchen nicht das Gegengewicht zu halten; von seiner Geschäftskenntnis und der Schärfe seines Verstandes sprach er selber sehr bescheiden. Das religiöse Leben seines Hauses bewegte sich in Formen, welche den protestantischen Gewohnheiten widersprachen; wenn er allabendlich mit seinen frommen liebreichen Töchtern und dem gesamten Hausgesinde auf den Knien lag, so waren im neuen Berlin nur wenige duldsam genug um die ganz ungeheuchelte Inbrunst solcher Andachtsübungen zu achten.

Diese kirchliche Strenge zeigte sich noch schärfer ausgeprägt in der Gesinnung des Generals v. Thile, der fortan als Kabinettsminister, wie vordem Graf Lottum, die regelmäßigen politischen Vorträge hielt. Ein ernster gläubiger Sinn, redlich und ohne Wortprunk war in der preußischen Armee von jeher heimisch; fast alle ihre berühmten Führer meinten mit dem alten Dessauer: ein Soldat ohne Gottesfurcht ist nur ein Matz; sie taten unbefangen ihre Pflicht und stellten das ungewisse Schicksal des Kriegers demütig dem Herrn der Heerscharen anheim. Jetzt, unter einem theologisierenden friedfertigen Könige, gewann ein neuer, ganz unpreußischer Schlag von Offizieren die Gunst des Hofes, Männer, denen das Gebetbuch teurer war als der Degen, Soldaten nicht ohne militärisches Verdienst — denn alle hatten sie im letzten Kriege sich ritterlich gehalten — aber ohne den rechten, die ganze Seele erfüllenden militärischen Ehrgeiz. Ihre salbungsvolle Frömmigkeit erinnerte an Cromwells gottselige

Dragoner; von der fürchterlichen Härte der Puritaner besaßen diese sanften romantischen Gläubigen freilich nichts. Zu ihnen zählte auch Thile. Dem unscheinbaren kleinen Manne sah man nicht sogleich an, wie brauchbar er in den Geschäften war, fleißig, gewissenhaft, federgewandt und tat es not auch beredsam. An seinem Charakter haftete kein Makel; in stillem Wohltun war er unermüdlich, selbst einen persönlichen Feind, der ins Unglück geraten war, unterstützte er jahrelang unerkannt aus seinen bescheidenen Mitteln. Befreundet mit Boyen und manchen anderen Offizieren von freierer Richtung, hielt er sich den politischen Extremen fern und scheute sich nicht dem heißgeliebten Monarchen ehrlich zu widersprechen. Jedoch zu selbständigen staatsmännischen Ideen erhob er sich nicht, und nur zu oft ward sein politischer Blick getrübt durch eine überspannte, mystische Frömmigkeit, die ihm bei den Berliner Spöttern den Namen des Bibel-Thile verschaffte. Noch vor kurzem hatte er ernstlich daran gedacht, als Missionar nach Australien oder Afrika zu gehen. Ebenso leidenschaftlich wie Friedrich Wilhelm verabscheute er jene neuen Philosophen, welche, wie man bei Hofe sagte, die Bibel hegelten und den Hegel bibelten; noch tiefer als der König war er durchdrungen von der Überzeugung, daß jetzt der entscheidende Kampf zwischen Glauben und Unglauben herannahte und neben diesem einen großen Gegensatze alle konfessionellen Unterschiede verschwänden. Er glaubte nicht nur an die göttliche Führung der Geschichte mit einer fatalistischen Zuversicht, welche ihm leicht die freie Tatkraft hemmte; er glaubte auch an die unmittelbare Einwirkung der himmlischen Gnade auf die weltlichen Entschlüsse, und in solchen Augenblicken der Verzückung ward seine politische Haltung schlechthin unberechenbar. Als er einmal dem Grafen Stolberg seine Meinung über die Neuenburger Händel auseinandergesetzt hatte, schrieb er dem Freunde schon nach wenigen Stunden: „Heute früh sah ich nur mit dem Auge des natürlichen Menschen in der Sache und faßte sie nur von der sogenannten politischen Seite auf. Dafür wurde ich am Abend beschämt, als mir die Worte

entgegengetragen wurden, daß über alle Macht von Roß und Reutern die Macht eines mit seinem König im Gebet vereinten Volkes steht. . . In Sachen des Gebets zählen nur die Beter, und wenn Gottes Wort wahr ist, so werden sie über die Spötter siegen.“ Mit diesen Sätzen begründete er eine Veränderung seines politischen Urteils. Ein solcher Mann konnte dem Könige wohl als pflichtgetreuer Gehilfe dienen, doch nimmermehr ihn ergänzen.

In dem etwas eintönigen Verkehre mit diesen beiden alltäglichen Vertrauten fühlte sich der König immer erquickt, wenn ein anderer Freund aus dem alten Kreise der Wilhelmstraße, Oberst Joseph v. Radowitz in der Hauptstadt erschien. Dann rief er fröhlich: Petz ist wieder da! Radowitz stammte aus einem alten, wenig bekannten ungarischen Geschlechte; sein Großvater erst war als Kriegsgefangener nach Preußen gekommen und dann in Deutschland geblieben. Der merkwürdig frühreife Knabe wurde für den westfälischen Dienst bestimmt und auf französischen Kriegsschulen ausgebildet. Mit fünfzehn Jahren war er schon Offizier, im Jahre darauf erwarb er sich bei Bautzen das Kreuz der Ehrenlegion, mit achtzehn Jahren übernahm er, nach der Auflösung des Königreichs Westfalen, die erste Lehrerstelle für Kriegswissenschaften am Casseler Kadettenhause. Dann wurde er aus Hessen vertrieben, weil er für die mißhandelte Kurfürstin ritterlich eintrat, und fand ehrenvolle Aufnahme im preußischen Heere, wo er bei der Leitung der Militär-Bildungsanstalten und bei der Neugestaltung der Artillerie einsichtig mitwirkte. Der Glutblick der tiefliegenden kurzsichtigen Augen unter der hohen Stirn, die gebräunte und doch bleiche Hautfarbe, die feinen, von dunklem Schnurrbart überschatteten Lippen gaben seinem scharfgeschnittenen Kopfe ein fremdländisches Gepräge. Über seinem ganzen Wesen lag ein geheimnisvoller Zauber; die feierlich würdevolle Haltung der hohen, starken Gestalt verbot jede Vertraulichkeit. In Gesellschaften saß er gern abseits, zeichnend oder in einem Buche blätternd, bis er plötzlich eine geistreiche Bemerkung in das Gespräch einwarf und den Plaudernden zeigte, daß er jedes Wort vernommen hatte. Leibliche

Bedürfnisse schien er kaum zu kennen; er aß wenig, trank nur Wasser, und man merkte ihm an, daß er niemals jung gewesen war. Von früh auf beherrschte ihn ein unersättlicher Wissensdrang; Bücher waren seine einzige Leidenschaft, und in seinem starken Gedächtnis speicherte er allmählich eine erstaunliche Fülle vielseitiger Kenntnisse auf. Schon seine Jugendschrift über die Ikonographie der Heiligen bewies, wie gründlich er in der Geschichte der Sitten, der Kunst, der Kirche bewandert war. In den Salons des Kronprinzen ward er bald ein unentbehrliches Orakel, das Berliner Wochenblatt verdankte ihm mehrere seiner besten Aufsätze.

Obgleich er durch seine Verheiratung mit einer Gräfin Voß in die Kreise des alten Landesadels eingetreten war, blieb er den strengen Altpreußen noch lange als Fremdling verdächtig. Manche nannten den edlen, alle Ränkesucht mißachtenden Mann einen neuen Cagliostro, die meisten einen verkappten Jesuiten. Der eifrig protestantische, den konstitutionellen Ideen zugeneigte Kriegsminister Witzleben hielt endlich für nötig, diesen katholischen Legitimisten aus der Umgebung des Kronprinzen zu entfernen — um dieselbe Zeit, da auch General Gröben und Oberst Gerlach in die Provinz versetzt wurden. Der alte König genehmigte den Antrag, aber in seiner gerechten Weise: er ernannte den kaum vierzigjährigen Stabsoffizier zum Nachfolger des Generals Wolzogen bei der Militärkommission des Bundestags. Auch dort wurde Radowitz durch Fleiß und geistige Überlegenheit den bequemeren Amtsgenossen bald sehr lästig. Der Sohn einer gemischten Ehe und in der Kindheit evangelisch erzogen, hatte er sich erst in seinen reiferen Jugendjahren, mit wachem Bewußtsein der römischen Kirche zugewendet und in ihr so gänzlich seinen Frieden gefunden, daß er kurzweg aussprach, jede Wahrheit sei katholisch. Sein entsagendes Denkerleben führte ihn zu einer mönchisch strengen Auffassung der sittlichen Welt. Niemals erkannte er, daß das sittliche Ideal der Protestanten, die Einheit des Denkens und des Wollens, dem schwachen Sterblichen weit schwerere Pflichten auferlegt als

die Werkheiligkeit der Katholiken. In dem Zölibate sah er nicht ein Meisterstück päpstlicher Politik, ein klug ersonnenes Machtmittel, das den Klerus als eine geschlossene Priesterkaste von der bürgerlichen Gesellschaft abtrennen soll, sondern eine hohe sittliche Idee; den Kampf der Protestanten wider diese frevelhafte Verstümmelung der Natur konnte er sich nur aus der Fleischeslust erklären, obgleich er selbst in einer glücklichen, mit Kindern gesegneten Ehe lebte. Bei solcher Gesinnung mußte er den Kölnischen Bischofstreit mit tiefem Kummer betrachten. Die Freude an seinem neuen preußischen Vaterlande erlitt plötzlich einen schweren Stoß, und er pries es als eine gnädige Fügung, daß sein Amt ihn nicht nötigte in diesem Kampfe öffentlich Farbe zu bekennen.

Ebenso einseitig war auch, trotz aller Gelehrsamkeit, sein ästhetisches Urteil. Goethes warme Sinnlichkeit blieb ihm so unverständlich wie die gesamte Bildhauerkunst, weil sie in der Darstellung heidnischer Nacktheit ihr Höchstes leistet, und den letzten Quell aller modernen Sünden suchte er in der großen Zeit des Cinquecento, in der Wiederbelebung des klassischen Heidentums. Daher verabscheute er, ganz in Hallers Sinne, die Revolution als ein teuflisches Prinzip und bekämpfte die gesamte neue Staatslehre, weil sie den Staat nicht als den Schutzherrn, sondern als den Schöpfer des Rechts betrachte. Noch war ihm nicht klar, daß der rechtsbildende Gemeingeist der modernen Völker sich gerade in ihrer Gesetzgebung ausspricht, und die historische Entwicklung des Rechts heute nicht mehr ohne die Mitwirkung frei geordneter Staatsgewalten erfolgen kann. Dem „pseudo-liberalen Getriebe“ des Beamtentums ebenso gründlich abgeneigt wie sein königlicher Herr, behauptete er stolz „den höheren Standpunkt, der sich erhebt über die Ansicht vom absoluten Staate.“ Er hoffte auf eine große christlich-germanische Monarchie — denn ob eine christlich-germanische Republik überhaupt möglich sei, schien ihm mindestens zweifelhaft — und so fest hielt ihn in diesen dreißiger Jahren der Bannkreis der Hallerschen Ideen noch umfangen, daß er sogar den

Satz wiederholte, die Macht der Krone beruhe auf dem fürstlichen Grundbesitze — eine doktrinäre Behauptung, die in Preußen, wo alle Domänen längst dem Staate gehörten, jeden Sinn verlor.

Trotzdem ward er niemals zum Sklaven einer Theorie; scharfen Blickes schaute er in die Welt der Wirklichkeit, stets bereit seine Meinungen zu berichtigen. Er erkannte sehr früh — was sich freilich erst nach langen wirrenreichen Jahren als wahr erweisen sollte — daß die Herzenssehnsucht der Deutschen sich nicht eigentlich auf die konstitutionellen Formen richtete, sondern auf wirkliche politische Güter: auf Rechtssicherheit, Nationalität, Selbstverwaltung. Auch der soziale Untergrund der politischen Bewegung entging ihm nicht. Er sah, wie die Mittelklassen sich zur Herrschaft herandrängten, und meinte, die Liberalen seien nur mächtig, weil sie sich als Vertreter des Volks gebärdeten; darum müsse die Krone durch eine schöpferische soziale Gesetzgebung beweisen, daß die Massen des Volkes nur bei ihr Fürsorge und wirksamen Schutz finden könnten. Am schärfsten aber — weit richtiger als der König selbst oder irgendeiner seiner Freunde — urteilte Radowitz über die deutsche Bundespolitik. Da er in der römischen Kirche nicht eine bildungsfeindliche Macht, sondern die Vollendung aller Kultur sah, so konnte er ohne gehässiges Vorurteil die österreichischen Zustände mit den preußischen vergleichen, und gleichwohl kam der strenge Katholik zu dem Schlusse: dies zur Sonne aufstrebende Preußen bedürfe des Lichtes, der österreichische Schwamm gedeihe nur im Schatten. Die geistlose Unfruchtbarkeit der in so mannigfache europäische Interessen verflochtenen und darum der deutschen Nation entfremdeten Wiener Politik durchschaute er ebenso scharfsinnig, wie die oberflächliche Halbbildung der österreichischen Völker, die dem platten Josephinismus und der liberalen Phrase gar kein Gegengewicht zu bieten hätten. Stolz hielt er diesem versumpften Leben die gesunde, kerndeutsche Kraft des preußischen Volkes und Staates entgegen. Schon vor dem Thronwechsel (1839) sprach er aus, Preußen allein könne die

Führung der Nation übernehmen, Deutschlands Fürsten und Völker müßten lernen, in Berlin die Verteidigung ihrer Rechte und Interessen zu suchen. Darum verlangte er Fortbildung des Zollvereins und vor allem Schutz der Rechte aller Deutschen durch die Krone Preußen — eine heilige Pflicht, welche leider in den hannoverschen Verfassungshändeln so sündlich verabsäumt worden sei. So begann ihm jetzt schon die Idee des preußischen Reiches deutscher Nation aufzudämmern, und er verhehlte nicht, daß er sich zuerst als einen Deutschen, dann erst als einen Preußen fühlte. Der König befragte und benutzte den alten Freund bei allen Fragen der deutschen Bundespolitik, doch er vermochte weder den Gedanken dieses Ratgebers ganz zu folgen, noch ihn an die entscheidende Stelle zu setzen.

In den Gesprächen über Staat und Kirche (1846) faßte Radowitz seine politischen Ideen zusammen. Das anonyme Buch wurde von vielen für ein Werk des Königs selbst gehalten, obgleich die keusche Einfachheit dieser musterhaften Prosa mit dem aufgeregten Pathos Friedrich Wilhelms gar nichts gemein hatte. Es war seit Paul Pfizers Briefwechsel unzweifelhaft das bedeutendste Werk der deutschen Publizistik. Aber wie anders hatte einst der tapfere Schwabe verstanden, die erste Aufgabe des Publizisten zu erfüllen, den Willen der Leser auf ein festes Ziel zu richten; er benutzte die Form des Dialogs nur um alle Einwendungen siegreich zu widerlegen, und schließlich mit höchster Bestimmtheit zu sagen was er selber wollte: die Einheit Deutschlands unter Preußens Führung. In Radowitz' Gesprächen hingegen tauschten der hochkirchliche Offizier, der liberale Fabrikant, der strenge Bureaukrat, der jugendliche Sozialist ihre Ansichten aus, alle höflich, alle in sauber gewählten Worten. Dann trat Waldheim dazwischen, unverkennbar das Ebenbild des Verfassers, um mit staatsmännischer Ruhe jedem die Beschränktheit seiner Parteigesinnung nachzuweisen; über seine eigenen Meinungen äußerte er sich nur selten, kühl, zurückhaltend, unmaßgeblich. So hinterließ die Schrift doch den Eindruck einer geistreichen Hilflosigkeit, welche trotz oder wegen der

Mannigfaltigkeit ihrer Gesichtspunkte schwer zu einem einfachen Entschlusse gelangte. Ihr fehlte die Macht der Begeisterung. Ihre Gedanken waren nicht aus einer Wurzel heraus mächtig emporgeschossen, sondern am Spalier gezogen, mehr ausgezeichnet durch edle Form als durch ursprüngliche Kraft. Sie bewies, wie frei und unbefangen ihr Verfasser dachte, der in der Tat, entwicklungsfähiger als der König, von der Unentbehrlichkeit der konstitutionellen Staatsform sich bald überzeugen sollte. Aber sie zeigte auch ihn angekränkelt von jenem vornehmen Dilettantismus, der sich wie ein Mehltau über alle Umgebungen König Friedrich Wilhelms lagerte. Radowitz war von allem etwas, weder ganz Soldat, noch ganz Staatsmann, noch ganz Gelehrter; auch sein feiner und reicher, allen anderen preußischen Staatsmännern dieser Epoche überlegener Geist vermochte der Zeit nicht zu bieten was sie brauchte: die furchtbare Einseitigkeit einer dämonischen Willenskraft.

Wäre es mit Plänen, Einfällen, edlen Vorsätzen getan gewesen, dann hätte Bunsen der Zeit helfen können. Was kümmerte es ihn, daß die Berliner Geheimräte ihm den so kläglich mißlungenen Kampf gegen Rom nachtrugen und ihn, von wegen der Anconer Note, nur noch den Ritter von Ancona nannten? Der Gunst des neuen Königs war er sicher, und mit jugendlicher Wagelust spannte er an seinem glückhaften Schiffe alle Segel auf. Schon vor Jahren hatte er von der Regierung dieses Fürsten erhofft, daß sie das heilige Reich aufrichten werde:

Was tausend Jahr' vergebens erstrebt das Vaterland,
Wird rasch sich dann erheben von solches Bauherrn Hand!

Nun sollte Berlin, bevor Größeres sich vollendete, zunächst ein deutscher Musenhof werden wie einst Weimar, und sofort begann der Eifrige einen Briefwechsel mit Gelehrten und Künstlern um sie für die Hauptstadt zu gewinnen. Für sich selbst wünschte er, da der Berner Gesandtschaftsposten seinen Ansprüchen nicht genügte, den Vorsitz in einem großen Ausschusse für Kirche und Unterricht; so konnte er, unbelästigt von den langweiligen

Verwaltungsgeschäften, nach seiner Neigung anregen, belehren, Ideen wecken und fördern.

Nicht ganz so nahe stand General v. Canitz dem Monarchen. Er hatte sich als Kriegsmann wie als militärischer Schriftsteller ausgezeichnet, dann aus Diebitschs Lager über den russisch-polnischen Krieg ebenso einsichtig als unparteiisch berichtet, endlich auf den schwierigen Gesandtschaftsposten zu Cassel und Hannover eine so selbständige Haltung eingenommen, daß er trotz seines feinen Taktes dem Unwillen des Kurprinzen und des Welfenkönigs nicht entgehen konnte. Eng befreundet mit den romantischen Genossen Clemens Brentanos und Savignys, hielt er die Befreiung der Kirche von der Staatsgewalt und die Aufrichtung der ständischen Monarchie für die beiden großen Aufgaben der neuen Regierung. Indessen hatte er nicht umsonst in dem unruhigen Cassel gelebt; er sah ein, daß Preußen, um die Politik des Zollvereins durchzuführen, sich auch in seinem inneren Leben den kleinen konstitutionellen Nachbarlanden annähern, mithin seinen Reichstag, allerdings einen ständisch gegliederten, schleunigst einberufen müsse. Harte Parteigesinnung blieb ihm fremd. Eine schöne vornehme Erscheinung, gesprächig, geistreich, sarkastisch, ließ er im Verkehre von seinen streng kirchlichen Grundsätzen gar nichts merken; die in diesem romantischen Kreise so gröblich verkannten Verdienste des preußischen Beamtentums würdigte er gern; mit den Liberalen, sogar mit Varnhagen kam er freundlich aus. Unter allen den frommen Freunden des Königs zeigte er am meisten das unbefangene Wesen eines Weltmannes.

Von anderem Schlage war General Graf Karl v. d. Gröben, der Schwiegersohn Dörnbergs, ein langer, hagerer altpreußischer Hüne, dem der weiße Mantel des Deutschen Ordens noch um die Schultern zu hängen schien. Dem Ritter ohne Furcht und Tadel ließ es keine Ruhe bis er noch im hohen Alter die Pilgerfahrt in das gelobte Land unternehmen konnte. Wie freudig hatte er einst bei der Vorbereitung des Befreiungskrieges und an dem Kampfe selbst teilgenommen; mit Gneisenau und Arndt,

mit Schenkendorf und Görres war er so innig verbrüdert, daß er eine Zeitlang sogar den Argwohn der Demagogenverfolger erregte. Die enthusiastische Kreuzfahrergesinnung jener frommen Tage bewahrte er sein Leben lang. Was ihm an politischem Urteil abging ersetzte er durch unverbrüchliche Treue gegen seinen christlichen König und durch eine allgemeine Menschenliebe, welche Gerechte und Ungerechte so ohne jeden Unterschied sanftmütig umfaßte, daß Königin Elisabeth einmal sagte: der gute Gröben wird uns nächstens von dem lieben, vortrefflichen Nero sprechen.

Während Gröben nur das ritterliche Gefühl unbedingter Königstreue hegte, waren die drei Brüder v. Gerlach erklärte Hallerianer. Sie stammten von jenem hochangesehenen alten Kammerpräsidenten, der einst seine Kurmark gegen die napoleonischen Erpressungen unerschrocken verteidigt, nachher, verstimmt über die Reform der Verwaltung, den Staatsdienst verlassen und gleich darauf das Oberbürgermeisteramt von Berlin übernommen hatte. Der Mut, die Vaterlandsliebe, die konservative Gesinnung des Vaters vererbten sich auf die Söhne; zwei von ihnen trugen das eiserne Kreuz. Der zweite Sohn, der Gerichtspräsident Ludwig war ein gelehrter, scharfsinniger Jurist, gerecht nach oben wie nach unten, sehr eifersüchtig auf die Unabhängigkeit des Richterstandes. Wie weit ihn aber sein kirchlicher Feuereifer führen konnte, das hatte er schon vor Jahren gezeigt, als er die hallischen Rationalisten durch die rücksichtslose Veröffentlichung ihrer Kathederaussprüche bekämpfte und dafür den Beifall seines kronprinzlichen Freundes fand. Der christliche Staat, die freie rechtgläubige Kirche und vornehmlich die Zweiherrschaft der beiden Großmächte im Deutschen Bunde — diese Ideale standen ihm so unerschütterlich fest, daß er sogar die Freunde Radowitz und Canitz wegen ihrer freieren Ansichten über Österreich bald als Abtrünnige beargwöhnte und des radikalen „Germanismus" beschuldigte. Überhaupt urteilte er, wie sein Bruder Leopold, über politische und kirchliche Gegner mit fanatischer, unchristlicher Härte; er verhehlte nicht, daß ihm der Gegensatz der Meinungen noch wichtiger schien als selbst

der Gegensatz der Nationalitäten. Von eigenen staatsmännischen Gedanken besaß sein wesentlich kritischer Geist wenig; er vermochte wohl die Sünden der gottlosen Zeit mit erbarmungsloser Schärfe zu geißeln, doch wenn es sich fragte was zu tun sei, dann entdeckten der junge Otto v. Bismarck und die anderen praktischen Talente unter seinen Anhängern mit Erstaunen, daß der geistreiche Mann immer nur schulmeisterte und eigentlich an allem zu tadeln fand. Darum konnte er nur der gefürchtete Schriftsteller der hochkonservativen Partei werden, niemals ihr Führer. Und wie wenig stimmte doch die unzweifelhaft ernst gemeinte fromme Salbung seiner mit Bibelsprüchen überladenen politischen Aufsätze zu dem sprudelnden Witze, der gewinnenden Munterkeit des liebenswürdigen Gesellschafters. Einige Spuren von diesem Dualismus altromantischer Ironie zeigten sich auch in dem Charakter des jüngsten Bruders, des Predigers Otto. Der waltete seines schweren Seelsorgeramtes unter den Berliner Armen mit apostolischer Hingebung, glaubensfroh, bibelfest, ein unermüdlicher Tröster und Erbarmer. Zweimal trotzte er der angedrohten Amtsentsetzung, weil er leichtfertig Geschiedene nicht wieder trauen wollte. Und doch geschah es zuweilen zum Entsetzen der Stillen im Lande, daß er auf der Kanzel schöne Stellen aus Shakespeare vortrug; so seltsam vermischten sich in diesem geistreichen romantischen Kreise die religiösen und die ästhetischen Ideale.

Am liebsten unter den drei Brüdern war dem Monarchen der älteste, der General Leopold. Er wurde schon aus seiner Provinzial-Garnison öfters an das Hoflager gerufen, dann nach Berlin zurückversetzt und dort bei allen wichtigen Entschließungen zu Rate gezogen; doch täuschte er sich nicht über seinen Einfluß und gestand offen, keiner der persönlichen Günstlinge des Königs besitze wirkliche Macht. Seine schönsten Erinnerungen hafteten an dem schlesischen Hauptquartiere, dem er mit großer Auszeichnung angehört hatte; nachher war er lange Adjutant des jüngeren Prinzen Wilhelm, der ihm auch späterhin, als ihre politischen Wege sich trennten, stets aufrichtige Hochachtung be-

wahrte. Ganz und gar kein Höfling, gab er selbst dem gefürchteten Zaren zur rechten Zeit eine derbe preußische Antwort; das knechtische Wesen und der schablonenhafte Ordnungssinn der Moskowiter blieb ihm tief widerwärtig, obgleich er sie für Preußens natürliche Verbündete hielt. Das eigentümliche Selbstgefühl des Romantikers erging sich gern in kühnen Paradoxen, Napoleon nannte er einen gutmütigen, übrigens etwas dummen Kerl. In seinen politischen Ansichten ging der grundgescheite, vielseitig gebildete Offizier fast noch weiter als sein Bruder Ludwig; unauslöschlichen Haß widmete er dem Despotismus der Mietlings-Offizianten, zu denen er doch eigentlich selbst gehörte. An Gottes unmittelbare Einwirkung auf die gekrönten Häupter glaubte er fest und sagte streng: Prätendenten die der Allmächtige selbst aus ihrem hohen Amte gestrichen hat, gehören ins Feldlager oder ins Kloster, nicht in den Strudel höfischer Genüsse. Indes war auch er in der Kritik stärker als in eigenen politischen Gedanken.

Eine mächtige Stütze fanden die Brüder an Ludwigs Schwager, dem Freiherrn Senfft v. Pilsach auf Gramenz, der im Hausministerium angestellt, auf den Domänen, mit erheblichen Kosten aber nur selten mit Erfolg, großartige Entwässerungspläne ausführte. Über seine politische Wirksamkeit enthalten die amtlichen Papiere fast gar nichts. Gleichwohl wußten alle Eingeweihten, daß der König auf das Urteil dieses Mannes, soweit er überhaupt einer fremden Meinung zu folgen vermochte, sehr großen Wert legte. Schon als Kronprinz hatte er sich des Freiherrn angenommen, als dieser, unbekümmert um die Verbote der rationalistischen Stettiner Regierung, seinen hinterpommerschen Bauern gottselige Predigten hielt, und in hellem Zorne geschrieben: „das Betragen dieser Regierung ist wirklich so ungeheuer dumm, daß es zum Erbarmen ist.“ Senfft kannte die Eigenart Friedrich Wilhelms ganz genau, er wußte seine vertraulichen Berichte und Gespräche stets der augenblicklichen Stimmung des Monarchen anzupassen; er scheute sich auch nicht dem Könige, oft sehr unverblümt, zu sagen, was

man im Volke über ihn redete. Also, bald aufrichtig, bald berechnend, gewann er mit seiner zähen stillen Ausdauer doch einigen Boden, und immer kam sein Rat den Hochkonservativen zugute. Durch seinen und Ludwig Gerlachs gemeinsamen Schwager v. Thadden-Trieglaff unterhielt er regen Verkehr mit einem Kreise altgläubiger hinterpommerscher Edelleute, der sich durch christlichen Wandel und edle Wohltätigkeit ebensosehr auszeichnete wie durch reaktionäre Gesinnung.

Auch was sonst noch dem Herzen des Königs nahestand, trug hochkirchliche Farbe: so der Geheime Rat v. Voß-Buch, seit Jahren vortragender Rat des Kronprinzen und auch jetzt noch mit wichtigen Arbeiten, namentlich im Justizwesen, betraut, nebenbei berühmt durch seine unvergleichlichen Junggesellen-Gastmähler; so Friedrich Wilhelms Jugendgespiele, der Kammergerichtspräsident v. Kleist, von den Demagogen der blutige Kleist genannt, ein eiserner Ultra, der nachher den Abschied nahm, als er die neue Verfassung beschwören sollte; so der Hallerianer C. W. v. Lancizolle, vormals Lehrer des deutschen Staatsrechts für die königlichen Prinzen; so der gelehrte Jurist Götze, der kindlich fromme General Carl v. Röder u. a. m., die einst in den ersten Friedensjahren den Konventikeln der Erweckten oder dem Maikäferverein der jungen Berliner Romantiker angehört hatten. Einen ehrbareren Hof hat es nie gegeben; Geist, Wissen, Edelsinn war in diesen Kreisen reichlich vorhanden, aber wenig Willenskraft, wenig Verständnis für die Bedürfnisse der Zeit.

Wie ein Fremdling erschien in dieser christlichen Umgebung der regelmäßige Genosse der königlichen Abendzirkel Alexander v. Humboldt. Der Geist zog den Geist an, der König und der große Gelehrte konnten voneinander nicht lassen, und unwillkürlich gedachten die Zeitgenossen der Freundschaft zwischen Friedrich und Voltaire — eine Vergleichung, die doch nur wenig zutraf. Voltaire hatte auf das ästhetische Urteil des großen Königs entscheidend, auf seine philosophische Überzeugung mitbestimmend eingewirkt, der preußischen Politik wurde er unnachsichtlich immer

fern gehalten. Humboldt konnte auf die längst fertige Weltanschauung seines königlichen Freundes schon darum keinen Einfluß gewinnen, weil er halb unter halb über ihr stand. Dem Jünger der alten Aufklärung, der schon in seinen jungen Tagen den preußischen Beamten zu Bayreuth für einen Jakobiner gegolten hatte, fehlte jedes Verständnis für das neue religiöse Leben, das den Deutschen tagte und von dem Könige so freudig begrüßt wurde; andererseits würdigte er weit unbefangener als Friedrich Wilhelm die liberalen Ideen des emporsteigenden Mittelstandes. Also fast in allem verschieden fanden sich die beiden nur zusammen in der leidenschaftlichen Freude des Forschens und Erkennens. Humboldt fühlte bald heraus, daß dieser König kein Mann des Handelns sei und das Glück, dessen er doch bedurfte, niemals finden würde; darum beschied er sich, auf dem einzigen Gebiete der Politik, das ihm offen blieb, Segen zu stiften, die mäcenatischen Neigungen des Königs zu nähren, alle aufstrebenden Kräfte deutscher Kunst und Wissenschaft wirksamer zu fördern als es unter dem sparsamen, schwer zugänglichen alten Herrn möglich gewesen. Mit ungewöhnlicher Offenheit sprach er sich darüber einmal gegen Bunsen aus: „Ich habe die Schwachheit zu wollen, daß die, deren Talent ich früh erkannt und verehrt habe, etwas Großes hervorbringen. Dadurch hält man sich gegenseitig in der Welt und trägt dazu bei die Achtung vor geistigen Bestrebungen wie ein heiliges Feuer zu nähren und zu bewahren."

Er wollte der anerkannte Fürst sein im Reiche des Wissens, aber diese Macht auch in großem Sinne gebrauchen, um das perikleische Staatsideal zu verwirklichen, das ihm so hoch stand wie seinem Bruder Wilhelm; ohne die Pflege des Wahren und des Schönen war ihm selbst der starkgerüstete und wohlgeordnete Staat wertlos. An allem was Friedrich Wilhelm für die Wissenschaft tat hatte Humboldt seinen reichen Anteil. Das alte Familienhaus in der Oranienburger Straße ward ein Wallfahrtsort für alle jungen Talente. Dort fanden Hermann Helmholtz und manche andere vielverheißende Anfänger Rat und

Hilfe. Dort saß der kleine Greis unter Türmen von Büchern, Karten, Briefen und Sendungen jeder Art, die ihm aus allen Teilen der Erde zuflogen — ihm gegenüber auf der grünen Wand die große Weltkarte — und schrieb die langen Nächte hindurch, über sein Knie gebückt, bald an seinem Kosmos, bald Entwürfe für wissenschaftliche Anstalten oder auch ungezählte Empfehlungsbriefe; es war, als ob alle Fäden aus dem unermeßlichen Reiche der Forschung in der Hand des alten Zauberers zusammenliefen. Der König überschüttete ihn mit Ehren und Geschenken, ohne doch hindern zu können, daß der aller Wirtschaft Unkundige schließlich der Schuldknecht seines eigenen Hausdieners wurde. In den Briefen an seinen teuersten Alexandros entfaltete Friedrich Wilhelm alle Zartheit, alle Wärme seines guten Herzens; als Humboldt erkrankte, saß er stundenlang an seinem Bette und las ihm vor. Über alles sollte der alles Wissende Auskunft geben, bald über ein ernstes Problem, bald über ein müßiges Kuriosum, so über die Frage, warum die Produkte der Zahl 9 immer die Ziffersumme 9 ergeben. Wenn der König seinen Freund abends im Potsdamer Schloß besuchte, dann mußten die Diener mit den Windlichtern oft tief in die Nacht hinein warten, weil ihr Herr nach dem allerletzten Abschied das beglückende Gespräch noch auf der Treppe von neuem eröffnete.

Minder liebenswert als bei solchen geistreichen Zwiegesprächen zeigte sich der große Gelehrte auf den Hoffesten, wo er, angetan mit der Kammerherrnuniform und dem großen Bande des schwarzen Adlerordens, jedem nichtigen Menschen etwas Verbindliches sagte, oder auf den kleinen Teeabenden der königlichen Familie. Von Paris her war er gewöhnt den Mittelpunkt des Salongesprächs zu bilden, und er konnte sich's nicht versagen auch hier in Sanssouci oder Charlottenburg aller Augen auf sich zu ziehen. Da stand er denn vor der mürrisch schweigenden Königin, die ihm immer mißtraute, vor neidischen Hofleuten und politischen Gegnern und berichtete aus neuen Büchern, aus Zeitschriften, aus eigenen Aufzeichnungen über die Höhe des Popocatepetl oder die Isothermen oder die Gefängnisse, immer geist-

voll, immer lehrreich, aber der Mehrzahl der Anwesenden unverständlich. Der König allein hörte aufmerksam zu, und auch er war zuweilen zerstreut und blätterte in Zeichnungen. Für den verhaltenen Ärger und die Langeweile dieser unerquicklichen Abende, die er doch nicht missen wollte, nahm Humboldt seine stille Rache; er trug dem Freunde Varnhagen, der jedes Schmutzbächlein wie ein Schwamm aufsog, allerhand boshaften Hofklatsch zu, lieblos selbst gegen den liebevollen König, und zeigte durch sein Medisieren, daß in den Hauptstädten, zumal in dem afterrednerischen Berlin, selbst der hochbegabte Mensch klein wird, wenn er die Dinge allzu nahe sieht. Eines freilich ging aus seinen gehässigen Berichten unzweifelhaft hervor: diesem so mannigfach bewegten Hofe fehlte der beherrschende Kopf. —

„Lebt wohl nun, Freuden, Spiele, Töne! Mein höchster Gott ist meine Pflicht" — so hatte vor hundert Jahren König Friedrich nach seiner Thronbesteigung an Voltaire geschrieben. Von dieser entschlossenen Sicherheit des Ahnherrn zeigte der Nachkomme nichts. Friedrich Wilhelm war völlig fassungslos, als Zar Nikolaus, der noch in der letzten Stunde am Sterbebette des Schwiegervaters erschienen war, ihm den ersten Segenswunsch zur Thronbesteigung aussprach; auch nachher brauchte er noch lange Zeit um seinen Schmerz zu bewältigen und sich in der neuen Lage zurechtzufinden. „Ach," schrieb er an Metternich, „wer Ihr warmes Herz mit Ihrem kalten Kopf vereinigte! Das ist das gewisse Mittel immer recht zu behalten und richtig zu steuern. Ich fühle nur zu deutlich, daß dieser Verein mir abgeht, denn ich vermag mich nicht von dem Schlage zu erholen, der uns niedergeschmettert hat, und meine Lage erscheint mir wie ein Traum, aus welchem ich sehnlich das Erwachen wünsche." Das ganze Land teilte die Trauer des Königs. In feierlichem Schweigen standen die Massen, als in der Nacht des 11. Juni die Leiche den breiten Mittelweg der Linden entlang hinausgeführt wurde nach dem Charlottenburger Mausoleum, wo der

Verblichene neben seiner Luise ruhen wollte; die Laternen waren ausgelöscht, nur der Mond warf zuweilen aus den Wolken vortretend sein fahles Licht auf die schwarzen Wagen, die lautlos über den weichen Sandboden dahinzogen. Auf allen Kanzeln von der Memel bis zur Saar wurde gepredigt über den Text „der Herr hat dich gesegnet in allen Werken deiner Hände"; die Stadt Berlin beschloß, dem Entschlafenen, dem sie soviel verdankte, draußen auf einem waldigen Hügel ein Denkmal zu errichten und nannte die Stelle ihm zu Ehren den Friedrichshain.

Noch einmal wurde dann allen Preußen die Erinnerung an den Verstorbenen lebendig, als der neue Monarch die beiden einzigen letztwilligen Verfügungen veröffentlichen ließ, welche der alte Herr, außer einer Vorschrift über seine Bestattung, hinterlassen hatte. Er fügte den Äußerungen des Vaters einige tief empfundene Worte hinzu; offenbar im Hinblick auf die Kriegsrüstungen der Franzosen sagte er zuversichtlich: sollte je das Kleinod des teuer errungenen Friedens gefährdet werden, „so erhebt sich mein Volk auf meinen Ruf wie ein Mann, wie sein Volk sich auf seinen Ruf erhoben hat". Die beiden Testamente waren schon vor dreizehn Jahren niedergeschrieben, lange bevor die Julirevolution das deutsche Leben erschütterte, und ganz in dem patriarchalischen Stile jener stillen Tage gehalten. Das eine, „Mein letzter Wille" überschrieben, erging sich in frommen Betrachtungen; das andere mit den Eingangsworten „auf dich, meinen lieben Fritz", warnte den Thronfolger vor Neuerungssucht und unpraktischen Theorien, aber auch vor der zuweit getriebenen Vorliebe für das Alte, und mahnte ihn, den Bund mit Österreich und Rußland „als den Schlußstein der großen europäischen Allianz zu betrachten". Der Berliner Magistrat ließ diese Vermächtnisse des alten Königs für seine Bürgerschaft abdrucken, und noch viele Jahre hindurch hingen sie unter Glas und Rahmen in unzähligen preußischen Häusern. Aber die Zeit, der sie angehörten, war vorüber; mit diesem letzten Zolle der Dankbarkeit schien die Vergangenheit abgeschlossen; erwartungsvoll wendeten sich die Blicke dem neuen Herrscher zu.

Das erste, was er von sich hören ließ, waren Kundgebungen des Herzens; die Härten früherer Tage auszugleichen, erschien ihm als heilige Pflicht. Allen den Abgesandten, die sich ihm nahten, sagte er freundliche, ermutigende Worte; sogar die Juden Berlins, die er sehr wenig liebte, empfingen die Versicherung, daß er kein Anhänger der blinden Vorurteile früherer Jahrhunderte sei. Dann wurde General Boyen, der lange mißhandelte, durch ein überaus gnädiges Handschreiben in den Staatsrat zurückgerufen, und alle Welt betrachtete diese erste Tat der neuen Regierung als ein Zugeständnis an den Liberalismus. Gleich darauf durfte Arndt wieder in sein Lehramt eintreten; mit hellem Jubel begrüßten die Bonner Gelehrten den treuen Mann — nur A. W. Schlegel, der alte Feind, hielt sich abseits — und erwählten ihn sogleich zum Rektor für das nächste Jahr. Keinen Augenblick war er irre geworden an seinem Staate; mitten im Elend der unverschuldeten Verfolgung hatte er seinem Vaterlande zugesungen:

Du wirst Jahrtausende durchblüh'n
In deutscher Treue, deutschen Ehren.
Wir Kurzen müssen hinnen zieh'n,
Doch Liebe wird unsterblich währen.

Nun ward ihm doch noch ein ehrenreiches, durch die Liebe seiner Deutschen verklärtes Alter. Auch der alte Jahn wurde der polizeilichen Aufsicht entledigt und nachträglich noch mit dem eisernen Kreuze geschmückt. Am 10. August unterzeichnete Friedrich Wilhelm eine Verordnung, welche allen politischen Verbrechern Amnestie gewährte, auch den Flüchtlingen, falls sie heimkehrten, Begnadigung versprach. Der Erlaß sollte erst einen Monat später, zur Feier der Huldigung veröffentlicht werden; das weiche Gemüt des Königs fand aber keine Ruhe, unverzüglich ließ er die Kerker öffnen und vielen der Befreiten gewährte er Anstellung im Staatsdienste. Diese Milde gereichte seinem Herzen zu hoher Ehre; denn an die Schuld der Mehrzahl der Gefangenen glaubte er ebenso fest wie sein Vater.

Die soziale Bewegung der 40er Jahre.

Gewaltig veränderte sich mittlerweile das volkswirtschaftliche Leben durch den fortschreitenden Eisenbahnbau. Die Notwendigkeit der neuen Erfindung zeigte sich schon jetzt so deutlich, daß der Widerspruch mehr und mehr verstummte. Unter den namhaften Politikern Europas blieben nur noch zwei unversöhnliche Widersacher: der Restaurator der Staatswissenschaft K. L. v. Haller und der Deutschrusse Cancrin, der doch nicht hindern konnte, daß schon bei seinen Lebzeiten einige Bahnbauten in dem Zarenreiche begonnen wurden. Im preußischen Heere fanden die skeptischen Ansichten des Generals Aster nur noch wenig Anklang. H. v. Moltke, der jetzt heimgekehrt als Major im Generalstabe stand, trat sogar in den Verwaltungsrat der Berlin-Hamburger Eisenbahn und beantwortete in einem lichtvollen Artikel der Deutschen Vierteljahrsschrift die Frage: „welche Rücksichten kommen bei der Wahl der Richtung von Eisenbahnen in Betracht?" Auch andere tüchtige Offiziere verlangten, daß die Regierung den Bau der Eisenbahnen nach einem durchdachten Plane leiten müsse. Da der König schon als Kronprinz ähnliche Meinungen gehegt hatte, so wurden im Staatsministerium (1842) die Grundzüge eines die gesamte Monarchie umfassenden Eisenbahnnetzes festgestellt; und immer wieder drängte sich die Erwägung auf, ob man nicht kurzweg Staatseisenbahnen bauen solle.

Die Finanzen erfreuten sich einer beneidenswerten Blüte; das blieb immer die starke Seite der Regierung Friedrich Wilhelms. Die Staatsschuld sank bis zum Jahre 1847 auf 137 Mill.

Tlr., die Staatsschuldscheine standen sehr hoch im Kurse. Nach der glücklich vollendeten Einziehung der fünfprozentigen Papiere wagte man jetzt schon, die Verzinsung von 4 auf 3 1/2 Proz., noch unter den landesüblichen Zinsfuß, herabzusetzen, obwohl Graf Alvensleben in gerechter Besorgnis warnte, diese Politik der peinlichen Zinsenersparnis würde die Staatsgläubiger sehr hart treffen und das Privatkapital vielleicht zu schwindelhaften Unternehmungen verführen. Zugleich hob sich der Ertrag der Domänen in den Jahren 1833—48 von 4,2 auf 5,25 Mill. Tlr.; nach der knappsten Berechnung empfing der Staat aus seinem gesamten Vermögen eine Rente von 6,25 Mill. jährlich, während er nur noch eine Zinsenlast von 5 Mill. trug. Trotz des Steuererlasses wuchs auch das Einkommen aus den Abgaben beständig, und im Jahre 1847 bezog die Monarchie schon eine regelmäßige Gesamteinnahme von mehr denn 67 Mill. Tlr. Darum wurden Staatseisenbahnen, wie die Beratungen der Vereinigten Ausschüsse deutlich erkennen ließen, in weiten Kreisen für unbedenklich und notwendig gehalten. Unmöglich konnte man doch behaupten, daß Privatbeamte den Eisenbahndienst, der nur strenge Ordnung und Ehrlichkeit verlangt, besser besorgen sollten als das bewährte Staatsbeamtentum; der Stachel des freien Wettbewerbs, der sonst die Privatunternehmungen zu großen Leistungen anspornt, fiel hier hinweg, da die Eisenbahnen tatsächlich ein Monopol besaßen.

Nach alledem begann selbst der alte Minister Rother sich mit dem Gedanken des Staatsbaues zu befreunden. Als er einige Monate nach der Entlassung der Vereinigten Ausschüsse dem Ministerium (21. Febr. 1843) eine große Denkschrift „zur Förderung des Eisenbahnbaues" einreichte, da sprach er offen aus: an sich sei der Staatsbau wohl vorzuziehen, weil der Staat ohnehin schon Herr der Straßen sei, weil er besser verwalte als Aktiengesellschaften und bei dem günstigen Stand der Staatsschuld das Wagnis wohl auf sich nehmen könne. Demgegenüber aber stand das alte unüberwindliche staatsrechtliche Bedenken: ohne Reichsstände durfte die Krone keine Anleihen aufnehmen,

auch hatte sie den Provinzialständen bereits angekündigt, daß sie für jetzt auf Staatsbahnen verzichte. Deshalb allein empfahl Rother ein vermittelndes System, das offenbar den Übergang zu dem Staatsbahnsystem der Zukunft bilden sollte. Er verlangte, der Staat müsse die Hauptlinien unter seiner Leitung und Aufsicht durch Aktiengesellschaften bauen lassen, und ihnen aus seinen regelmäßigen Einnahmen 2 Mill. Tlr. jährlich zuschießen, auch nötigenfalls eine Verzinsung von 3 1/2 Prozent verbürgen, die Zinsen seiner eigenen Aktien aber nebst neuen Überschüssen in einem besonderen Eisenbahnfonds ansammeln um späterhin, nach zwanzig Jahren etwa, die Bahnen selbst anzukaufen. Also erscheine der Staat immer nur als Gläubiger, nie als Schuldner, und das Staatsschuldengesetz von 1820 bleibe unverletzt. Obwohl diese letzten Sätze sich mit guten Rechtsgründen anfechten ließen, und mehrere der andern Minister, zumal der sparsame Thile, die Pläne des klugen alten Herrn allzu kühn fanden, so drang er doch bei dem Monarchen durch. Im wesentlichen nach seinen Vorschlägen wurde die Eisenbahnpolitik während der nächsten Jahre gehandhabt.

Das Privatkapital in den mittleren und den westlichen Provinzen zeigte sich gewagten Unternehmungen nur zu sehr geneigt. Jetzt zum ersten Male wurde Berlin von dem Fieber wüsten Aktienschwindels ergriffen, das seitdem noch so oft wiederkehren sollte. Das böse Beispiel gab England. Da die Geschäftswelt von der Überlegenheit großer Eisenbahnen noch nichts ahnte, so drängten sich in Großbritannien die Gründungen. In den zwölf Jahren bis 1844 waren dort 44 Eisenbahngesellschaften entstanden, in dem einen Jahre 1845 bildeten sich 118 neue; geplant waren ihrer noch 1263 mit einem angeblichen Kapitale von 562 Mill. Lstrl. und es bedurfte noch vieljähriger schlimmer Erfahrungen, bis sich endlich die große Nordostbahngesellschaft aus der Verschmelzung von 37 kleinen Bahnen bildete. Vor diesem Übermaße des Schwindels blieb Preußen freilich bewahrt, dank seiner Armut und der strengeren Staatsaufsicht. Immerhin ward der Tanz um das goldene Kalb ganz schamlos. Männer

aus allen Ständen, selbst Offiziere in Uniform, berühmte Künstler und Gelehrte drängten sich täglich in das winklige Börsengebäude neben dem Dom, um mit den Aktien aller Länder zu schachern. Da wurden durch das Gesetz vom 24. März 1844 alle Zeitkäufe über inländische, alle Geschäfte über ausländische Aktienpromessen plötzlich verboten. Das von Bodelschwingh entworfene, strenge aber notwendige Gesetz wirkte furchtbar, weil es ganz unvermutet von der absoluten Krone ausging, und keinerlei ständische Verhandlungen die Geschäftswelt darauf vorbereitet hatten. Die Folge war, daß nach schweren Verlusten das Privatkapital sich scheu zurückzog und alle Börsen über Geldmangel klagten.

Trotzdem schritt der Bahnbau vorwärts. Bis zum Jahre 1847 wurden in Preußen 280 Meilen Eisenbahnen eröffnet, und der Staat übernahm eine Zinsbürgschaft für 29 Mill. Tlr. Es wurden vollendet oder der Vollendung nahe gebracht die großen Linien nach Stettin, nach der schlesisch-österreichischen Grenze, nach Sachsen und weiter westlich durch Thüringen. Nachdem Mecklenburg und Hamburg einen beträchtlichen Teil des Anlagekapitals — weit mehr als Preußen selbst — übernommen hatten und der kleinliche Widerspruch der Krone Dänemark endlich überwunden war, kam auch die Berlin-Hamburger Bahn zustande. Besondere Schwierigkeiten bereitete die wichtige Verbindung Berlins mit den westlichen Provinzen. Ein Glück nur, daß im braunschweigischen Finanzwesen der rührige Direktor v. Amsberg fast unumschränkt schaltete. Der hatte schon seit den zwanziger Jahren, weit vorausschauend, große Pläne für ein nordwestdeutsches Eisenbahnsystem begonnen und dann, als er bei dem welfischen Königshofe nichts durchsetzen konnte, im Jahre 1838 die erste deutsche Staatsbahn, Braunschweig-Wolfenbüttel-Harzburg, gegründet. Die Bahn blühte schnell auf in dem verkehrsreichen Ländchen und bildete den Stamm der großen Straße zwischen Spree und Rhein. Im Osten schlossen sich preußische Linien an; es waren, nach der Weise dieser Zeit, mehrere kleine Gesellschaften, die sich erst mühsam untereinander

verständigen mußten: die Magdeburg-Halberstädter und die bis nach Magdeburg ausgedehnte Berlin-Potsdamer Bahn. Im Westen trat Hannover hinzu. König Ernst August sträubte sich lange, doch sobald er die Notwendigkeit erkannte betrieb er den Bahnbau mit gewohnter Tatkraft und bestand nur noch darauf, daß die Linie recht viel hannoversches Land durchschneiden müsse. Preußen forderte eine Bahn von Hannover nordwestwärts über Neustadt, damit von Nienburg aus eine Zweigbahn nach Bremen erbaut und Westfalen also auf dem kürzesten Wege mit dem Weserplatze verbunden würde. Dem widersprach der Welfe; er verlangte die südliche Linie Hannover-Minden, um nachher von irgendeiner hannoverschen Station aus eine sehr bequeme, aber sehr lange und rein-welfische Bahn nach Bremen bauen zu können. Da man den störrischen Alten weder zwingen noch überzeugen konnte, so gab Preußen schließlich nach und bewilligte die Linie Braunschweig-Hannover-Minden. Daran schloß sich endlich die große Bahn von Minden nach Köln. So geschah es, daß die gewerbreiche Provinz Westfalen, deren Volksmann Harkort schon vor langen Jahren für den Bahnbau gekämpft hatte, erst sehr spät, seit 1847 in den großen Eisenbahnverkehr eintrat. Ihre Fabriken und Bergwerke hatten unter der langen Säumnis schwer gelitten.

Unterdessen mußte die preußische Regierung erfahren, daß sie mit der behutsamen Politik der Unterstützungen und Zinsgarantien nicht zum Ziele gelangte. Die neue französische Ostbahn begann eine große Linie bis zur preußischen Grenze bei Forbach; von der anderen Seite her baute die pfälzische Ludwigsbahngesellschaft eine Bahn durch die Berge des Westrichs bis gegen Neunkirchen hin. Kamen diese Bauten zum Abschluß, dann war eine Schienenverbindung zwischen Frankreich und Deutschland — die einzige unmittelbare die damals möglich schien — fast vollständig hergestellt. Nur ein kleiner Streifen preußischen Gebiets trennte noch die beiden Endpunkte, und in ihm lagen die großen, zumeist dem Staate gehörigen Kohlengruben des Saarbrückener Beckens. Da war kein Zaudern mög-

lich; die Krone entschloß sich (1847) zum Bau der ersten preußischen Staatsbahn, der kurzen, für die Volkswirtschaft hochwichtigen Saarbrückener Bahn.

Diese kleine Strecke konnte zur Not noch ohne Anleihe durch die reichen Überschüsse der Staatseinnahmen gebaut werden; doch mittlerweile trat eine neue, ungleich schwerere Aufgabe an den Staat heran. In dem geplanten Eisenbahnnetze fehlte noch ein wichtiges Glied, die große Ostbahn nach Königsberg; und der König hielt es mit Recht für eine Ehrenpflicht, sein geliebtes, durch die Ungunst der geographischen Lage so schwer bedrängtes Altpreußen baldigst mit der Hauptstadt und dem großen mitteleuropäischen Verkehre zu verbinden. Über die Richtung der Bahn wurde lange gestritten. Rönne, der immer seine absonderlichen Gedanken hegte, empfahl „wegen des Seeverkehrs" die Linie von Stettin durch Hinterpommern; er kannte unseren Osten wenig, er wußte nicht, daß Hinterpommern wesentlich ein Binnenland ist, weil die Ostsee minder tief als andere Meere in das Leben ihrer Uferländer einwirkt. Der König schien anfangs den Vorschlägen dieses vertrauten Ratgebers geneigt. Seine Minister aber hatten von den Erfahrungen der jüngsten Jahre gelernt und sahen ein, daß die Eisenbahnen womöglich dem Zuge der alten verkehrsreichen Handelswege folgen mußten; sie rieten daher, die Ostbahn über Landsberg die Warthe entlang nach Bromberg und alsdann abwärts am Weichseltale hin zu führen. Diese Meinung siegte, weil auch die ostpreußischen Landstände den König beschworen, seiner alten stolzen Weichselstädte nicht zu vergessen. Da versagte sich das Privatkapital. Die Eisenbahngesellschaft, der das große Bankhaus J. Mendelssohn und mehrere der angesehensten Männer Ostpreußens angehörten, erklärte plötzlich: bei dem Geldmangel, der seit dem neuen Aktiengesetze die Börsen heimsuche, vermöchte sie die 32 oder 40 Mill. Tlr. für das gewaltige Unternehmen unmöglich aufzubringen. Jetzt blieb nichts übrig als ein verzweifelter Entschluß; nach so vielen Verheißungen und Vorarbeiten konnte die Krone nicht mehr zurück. Am 16. März 1847 beschloß das Staatsministe-

rium: der Staat müsse nunmehr selber die Ostbahn bauen und von dem demnächst zusammentretenden Vereinigten Landtage sogleich eine große Anleihe verlangen. Der König genehmigte den Antrag; er ahnte nicht, wie seltsam das Schicksal seiner Ostbahn sich noch mit dem Verfassungskampfe verschlingen sollte.

Derweil Preußens Handelspolitik also beständig durch staatsrechtliche Bedenken gehemmt wurde, brauchten die kleineren Bundesstaaten, dank ihren Verfassungen, solche Schwierigkeiten nicht zu überwinden. Sie erfreuten sich zudem blühender Finanzen, denn für die Verteidigung des Vaterlandes hatten sie allesamt Preußen allein sorgen lassen, Baden verwendete nur ein Fünftel seiner Staatsausgaben auf das Heerwesen. Darum konnten sie früher als Preußen den Staatseisenbahnbau wagen; die meisten von ihnen sahen sich sogar dazu gezwungen, weil das Privatkapital in Süddeutschland und in Hannover weniger Unternehmungslust zeigte als in Preußen oder Sachsen. Nur Braunschweig und Baden erkannten von Haus aus grundsätzlich die Vorzüge des Staatsbahnwesens.

In Braunschweig spürte man überall die starke Hand Amsbergs, der in diesen Geschäften alle anderen deutschen Staatsmänner überragte. In Baden hatte Nebenius den Staatsbau durchgesetzt; die Ausführung entsprach jedoch dem frei gedachten Plane wenig. Obgleich dies Land seine handelspolitische Bedeutung wesentlich dem Durchfuhrhandel verdankte, so drängten sich doch bald die kleinen örtlichen Interessen anspruchsvoll vor, und man gab den Schienen sogar eine von dem deutschen Normalmaße abweichende Spurweite, damit ja kein fremder Eisenbahnwagen in das Ländle hinüber käme. Die Schwäche des Staatseisenbahnsystems, die Parteilichkeit zeigte sich hier in dem solange durch politische Kämpfe zerrütteten konstitutionellen Musterstaate sehr häßlich. Lassen Sie Sich Ihre Bahn durch Ihren liberalen Abgeordneten bauen! — so antwortete Blittersdorff den klagenden Gemeinderäten der verkehrsreichen Fabrikstadt Lahr, die seitab von der Staatsbahn liegen blieb. Die mit dem Großherzogtum Hessen verabredete Main-Neckar-Bahn wurde nicht

geradeswegs an den dichtbevölkerten Ortschaften der oberen Bergstraße vorbei nach Heidelberg geführt, aber auch nicht westwärts nach Mannheim, denn beide Städte standen in Ungnade wegen ihrer liberalen Gesinnung; man gründete vielmehr mitten zwischen beiden Orten in der sandigen Rheinebene den lächerlichen Knotenpunkt Friedrichsfelde. In Württemberg begann die Regierung seit 1841 den Staatsbau, weil sie umgangen zu werden fürchtete und das Privatkapital sich mutlos zeigte. Sie verfuhr fortan mit großem Eifer, erklärte sich entschieden gegen „die Korruption, die neue Feudalität" der Privateisenbahnen und wagte sogar, wenige Meilen von der Linie Augsburg-Lindau eine Parallelbahn Ulm-Friedrichshafen zu bauen, damit Bayern den Verkehr des Bodensees nicht an sich risse. Auch in Bayern vermochten die kleinen Gesellschaften, welche die Teilstrecken der Linie Augsburg-Hof übernommen hatten, sich nicht zu halten, und der Staat mußte selbst eintreten; nur die wohlhabenden, unternehmenden Pfälzer bauten sich ihre Bahnen durch Privatgesellschaften.

Die sächsische Regierung, die auf diesem Gebiete die reichsten Erfahrungen besaß, wollte sich zunächst die Vorteile des Durchfuhrverkehrs sichern und entwarf einen wohldurchdachten Plan für Bahnverbindungen mit Schlesien, Böhmen, Bayern; doch selbst in diesem gewerbreichen Lande konnte das Privatkapital nur die einträgliche Leipzig-Dresdner Linie, nicht die anderen minder ergiebigen Bahnen festhalten, und nach einigen Jahren sah sich der Staat auch hier gezwungen die Neubauten zu übernehmen. Hannover dagegen besaß, dank seiner erleuchteten Handelspolitik, noch gar keine großen industriellen Kapitalien und mußte daher von Haus aus den Staatsbau wagen. Er wurde eifrig, aber planlos betrieben; die beiden wichtigen Bahnen von Hamburg und Bremen mündeten nicht in der Hauptstadt, sondern einige Stunden entfernt in Lehrte und Wunstorf. Man wußte noch nicht und konnte nur durch die Erfahrung lernen, was ein Knotenpunkt im Bahnverkehr bedeutet. Die Kurhessen trugen sich schon seit vielen Jahren mit großen Bahnplänen, sie hofften,

daß Cassel den Mittelpunkt des deutschen Eisenbahnnetzes bilden sollte. Der Prinzregent aber verzögerte alles durch Trägheit und bösen Willen. Endlich durfte eine Aktiengesellschaft zur Verbindung von Thüringen und Westfalen zusammentreten; sie gewann die Gnade des Landesherrn, weil sie den stolzen Namen der Friedrich-Wilhelms-Nordbahn annahm. Die Main-Weserbahn zwischen Cassel und Frankfurt sollte auf Staatskosten, gemeinsam mit Hessen-Darmstadt, gebaut werden; der Landtag bewilligte dazu eine Anleihe von 6 Mill. Tlr. Das Haus Rothschild, das diese Anleihe aufzulegen hatte, überschritt die vereinbarte Summe um 750 000 Tlr. und beanspruchte diesen Überschuß von 12 1/2 Prozent für sich selbst als sauer verdiente Provision. Es war ein öffentliches Geheimnis, wie der preußische Gesandte Graf Galen sagte, daß der getreue Hofbankier sich mit dem Kurprinzen in den Gewinn teilte, „daß auf Kosten des Landes der Regent in jüdischer Gemeinschaft gute Geldgeschäfte machte.“ Darum richtete der ehrliche Abgeordnete Wippermann nichts aus, als er in der Kammer den Gaunerstreich Rothschilds zur Sprache brachte.

Von Kiel nach Altona beförderte die königlich dänische Post auf der soeben erst vollendeten neuen Steinstraße täglich vier bis sechs Personen in dreizehn Stunden, und die schlichten Leute fragten ganz verwundert: was man denn noch mehr verlangen könne? — als in beiden Städten Vereine zur Begründung einer Eisenbahn zusammentraten. Der Plan schien anfangs fast aussichtslos; die Unternehmer baten sogar den Zaren Nikolaus, als dieser durch Holstein kam, um die Zeichnung einiger Aktien, damit das Werk durch den Zauber seines mächtigen Namens gefördert würde. Im Auftrage der Stadt Kiel ging dann Franz Hegewisch (1842) nach Kopenhagen und er behandelte seinen Gönner, den gescheiten, eitlen König Christian VIII. mit ärztlicher Klugheit; er legte ihm genaue Rechnungen vor und dazu den Antrag, daß die Bahn den Namen „König Christian VIII. Ostseebahn“ führen solle. Eine solche Lockung wirkte in Kopenhagen ebenso unwiderstehlich wie in Cassel. Die Bahn wurde genehmigt

und schon nach zwei Jahren dem Verkehr übergeben. Freilich ahnte der König nicht, was sich seine treuen Holsten bei dem Unternehmen dachten; er zeigte sich sehr aufgebracht, als Hegewisch bald nachher auf dem Kieler Ärztetage furchtlos sagte, dieser Schienenweg solle das ungeteilte Schleswig-Holstein fest mit dem deutschen Vaterlande verbinden. Um so mehr war er darauf bedacht, Lübeck niederzuhalten, die alte Feindin Dänemarks, die jetzt auch mit dem aufstrebenden Kiel einen scharfen Konkurrenzkampf führte. Weder eine Hamburg-Lübecker Bahn, noch eine Zweigbahn zum Anschluß an die Berlin-Hamburger Linie wollte er der verhaßten Stadt erlauben, und da auch Mecklenburg, ängstlich besorgt um seine eigenen Seeplätze Wismar und Rostock, einen Schienenweg nach Schwerin nicht gestattete, so blieb Lübeck, allein unter den Hansestädten, noch viele Jahre lang ohne Eisenbahnverbindung.

Bald fühlten die Verwaltungen selbst, daß die naturwüchsige Anarchie dieser kleinen Linien doch einiger Ordnung bedurfte; es entstanden vier große Eisenbahnverbände: eine norddeutsche Gruppe mit Berlin, eine niederrheinische mit Köln, eine südwestliche mit Frankfurt, eine bayrische mit Augsburg als Mittelpunkt. Die Verbände verständigten sich über einige gemeinsame Betriebsgrundsätze, vornehmlich über die Warenbeförderung; denn man begann jetzt schon zu begreifen, daß der Güterverkehr mehr bedeutete als der Personenverkehr, und die Tarifsätze der Eisenbahnen für viele Gewerbszweige wichtiger waren als die Schutzzölle. Trotz so mancher Mißgriffe und Torheiten blieb es doch ein erhebendes Schauspiel, wie tapfer dies Land ohne Hauptstadt dem zentralisierten, reicheren Frankreich vorausschritt. Was auch die Welschen prahlen mochten, die Sonne ging über Europa noch immer nicht im Westen auf. Im Volke regte sich zwar da und dort ein Widerstand. Viele bayrische Städtchen baten ihren König bringend sie mit der Eisenbahn zu verschonen; sie ahnten dunkel, daß die neue Erfindung mancher kleinen für Fabrikanlagen ungeeigneten Ortschaft mehr Schaden als Nutzen bringen mußte. In der Presse wurden diese ver-

einzelten Gegner als törichte Schildbürger verspottet; denn fast überall sah man der neuen Zeit mit überschwenglichen Hoffnungen entgegen. Die Wünschelrute schien gefunden. Die Bürger des hannoverschen Pferdemarktes Peina sangen, als ihre Eisenbahn eröffnet wurde, beim Festmahle feierlich nach der Melodie des Landesvaters: „Peina bricht sich, Peina bricht sich eine neue Lebensbahn!“

Unterdessen hatten der Amerikaner Morse und der Engländer Wheatstone die deutsche Erfindung der elektrischen Telegraphie weiter gebildet und für den täglichen Verkehr nutzbar gemacht. Es ward hohe Zeit. Der alte optische Telegraph arbeitete gar zu unsicher; in nebliger Winterszeit geschah es wohl, daß ein Telegramm von London nach Berlin fünf Tage brauchte. Nun fand sich wieder ein deutsches technisches Genie, das die Arbeit der Fremden fortführte. Der preußische Artillerieleutnant Werner Siemens benutzte einen elastischen Pflanzenstoff, der jetzt zuerst in den Handel kam, die Guttapercha, um die Drähte der Telegraphenleitungen zu umhüllen und zu isolieren; zwischen Berlin und Großbeeren unternahm er den ersten Versuch (1847) und legte also den Grund für das deutsche Telegraphennetz. Die neue Firma Siemens und Halske arbeitete bald für den Weltmarkt. —

Unmöglich konnte die Preußische Bank von diesem gewaltigen Umschwunge des Verkehrslebens unberührt bleiben. Sie hatte sich im letzten Jahrzehnt, seit 1837, unter Rothers umsichtiger Leitung kräftig entwickelt, den gefährlichen Effektenhandel eingeschränkt, ihren Wechselverkehr strenger geordnet und das leidige Defizit, das ihr noch von den napoleonischen Zeiten her anhing, wieder um 3,4 Mill. Tlr. vermindert. Ihr gesamter Umsatz stieg von 264,7 auf etwa 373,6 Mill. Tlr. Berlin war mit seinen 408 000 Einwohnern und 712 Großkaufleuten jetzt wirklich eine Großstadt, als Knotenpunkt der neuen Bahnen, als Handels- und Industrieplatz mächtig, sogar als Geldmarkt nicht mehr weit hinter Frankfurt zurück. Der Aktienschwindel, den der Staat leider durch die voreilige Herabsetzung seiner Schuld-

zinsen selbst genährt hatte, wirkte freilich mit; doch im wesentlichen waren die wachsenden Ansprüche an die Bank lediglich die natürliche Folge des erwachten Unternehmungsgeistes. Seit 1838 hatte das Privatkapital über 100 Mill. Tlr. für die preußischen Eisenbahnen aufgebracht, sicherlich mehr, als der Staat selbst in so kurzer Zeit aufgewendet hätte.

Wie sollte die Bank den Anforderungen ihres jetzt fast vervierfachten Lombard- und Wechselverkehrs auf die Dauer genügen mit 6 Mill. Kassenanweisungen und den 2 Mill. bar, die ihr der Staatsschatz überwiesen hatte? Rother verlangte darum, daß die Bank einen um 10 Mill. Tlr. vergrößerten Betriebsfonds erhalten und dafür Noten bis zu demselben Betrage ausgeben müsse. Praktiker durch und durch, war er vom Regimentsschreiber zum Minister aufgestiegen und mit der Geschäftswelt immer in Fühlung geblieben. Wie er einst, zum Entsetzen des zünftigen Beamtentums, den Bankier Schickler in die Staatsschuldenverwaltung berufen hatte, so erklärte er jetzt: die Bankverwaltung bedürfe für ihre Noten des allgemeinen Vertrauens, für ihre erweiterte Tätigkeit einer genauen Kenntnis der augenblicklichen Marktverhältnisse; darum müßten die 10 Mill. durch das Privatkapital aufgebracht und den Inhabern der Bank-Anteilscheine eine stimmberechtigte Vertretung eingeräumt werden. Die Bank sollte mithin eine durch einen königlichen Präsidenten geleitete Staatsanstalt bleiben — denn einer Privatbank wollte Rother die Depositen der Gerichte nimmermehr anvertrauen — doch zugleich so unabhängig gestellt werden, daß sie durch den Ausschuß ihrer kaufmännischen Teilhaber gefährliche Zumutungen eines leichtsinnigen Finanzministers jederzeit abweisen konnte.

Rothers Vorschläge erschienen nüchtern, fast ängstlich gegenüber den Bedürfnissen des so mächtig angeschwollenen Verkehrs. Doch ihr Grundgedanke war gesund, er entsprach dem volkstümlichen Geiste dieser Monarchie, die ja immer ihr Bestes geleistet hatte, wenn ihre starke Staatsgewalt mit den freien Kräften der Nation zusammenwirkte. Gleichwohl erhob sich von allen Seiten her

leidenschaftlicher Widerspruch gegen die Pläne des Bankpräsidenten. Schön polterte in Briefen, die fast nur noch aus Schimpfwörtern bestanden, wider die Unwissenheit, die Anmaßung, die durch Tollheit grandiose Verrücktheit des Kommis Rother und seiner Juden. Der Grimmige lebte immer noch in den traurigen Erinnerungen des Jahres 1806; er fürchtete, ein Bataillon Franzosen in Trier würde genügen, um die 10 Mill. Banknoten sofort zu entwerten. Andererseits hatte der erfindungsreiche Bülow-Cummerow den Gedanken einer großen privilegierten, aber vom Staate unabhängigen Nationalbank aufgebracht, die mit 25 Mill. Kapital ausgerüstet, Hypotheken-, Giro-, Zettelbank, alles in allem sein sollte. Er verteidigte seinen Plan in zahlreichen Schriften, die er alle durch die gewandte Feder seines Neffen Killisch v. Horn ausarbeiten ließ, und erlangte die freudige Zustimmung Rönnes, dem niemals ein Plan zu nebelhaft war. Auch der Finanzminister Flottwell ließ sich überzeugen, er war Neuling im Bankwesen, wollte für den Staatshaushalt keine gefährlichen Verpflichtungen übernehmen und hörte gläubig zu, wenn ihm einige Berliner Börsenmänner Wunderdinge von der geplanten Nationalbank erzählten. Der König selbst schien anfangs, wie so oft schon, ganz durch Rönnes feurige Beredsamkeit gewonnen zu sein.

Dem alten Rother ward unheimlich zumute. Er fühlte längst, daß sein trocken geschäftliches Wesen den geistreichen Monarchen langweilte, und fragte sogar einmal ehrlich an, ob er das Vertrauen Sr. Majestät noch besitze. Darauf antwortete der König sofort sehr gnädig — denn er wußte wohl, daß er keinen treueren Diener besaß —: „schlagen Sie Sich die Grillen aus dem Kopf und freuen Sie Sich vielmehr des großen Vertrauens Ihres herzlich wohlgeneigten F. W." Zugleich schrieb er, soeben aus dem Theater heimgekehrt, an Thile: „Hier, teuerster Thile, ein Brieflein des alten Rother, welcher raset. Beruhigen Sie ihn einstweilen und beweisen Sie ihm, daß er, chose incroyable, mit seiner Einbildungskraft durchgeht. Ich komme ganz durchbebt von klassisch-hellenischem

Weh, von des alten schuldlosen Frevlers Ödipus Laios Sohnes donnerumhallt geheimnisvollem Ende.“ Trotzdem fühlte sich der Minister bedroht. Als im Dezember 1845 der Handelsrat versammelt wurde, um unter dem Vorsitze des Monarchen die Vorschläge Bülow-Cummerows zu vernehmen und alsdann zu entscheiden: ob Staatsbank oder Nationalbank? — da sagte Rother zu seinen Freunden bitter: ich werde nur mitberufen, weil ich ein alter Esel bin. Er sollte sehr angenehm enttäuscht werden. Es war doch ein gar zu ungeheuerlicher Gedanke, daß man diese Preußische Bank, die sich zum Ruhme der Monarchie aus hoffnungsloser Zerrüttung so ehrenhaft wieder emporgearbeitet hatte, mitsamt ihren erprobten Beamten und ihren alten Geschäftsbeziehungen jetzt plötzlich aufgeben wollte, um eine ganz neue Schöpfung zu wagen. Und welche Sicherheit bot das neue Unternehmen? Bülow selbst, der reiche, unabhängige Grundherr, hegte unzweifelhaft die besten Absichten, obgleich ihn die Berliner Geheimen Räte als einen gefährlichen Streber verleumdeten; er lebte nach dem guten Wahlspruche des zahlreichsten deutschen Adelsgeschlechts: „alle Bülows ehrlich.“ Aber die von ihm gegründete Ritterschaftliche Privatbank in Stettin, welcher die Anfänge des pommerschen Chausseebaues zu danken waren, stand niemals ganz fest; ihre Geschäftsführung zeichnete sich weder durch Klugheit noch durch Ordnung aus.

Solche Erwägungen machten auf Friedrich Wilhelm tiefen Eindruck. An seinen übrigen Herrschergaben begann er jetzt schon oft zu zweifeln, doch als ein getreuer Haushalter wollte er immer erfunden werden; seine Pflichten gegen die Staatsfinanzen nahm er sehr ernst, und in diesen Geschäften ging auch sein Urteil selten fehl. Bülow-Cummerows Vorschläge wurden also verworfen, der Bankpräsident schlug den Finanzminister. Die peinliche Frage, ob die 10 Mill. Banknoten nicht eine ungesetzliche Vermehrung der Staatsschuld bedeuteten, blieb vorerst unerledigt. Sie ließ sich jetzt, da der Staat ja nicht alleiniger Eigentümer der Bank bleiben sollte, fast mit gleich guten Gründen

bejahen oder verneinen; der Wirrwarr des Verfassungsrechts — jedermann erfuhr es auf Schritt und Tritt — bedurfte endlich einer unzweideutigen Regelung. Am 11. April 1846 befahl eine Kabinettsordre die Neugestaltung der Preußischen Bank, im wesentlichen nach Rothers Vorschlägen; am 5. Okt. erschien demgemäß die neue Bankordnung. Rother erlebte noch die Freude, daß seine Noten, die er mit der äußersten Vorsicht bankmäßig gedeckt hatte, überall, auch im Auslande, unbedenklich wie bares Geld angenommen wurden und selbst in den Stürmen des Jahres 1848 ruhig ihre Geltung behaupteten.

Nach einer solchen Niederlage konnte Flottwell sich nicht mehr im Amte halten. Wie grausam wurde doch diesem ausgezeichneten Beamten durch die Wechselfälle der neuen Regierung mitgespielt. Der König hatte ihn erst, zum Danke für seine musterhafte Verwaltung, von Posen hinweg nach Magdeburg versetzt; er hatte ihn sodann zum Finanzminister ernannt, obgleich Flottwell sich selbst als Nichtfachmann bekannte, und nachher noch den Zweifelnden oftmals seines ungeschwächten Vertrauens versichert. Nun zeigte sich doch, wie berechtigt Flottwells eigener Zweifel gewesen. Er glaubte trotzdem sich durch einen kühnen Schritt retten zu können. In einer langen Denkschrift (Juni 1846) schlug er dem Monarchen eine Umgestaltung des Ministeriums vor, dergestalt, daß die Bank sowie alle Geldinstitute des Staates dem Finanzminister untergeordnet, Handel und Gewerbe, Bergwerke und Posten hingegen einem neuen Handelsministerium überwiesen würden; denn in seiner gegenwärtigen Stellung sei der Finanzminister „vernichtet". Dies war eine offene Kriegserklärung gegen Rother, dessen Pläne der König soeben erst angenommen hatte. Friedrich Wilhelm brauste auf; er sah in dem Vorgehen des Ministers strafbaren Ungehorsam. Im Juli wurde Flottwell ungnädig entlassen und mußte noch froh sein, als er nachher die Stelle des Oberpräsidenten in Westfalen erhielt.

Also war die Stelle des Finanzministers, zum dritten Male seit dem Thronwechsel, erledigt; und da der einzige, der vielleicht

als vierter erfolgreich eintreten konnte, Kühne, dem Monarchen mißfiel, so wurde nach langen Erwägungen der erst vorm Jahre entlassene Graf Arnim-Boitzenburg zur Übernahme des Amtes aufgefordert. Der Graf erwiderte, wie vormals Flottwell: vom Finanzwesen verstehe er nichts. Nachdem er dies Bedenken, auf das Zureden des Königs, endlich aufgegeben hatte, erklärte er freimütig: seinen Widerspruch gegen die königlichen Verfassungspläne könne er nicht fallen lassen und sie darum auch nicht vor dem bevorstehenden Landtage verteidigen. Seitdem war er unmöglich. Nun wurde Geh. Rat v. Düesberg berufen, derselbe, der zuerst die Leitung der Katholischen Abteilung übernommen hatte, ein tüchtiger Jurist, aber auch kein Finanzmann.

Die Reform der Preußischen Bank allein befriedigte die Masse der Kaufleute und Fabrikanten schon darum nicht, weil die Bank in den Provinzen nur erst wenige Kontore und Kommanditen besaß. Für Westfalen berechnete Fritz Harkort den jährlichen Umschlag der fünf wichtigsten Gewerbszweige — sicherlich noch zu niedrig — auf 16 Mill. Tlr.; und diese Provinz mit fast $1^1/_2$ Mill. Einwohnern besaß erst drei kleine Bankiers, in Münster und Schwelm, sie mußte ihre Kreditgeschäfte durch Kölner Bankhäuser besorgen lassen. In Wort und Schrift verlangte nun Harkort eine Privatbank für seine Heimat; dann traf er (1845) in Berlin mit Industriellen aus Schlesien, Posen und dem Rheinlande zusammen, die Regierung schlug jedoch alle Bitten ab, weil sie zunächst ihre eigene Bank neu ordnen wollte. Ein neuer Stand von Kapitalisten und Staatsgläubigern wuchs heran; deshalb forderte der geistvolle Nationalökonom Rodbertus-Jagetzow eine große Hauptbank in Berlin mit vielen Filialen, deren Kapital zur einen Hälfte durch freie Zeichnung, zur andern durch die Provinzen aufgebracht werden sollte. Auch ein ungeheures Schwindelunternehmen zeigte, daß die alte übervorsichtige Bankpolitik sich nicht mehr halten ließ. In Dessau versuchte der Kölner Schulte eine Riesenbank zu gründen mit 100, späterhin gar 200 Mill. Taler Kapital, wofür ebensoviel Banknoten ausgegeben werden

sollten. Da das Anhaltische Streitländchen noch von den Zeiten des Köthener Zollkrieges her an freundnachbarliche Ausbeutung der preußischen Umlande gewöhnt war, so willfahrte der Dessauer Hof dem Gesuch und zeigte sich tief gekränkt, als Preußen keine Filialen dieses Unternehmens dulden wollte. Späterhin schrumpfte diese wundersame Dessauer Bank zusammen zu einer Landesbank mit $2^{1}/_{2}$ Mill. Kapital. Für solche Zeichen der Zeit war der König nicht blind. Als er die neue Bankordnung genehmigte, beauftragte er zugleich Rother, einen Gesetzentwurf über die Privatbanken auszuarbeiten. Hier aber versagte die Kraft des Alten. Rother vermochte sich in den neuen Verkehr nicht rechtzufinden und hegte, obwohl ihn Schön schändlicherweise einen Judengenossen schimpfte, unüberwindliche Scheu vor den Gefahren des Bankschwindels. Privat-Zettelbanken wollte er überhaupt nicht dulden; und wenn ja eine Bankgesellschaft für Wechsel-, Lombard- und Depositenverkehr erlaubt würde, dann sollte fünf Meilen im Umkreise keine zweite sich bilden dürfen. So ängstliche Vorschläge konnten unmöglich ausreichen, die Revolution schritt bald über sie hinweg.

Auch in der Verwaltung der Seehandlung, die er einst selbst aus tiefem Verfalle gerettet hatte, wollte Rother jetzt nichts mehr ändern. Die Bank war für den Verkehr der kaufmännischen Welt bestimmt, die Seehandlung für die Geldgeschäfte des Staates, und sie leistete ihm treffliche Dienste, da sie ihn vor der kostspieligen unmittelbaren Mitwirkung der großen Bankhäuser bewahrte. Es war Rothers Verdienst, daß die Gebrüder Rothschild den preußischen Staat als einen fast unnahbaren Kunden immer mit scheelen Augen ansahen. Neben den Geschäften eines großen Staatsbankierhauses betrieb die Seehandlung, gemäß der friderizianischen Überlieferung, auch einen ausgebreiteten Seehandel, und Rother freute sich seiner schönen fünf Schiffe, die in allen Häfen der Welt bewundert wurden; außerdem besaß sie noch mehrere Landgüter und Fabriken. Die also festgelegten Kapitalien brachten aber wenig ein und beeinträchtigten das Bankgeschäft, das jederzeit über

leicht kündbares Kapital verfügen wollte. Sollte die Seehandlung ihren neuen Aufgaben als Staatsbankhaus ganz genügen, so mußte sie, unbekümmert um ihren alten Namen, die Seehandels- und Fabrikgeschäfte aufgeben, und zu dieser radikalen Reform konnte sich Rother nicht entschließen. Der letzte Vertreter der alten Hardenbergischen Beamtenschule, stand er dicht vor der Schwelle einer neuen Zeit, die er nicht zu betreten wagte. Ihr Tor jedoch hatte er selbst aufgeschlossen durch seine Bankordnung. Die Preußische Bank brauchte noch zehn Jahre, bis sie, nach abermaliger Verstärkung ihres Betriebskapitals, in die Reihe der großen Banken Europas eintrat; die Grundlagen ihrer neuen Verfassung hingegen veränderten sich nicht. Auf dem Zusammenwirken der Staatsgewalt und des Privatkapitals beruht noch heute die deutsche Reichsbank. Und so bleibt dem wackeren Alten, der kein schöpferischer Geist wie Motz, aber ein großer Geschäftsmann war, eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte des deutschen Beamtentums gesichert. —

Die Wunden der Kriegsjahre waren endlich ausgeheilt, überall schritt die Industrie jetzt rascher vorwärts als in den letzten zwei Jahrzehnten. Seit dem Erscheinen des neuen Zollgesetzes bis zum Tode des alten Königs hatte sich in Preußen die Zahl der Grob-, Nagel- und Messerschmiede von 59000 auf 79000, die der Webstühle für Baumwoll- und Halbbaumwollwaren von 14000 auf 49000 gehoben. Unter der neuen Regierung vermehrten sich binnen neun Jahren die Dampfmaschinen der Berliner Fabriken von 29 mit 392 Pferdekräften auf 193 mit 1265 Pferdekräften, und die Kopfzahl der Berliner Metallarbeiter hob sich in 13 Jahren von 3000 auf 4500. Schritt für Schritt suchte der deutsche Gewerbfleiß den weiten Vorsprung des Auslandes einzuholen. Als die Berlin-Anhaltische Eisenbahn gegründet wurde, bestellte sie in England 15 Lokomotiven und nur 6 bei Borsig; der aber tat sein Bestes mitsamt seinen wohlgeschulten Leuten, die sich stolz als eine Aristokratie in der Berliner Arbeiterschaft fühlten, und in dem Jahrzehnt nach 1842 lieferte er der Bahn schon 19 Lokomotiven, England und

Belgien zusammen nur noch 16. Zugleich begannen die Deutschen auch für den übrigen Eisenbahnbedarf selbst zu sorgen, seit Caspar Harkort bei Hagen zuerst Eisenbahnwagenräder gefertigt hatte.

Allein sehr bald zeigte sich auch die Schattenseite des gewaltigen neuen Verkehrs. Unser Stolz war der starke wehrhafte Bauernstand. Deutschland besaß nach Verhältnis fast dreimal mehr Ackerland und sechsmal weniger unproduktiven Boden als Großbritannien, wo der Adel die Bauern großenteils ausgekauft hatte. Die Bevölkerung war in leidlichem Gleichmaß über Stadt und Land verteilt; darum bewahrte sich das deutsche Leben noch immer einen Zug ursprünglicher Kraft und unschuldiger Frische, dessen die urbane Kultur der südlichen und westlichen Nachbarvölker fast ganz entbehrte. Jetzt aber begann auch in Deutschland, erst langsam, dann unaufhaltsam anschwellend, der Zudrang zu den Städten. In Breslau entstand neben den Bahnhöfen nach kurzer Zeit ein neuer Stadtteil; in Hamburg, in Stettin, in Leipzig, selbst in dem stillen Dresden, wo man der Fremden halber die rauchenden Schlote ungern sah, wuchsen die Fabriken heran. Die Hast, die Genußsucht, die Unzufriedenheit des großstädtischen Lebens verbreiteten sich weithin in die kleinen Ortschaften und über das flache Land. Und wie gründlich wurden alle Lebensgewohnheiten durch die Massenproduktion der jungen Großindustrie verändert. Viele der gerühmten neuen Erfindungen, zumal in der Textilindustrie, waren ganz unnütz; sie förderten lediglich die Überproduktion, den wilden Kampf der Konkurrenz, den rastlosen Wechsel der Moden. Die derben alten Tuche, die sich der sparsame Bürgersmann nach vier Jahren noch einmal wenden ließ, kamen allmählich ab; die eleganten und wohlfeilen modernen Stoffe aber überdauerten selten einen Sommer. Der Düsseldorfer Maler wußte längst nicht mehr, womit er malte, und wenn er nachher die herrlich leuchtenden Farben seines Fabrikanten unbegreiflich schnell verbleichen oder gar den Firnis abbröckeln sah, dann beneidete er die schlichten alten Meister, die ihre Farben noch selber rieben und sich's darum auch zutrauten für die Zukunft zu malen. Der Schriftsteller

desgleichen konnte sich der angenehmen Erwartung hingeben, daß seine auf dem dünnen, glatten Maschinenpapiere wohlfeil und schnell gedruckten Werke in hundert Jahren buchstäblich unlesbar sein würden.

Kurzlebig, vergänglich war alles, was die neue Industrie hervorbrachte, und es konnte nicht ausbleiben, daß diese Flüchtigkeit der wirtschaftlichen Arbeit auf die ganze Weltanschauung des Zeitalters zurückwirkte. Der große Ehrgeiz, der für die Dauer schaffen will, wird immer nur einzelne starke Geister beseelen; doch kaum jemals in der Geschichte ist die Lehre, daß der Mensch am Tage den Tag lebe, mit solcher Selbstgefälligkeit verkündigt worden, wie in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Die gesamte radikale Literatur der Zeit predigte in mannigfachen Wendungen: mit der schweren alten Wissenschaft sei es vorbei; nur in der leichten Form der Publizistik könne das freie moderne Bewußtsein seinen Ausdruck finden, nur wer den Duft des frisch bedruckten Zeitungspapiers wie Morgenluft einatme stehe auf der Höhe des Jahrhunderts. Ein neues Geschlecht begann heranzuwachsen, das von Ort zu Ort, von einem Eindruck zum andern hastete, schnell lernend und schneller vergessend, immer genießend, immer erwerbend, ganz in sich selbst und in das Diesseits verliebt, friedlos und freudlos. In Deutschland verrieten zunächst nur einzelne Anzeichen diese beginnende Umwandlung des sozialen Lebens. Die Macht der materiellen Interessen fand noch ein starkes Gegengewicht an dem hohen Idealismus der politischen Einheitskämpfe; und erst weit später, als die nationale Sehnsucht ihr Ziel erreicht hatte, sollte auch über Mitteleuropa ein Zeitalter des vorherrschenden Erwerbes und Genusses hereinbrechen.

Sehr schwer litt unter den veränderten Verkehrsverhältnissen das deutsche Haus und seine Hüterin, die Frau. Unsere wechselreiche Geschichte hatte nach dem Dreißigjährigen Kriege und sonst noch mehrmals Zeiten gesehen, da die Frau höher stand als der Mann und das verwilderte Männervolk an der guten Sitte des Hauses wieder gesundete; jetzt kamen Tage, da

die Frau sich in der verwandelten Welt schwerer zurechtfand als der Mann und an ihrem natürlichen Berufe irr wurde. Die alte vorsorgliche Wirtschaftsweise, die das ehrenfeste Bürgerhaus für die Winterszeit mit reichen Vorräten auszustatten pflegte, verbot sich jetzt von selbst; die weibliche Handarbeit im Hause verlor Sinn und Wert, seit man Wäsche und Kleider im Laden fertig kaufte. Das patriarchalische Verhältnis zwischen Herrschaft und Gesinde ging zugrunde, der Wandertrieb der Zeit ergriff auch die Dienstboten. Also kam den Frauen ein guter Teil ihrer gewohnten stillen Wirksamkeit abhanden, sie fühlten sich unglücklich in einem halb zwecklosen Leben. Da überdies die Eheschließung in den höheren Ständen durch den sinkenden Geldwert und die verwickelten Erwerbsverhältnisse erschwert wurde, so wuchs die Zahl der unbefriedigten, der kranken und nervösen Frauen beständig an. Ratlos stand die Welt vor einer „Frauenfrage", welche die einfache Vorzeit nicht gekannt hatte. Frauen drängten sich mit dilettierender Geschäftigkeit in männliche Berufe, und ganz wie einst in den Zeiten der Sittenverderbnis des klassischen Altertums stiegen aus dem Schlamme der Überbildung die Lehren der Weiber-Emanzipation empor.

Unnatürlich früh entstanden, obgleich der allgemeine Wohlstand noch recht bescheiden blieb, schon einzelne riesige Vermögen. Der Reichtum des Hauses Rothschild überbot bei weitem alles, was die römische Kaiserzeit an ungesunden Kapitalanhäufungen gesehen hatte. Es lag im Wesen der neuen Großindustrie, daß sie, um nur zu bestehen, beständig nach Erweiterung trachten mußte. Diesen Wandlungen des sozialen Lebens vermochte der Staat, der ja immer langsamer lebt als die Gesellschaft, längst nicht mehr zu folgen. Von solchen Vermögen, wie sie jetzt über Nacht aufwuchsen, hatten sich Hardenberg und Hoffmann nichts träumen lassen, als sie vor einem Vierteljahrhundert mit hausväterlicher Sorgsamkeit ihrem verarmten Volke die neuen Steuern auferlegten. In dem reichen Köln entrichteten um 1845 nur fünf Firmen die höchste Gewerbesteuer mit 260 Tlr., und darunter waren die weltbekannten Bankhäuser Sal. Oppenheim

und Schaaffhausen; die größte der beiden Rhein-Dampfschiffsgesellschaften zahlte nur 91 Tlr. Nun gar die bescheidenen höchsten Sätze der Klassensteuer erschienen diesen Vermögen gegenüber wie Hohn, und mit gerechtem Groll sah der kleine Mann, wie unbillig der Reichtum bevorzugt wurde. Die neuen Kapitalmächte zeigten gar nichts von jener großartigen, gemeinnützigen, ganze Städte schmückenden und darum versöhnenden Freigebigkeit, welche den reichen Leuten des klassischen Altertums durch die Volkssitte aufgezwungen wurde. Sie benutzten nicht nur rücksichtslos ihre Überlegenheit auf dem Markte, sie begannen auch schon, dem Gesetze trotzend, sich gegen die Arbeitskräfte zu verschwören; es kam an den Tag, daß die Bonn-Kölner und die Leipzig-Dresdner Eisenbahngesellschaft sich zur Aussperrung mißliebiger Arbeiter verabredet hatten.

Man bemerkte auch bereits die ersten Anfänge einer internationalen Verbindung zwischen den großen Geldmächten. Im Mittelalter hatten zuweilen deutsche und französische Ritter gemeinsam gegen das Bürgertum gefochten, im sechzehnten Jahrhundert die Religionsparteien aller Länder unbedenklich die Hilfe der fremden Glaubensgenossen angerufen wider die andersgläubigen Landsleute. Es war der Ruhm der neuesten Geschichte, daß die Eigenart des Volkstums sich überall stark und bewußt ausbildete, daß die nationalen Gegensätze allmählich gewichtiger wurden als die Gegensätze der politischen, der ständischen, der kirchlichen Parteiung; die eigentümliche Größe der modernen Kultur lag in der Mannigfaltigkeit ihrer nationalen Gebilde. In dieser gesunden, natürlichen Entwicklung trat nun plötzlich ein unheilvoller Rückschlag ein. Die Börsenmächte aller Kulturländer begannen sich in der Stille über das gemeinsame Geldinteresse zu verständigen, und die neue internationale Partei des Großkapitals fand ihre natürliche Stütze an dem vaterlandslosen Judentum. Einer der Führer der europäischen Judenschaft, der radikale Abgeordnete Cremieux in Paris verkündete bereits triumphierend, welche Riesenschritte Israel getan habe; und der französische Ultramontane A. Toussenel veröffentlichte

schon 1847 sein warnendes Buch Les Juifs rois de l'époque. Die wertlose, an törichten Behauptungen überreiche Schrift zeigte immerhin, daß ihr fanatischer Verfasser ein scharfes Witterungsvermögen besaß.

Diesen Kapitalmächten stand die Masse der Arbeiter fast hilflos gegenüber. Wohl erschienen die sozialen Mißstände in der noch unfertigen deutschen Großindustrie bei weitem nicht so entsetzlich wie in Frankreich oder England; der verzweifelte Schlachtruf der französischen Arbeiter: „kämpfend sterben oder arbeitend leben“ fand in Deutschland noch keinen Widerhall. Doch über Hungerlöhne, Kinderarbeit, Mißhandlung und Ausbeutung der Leute wurde schon laut geklagt, viele deutsche Fabrikanten hatten schon das schändliche englische Trucksystem, die Ablöhnung der Arbeiter durch Waren eingeführt; und als der wackere Breslauer Wolff (1843) das grauenhafte Elend in den Arbeiterwohnungen der „Kasematten“ seiner Vaterstadt schilderte, da erkannte man mit Schrecken, daß auch Deutschland schon Höhlen des Jammers besaß, die sich mit der Pariser Rue de la misère oder dem Impasse des cloaques vergleichen konnten. Den besitzenden Ständen fehlte noch fast jedes Verständnis für die Empfindungen der Masse. Mancher Fabrikant im Erzgebirge erzählte unbefangen, ohne sich etwas Schlimmes dabei zu denken: sein Arbeiterstamm vermehre sich durch Inzucht in den neuerbauten Arbeiterkasernen; dort mochten die Leute nach Belieben in wilder Ehe beisammenleben, die nachsichtigen Behörden kümmerten sich nicht darum. Welche Kluft die Höhen und die Tiefen der Gesellschaft trennte, das zeigte sich grell an dem Schicksal der Dorfgeschichten. Die Verfasser dieser so volksfreundlich gemeinten Dichtungen machten allesamt die tragikomische Erfahrung, daß ihre Werke dem niederen Volke ganz unverständlich blieben, weil der kleine Mann nur Schriftdeutsch lesen kann. Not und Trägheit setzten den Erziehungsversuchen der Staatsgewalt einen ungeheuren Widerstand entgegen. Nach so langen Jahren eifriger Arbeit war die preußische Unterrichtsverwaltung doch erst dahin gelangt, daß in Posen 61, in der

Rheinprovinz 80 Prozent der schulpflichtigen Kinder die Schule besuchten, nur in der Provinz Sachsen schon 93 Prozent; und gerade die großen Fabrikstädte zeichneten sich durch die Verwahrlosung der Jugend bedenklich aus: in Elberfeld gingen nur 79, in Aachen gar nur 37 Prozent der Kinder zur Schule.

Der König betrachtete die Beschützung der kleinen Leute als heilige Christenpflicht; Parteilichkeit für das Großkapital lag seiner politischen Gesinnung fern, wieder und wieder beschäftigte ihn die Frage, ob er nicht in seinem geplanten Vereinigten Landtage den Arbeitern eine besondere ständische Vertretung gewähren solle. Er freute sich herzlich und bewilligte reiche Unterstützungen, als in Berlin nach der Gewerbeausstellung von 1844 ein „Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen" zusammentrat, der durch Volkssparkassen, Schulen, gemeinnützige Schriften zu wirken suchte. In vielen großen Städten entstanden dann ähnliche Vereine; Barmherzigkeit gegen die Armen war die Losung, die von dem frommen Hofe ausging. Doch leider fehlte dem Monarchen alle Kenntnis des praktischen Lebens; seine Beamten aber hielten fast allesamt noch das Anwachsen der neuen Großindustrie für einen Kulturfortschritt schlechthin und scheuten sich, die Unternehmer zu belästigen. An eine irgend ernsthafte Beaufsichtigung der Fabriken wagte man noch kaum zu denken. Als die Provinzialstände von Rheinland und Westfalen (1843) ein Gesetz gegen das Trucksystem verlangten, da erwiderte die Krone: im Notfall sei sie dazu bereit; es erschien ihr jedoch „sehr zweifelhaft", ob der Gesetzgeber hier schützen könne „ohne durch zu tiefes Eingreifen in die privatrechtlichen Verhältnisse die Existenz der Arbeiter, besonders in Zeiten gedrückten Fabrikbetriebs, zu gefährden"; sie gab sich vielmehr der unschuldigen Hoffnung hin, „das wucherische Benehmen einzelner Fabrikherren würde, gebrandmarkt durch die öffentliche Meinung, endlich ganz aufhören."

Die in England längst gewährte Freiheit der Assoziation war in Deutschland, dank der Ängstlichkeit der Bureaukratie, den Arbeitern überall versagt. Aus aller Welt zusammenge-

schneit, heimatlos und doch streng an Ort und Zeit gebunden, vereinzelt, ohne jede ständische Ordnung, ohne kameradschaftlichen Gemeinsinn, ohne Freude an dem Erzeugnis ihres Fleißes, das sie nicht, wie jeder schlichte Handwerker, stolz als ihrer Hände Werk betrachten konnten, gedankenlose Sklaven der Maschinen, nur mangelhaft geschützt durch die hie und da neu gebildeten Fabrikgerichte, blieben die Arbeiter also ganz in der Hand der mächtigen Unternehmer, die ihnen nur den ausbedungenen Lohn zu zahlen brauchten und auch diesen, auf Grund der willkürlich auferlegten Kontrakte, nur zu oft schmälerten. Dem Gesetze zuwider versuchten die Bedrängten sich zuweilen schon durch Arbeitseinstellungen zu helfen, so die Kattunweber in Berlin, die Eisenbahnarbeiter bei Brandenburg und Vohwinkel.

Auch auf dem flachen Lande des Nordostens zeigten sich krankhafte soziale Verhältnisse, seit man die zweischneidige Wirkung der Stein-Hardenbergischen Gesetzgebung zu fühlen begann. Wie zuversichtlich stellte Hardenberg einst an die Spitze seines Verfassungsplanes den Grundsatz: wir haben lauter freie Eigentümer; wie hoffnungsvoll sprach Sack von „dem zweiten und dem dritten Pommern“, das durch die Ansiedlung freier Bauern entstehen sollte. Und doch wie anders war alles gekommen. Der ländliche Mittelstand freilich hatte durch die agrarischen Reformgesetze erheblich gewonnen; die Bauern waren jetzt persönlich frei, der grundherrlichen Abgaben entlastet und, nach Abtretung eines Teiles ihrer Besitzungen, unbeschränkte Eigentümer. Sobald der Preis des Getreides wieder stieg, gelangten ihrer viele zum Wohlstand, zumal die besonders günstig gestellten alten Domänenbauern; manche wurden reicher als die benachbarten Rittergutsbesitzer und begannen gleich diesen, ihren Boden nach den Grundsätzen des neuen rationellen Ackerbaues zu bewirtschaften. Die Besitzer der kleinen nicht spannfähigen Stellen hingegen sahen sich durch die Deklaration vom 29. Mai 1816 von der Regulierung ausgeschlossen, weil die Krone damals Bedenken trug, die im Kriege so hart mitgenommenen Grundherren durch Entziehung der gewohnten Handdienste

ganz zugrunde zu richten. Seit die Landgüter frei veräußert werden durften, fiel aber auch der alte wohltätige Bauernschutz hinweg, und die Gesetzgeber konnten kaum vorhersehen, wie furchtbar die Freiheit des Auskaufens gerade unter den armen Leuten aufräum n sollte. Die Mehrzahl der kleinen Bauernstellen wurde nach und nach eingezogen, und während früherhin die Bauern, Kossäten, Häusler, Einlieger insgesamt dem einen Stande der bäuerlichen Gutsuntertanen angehört hatten, trennte sich jetzt die ländliche Bevölkerung allmählich in zwei Klassen.

Tief unter den Bauern stand fortan ein ländliches Proletariat von freien, wirtschaftlich ganz ungesicherten Tagelöhnern. Der halbfreie kleine Gutsuntertan der alten Zeit war zwar an die Scholle gebunden, aber auch berechtigt, diese Scholle zu bebauen; er nahm auch teil an der Gemeindenutzung und der Gutsherr half ihm zuweilen durch. Die neuen Tagelöhner besaßen an Boden wenig oder nichts. Selbst bei der Gemeinheitsteilung gingen die Armen leer aus, weil ihnen die Auftrift nur kraft alter Gewohnheit, nicht von Rechts wegen zustand, und sie klagten bitterlich: jetzt werden die Bauern zu Edelleuten, wir zu Bettlern. Zudem waltete auch im Landvolke der Drang nach persönlicher Unabhängigkeit, der das ganze Jahrhundert wie eine unwiderstehliche Naturgewalt beherrschte. Die Masse der Häusler und die der ganz besitzlosen Einlieger wuchs weit schneller an als die Zahl der neben dem Herrenhofe angesiedelten, oft besser versorgten Gutstagelöhner; man band sich nicht mehr gern für längere Zeit. Inzwischen nahmen die Kartoffelbrennerei und die Runkelrübenwirtschaft überhand, die Schlempe wurde der großen Wirtschaft auf dürrem Sandboden bald unentbehrlich; die Arbeiter hatten in diesen neuen landwirtschaftlichen Industriezweigen oft noch schwerer zu leiden als ihre Genossen in den städtischen Fabriken. In der neuen Gesellschaft fühlten sich die Tagelöhner haltlos, vereinzelt; die patriarchalische Gutsherrschaft bestand nicht mehr, und an den Beratungen der Dorfgemeinde hatten sie keinen Anteil. Das Landvolk besitzt aber ein zähes Gedächtnis. Die längst entschwundenen Zeiten, da

jedermann sich im reichen Walde mit Holze laden durfte, blieben noch überall in Deutschland unvergessen, und nirgends wollte der Landmann recht einsehen, daß Waldfrevel wie andere Vergehen bestraft werden sollten. So wußte auch der neue Stand der freien Tagelöhner sehr wohl, daß seine Vorfahren einst ein Stück Land für sich selber bebaut hatten. Er fühlte dunkel, daß er Unrecht erlitten hatte, und allerdings war er das Opfer einer mittlerweile veralteten sozialpolitischen Denkweise; denn niemand kann gänzlich aus seiner Zeit heraus, die segensreichen Reformen Steins und Hardenbergs wurzelten doch in der Weltanschauung des achtzehnten Jahrhunderts, das unter dem Volke immer nur die Mittelklassen verstand und von den arbeitenden Massen wenig wußte. Da auf dem Lande der Grundbesitz eines und alles ist, so war den Wünschen der grollenden Tagelöhner ein bestimmtes Ziel gewiesen, und als die Revolution hereinbrach, klang aus aller Munde wie ein Naturlaut die Forderung: der König muß uns Land verschreiben. —

In so bedrohlichen wirtschaftlichen Verhältnissen gediehen die Lehren der sozialen Zerstörung wie die Würmer im Aase. Die kommunistische Partei, die im Auslande ihren Herd, in Deutschland schon überall ihre geheimen Sendboten besaß, bekannte sich jetzt offen zu kosmopolitischen Plänen, sie verlangte den sozialen Umsturz überall in der Welt, wie ja auch die großen Geldmächte schon von Land zu Land ihre Fäden spannen. Die goldene und die rote Internationale, wie eine spätere Zeit sie nannte, begannen sich zu organisieren. Die Kommunisten sagten sich förmlich los von dem politischen Radikalismus, aus dem sie einst selber hervorgegangen waren; sie verhöhnten „den Samen Hambachs“, sie belachten „das konstitutionelle Eldorado“ und die deutsche Einheit, sie warfen selbst den zynischen Demagogen Fein, der soeben Schöns Woher und Wohin? herausgegeben hatte, geringschätzig zu den „liberalen Amphibien“. Unter den deutschen Handwerkern in der Schweiz führte der Schneider Weitling das große Wort, neben ihm ein sehr gewandter Agitator, der schwäbische Gerber Schmidt. Beide standen in Verbindung mit dem

Franzosen Cabet, der das gelobte Land der Gütergemeinschaft, Ikarien mitsamt seinem Limonadenmeere so gar rührsam geschildert hatte. Sie gründeten überall radikale Arbeitervereine und berechneten schon hoffnungsvoll, daß fortan alljährlich 600 Handwerksburschen aus der Schweiz heimkehren würden, um die Lehren des Kommunismus in Deutschland zu verbreiten. Auch Bakunin tauchte in diesen Kreisen zuerst auf, ein vornehmer Russe, der durch gewissenlose revolutionäre Tatkraft alle die anderen Demagogen übertraf.

Weitling setzte seine schriftstellerische Tätigkeit fort und veröffentlichte neben anderen Brandschriften das Evangelium des armen Sünders, ein blasphemisches, an die Wiedertäufer erinnerndes Buch, das wieder einmal zeigte, wie nahe sich in den kommunistischen Träumen der weltverachtende Idealismus und die gemeine Sinnlichkeit berühren. Da wurde die Gütergemeinschaft der Apostel zur Rechtfertigung der sozialen Revolution, ja sogar des gemeinen Diebstahls verwertet, Jesus galt für einen fröhlichen Lebemann, und die göttliche Macht der Liebe, die der Sünderin Magdalena verzieh, erschien als ein Freibrief für jegliche Unzucht. Das fanatische Schneiderlein hoffte alles Ernstes auf die Zustimmung Lamennais', der seit Jahren schon im Namen Gottes die bestehende Gesellschaft als ein Werk Satans bekämpfte, und sah sich schmerzlich enttäuscht, als der katholische Sozialist entrüstet erwiderte, mit dieser fratzenhaften Verzerrung der evangelischen Wahrheit wolle er nichts gemein haben. Die Schweizer selbst wurden bald besorgt. Die Brandreden der Flüchtlinge wider die Fürsten hatten sie gern ertragen, doch der Kampf gegen das Eigentum widerstrebte ihrem haushälterischen Ordnungssinne, ihre Zeitungen schalten heftig auf „diese deutschen Lausbuben", und im Jahre 1843 wurde Weitling aus der Eidgenossenschaft ausgewiesen. Im Auftrage des Kantons Zürich schrieb dann der konservativ-liberale Bluntschli einen verständigen Bericht über die Kommunisten in der Schweiz. Die Veröffentlichung dieser Denkschrift bewirkte freilich, daß die Bestrebungen der Anarchisten erst jetzt in weiten Kreisen bekannt

wurden und in den nächsten Monaten an dreihundert deutsche Handwerker der Pariser Kommunistengesellschaft beitraten; einer ihrer Führer, Moses Heß, dankte dem Züricher Juristen sogar in einer höhnischen Adresse, weil er der guten Sache so viele neue Anhänger gewonnen hätte.

Mittlerweile war in der Schweiz nochmals ein „Junges Deutschland" zusammengetreten, und zum dritten Male erlangte dieser Name eine flüchtige Bedeutung. Der neue Arbeiterbund hatte aber mit den Genossen Mazzinis kaum mehr gemein als mit der gleichnamigen deutschen Literatenschule; er verschmähte alle nationalen Ideen und ging grundsätzlich darauf aus, den Massen den Glauben an das Bestehende, zumal den religiösen Glauben zu rauben. Von den älteren Verschwörern trat nur der Poet Harro Harring bei; der ging jetzt, gleich allen Genossen, in der Arbeiterbluse einher und sang:

Stürzet den Mammon, dann werden versinken
Bald auch die Throne mitsamt ihrer Pracht!

Die neuen Führer waren durchweg unbedeutende Menschen: ein philosophischer Schüler Ruges Döleke, ein Schlosser Standau, ein langbärtiger, feierlich blickender Prophet Kuhlmann, ein windiger Hamburger Kaufmannsdiener W. Marr, der nachher, ausgewiesen, seine schweizerischen Heldentaten in einem umfänglichen Buche selbst verherrlichte. Gleichwohl fanden die Demagogen starken Anhang. Der genossenschaftliche Sinn, der so tief im deutschen Wesen wurzelt und weder in den verfallenden alten Zünften noch in den neuen Fabriken Befriedigung fand, konnte sich in den kommunistischen Vereinen betätigen. Auf ihren Rede- und Leseabenden zeigten die Arbeiter viel achtungswerten Bildungsdrang, aber wie schändlich ward er mißleitet durch die Apostel eines den Staat und jede gesellschaftliche Ordnung leugnenden „Anarchismus". So nannte Marr selber seine Doktrin. Ihre atheistischen Grundsätze schöpften die Genossen aus „Feuerbachs Religion der Zukunft", einem Buche, das durch seine schöne Sprache und durch den idealistischen Schwung eines nicht unedlen Gemüts gerade die Halbgebildeten bezaubern mußte.

Die Häuptlinge der schweizerischen Anarchisten empfingen geheime Weisungen aus Paris durch den Dr. Ewerbeck. Dort an der Seine bestand ein ganzes Nest von kommunistischen Geheimbünden, die sich zumeist von der alten Gesellschaft der Menschenrechte abgezweigt hatten. Längst verflogen war die religiöse Begeisterung der alten St. Simonisten, längst überwunden ihre idealistische Forderung: Jedem nach seiner Fähigkeit, jeder Fähigkeit nach ihren Leistungen. Das junge Geschlecht sagte kurzab: Jedem nach seinen Bedürfnissen; nur die Milderen begnügten sich mit der vieldeutigen „Organisation der Arbeit". Da der Geldbeutel unter dem Bürgerkönigtum alles war und die Charte jedes politische Recht an einen hohen Zensus knüpfte, so mußte die radikale Opposition unausbleiblich ihre Angriffe wider das Eigentum selber richten. Ein wütender Haß gegen die besitzenden Klassen beseelte alle diese Parteien, mochten sie sich nun Cabetisten, Egalitäre oder Reformisten nennen; und auch darin zeigte sich der französische Charakter der Bewegung, daß der Name Bourgeoisie längst zum Schimpfwort geworden war, während der Name des deutschen Bürgertums, trotz allen Schmähungen der Radikalen, noch immer in Ehren blieb. In wunderbarer doktrinärer Verblendung wollte Guizot von allen den Anzeichen einer furchtbaren sozialen Revolution nichts bemerken; er wähnte das Volk zufrieden, weil er jederzeit auf die Zustimmung der ergebenen Kammermehrheit, des pays légal sicher zählen konnte; er bestritt sogar, daß ein vierter Stand bestände, da ja sein geliebter Tiers-état nach unten hin rechtlich nicht abgeschlossen war. Ganz so selbstgefällig wie der leitende Staatsmann selbst versicherte das Ministerium des Innern dem preußischen Gesandten: bei „dem lichten und positiven Geiste der Franzosen" fänden die Lehren Proudhons, Cabets, Constants wenig Anklang; die deutschen Arbeiter zeigten sich empfänglicher, denn sie liebten humane und philosophische Träumerei, auch die Lehren der Wiedertäufer und der Illuminaten wirkten unter ihnen noch nach. Was die französische Polizei im einzelnen über den deutschen Kommunistenbund zu berichten wußte, bedeutete nicht viel:

sie gab nur an, daß der Verein Hunderte von Mitgliedern zählte, darunter viele Juden und namentlich Arbeiter der feineren Berufszweige, Setzer, Mechaniker, Elfenbeindreher; unter den deutschen Landschaften waren Kursachsen, Thüringen und die Pfalz stark vertreten.

Einige der in Paris zusammengeströmten deutschen Literaten, Ruge, Marx, Börnstein, Bernays, Heß, Heine begannen eine Zeitschrift des internationalen Radikalismus, den Vorwärts; es waren, bezeichnend genug, lauter Juden, mit der einzigen Ausnahme Ruges. Der Vorwärts brachte mehrere der schmutzigsten Zeitgedichte Heines, er verherrlichte in Vers und Prosa den Königsmörder Tschech und erfand für den König von Preußen den Namen: Knäs von Rußland — einen Titel, der wegen seiner Albernheit von der gesamten radikalen Welt alsbald freudig nachgesprochen wurde. Kaum ins Leben getreten ward die Zeitschrift schon durch Guizot unterdrückt. Auch ihre Mitarbeiter hielten nicht lange beieinander aus. Als Heine einmal mit Weitling zufällig zusammentraf und von dem Schneider wie ein biderber Kamerad angeredet wurde, da fühlte er sich tief gedemütigt „beim Handwerksgruße des ungläubigen Gnotentums“. In Wahrheit war der Gnote gläubiger als der Dichter, der mit allen seinen Überzeugungen nur geistreich spielte; aber Heines künstlerische Empfindung konnte den Verkehr mit der Hefe der Gesellschaft nicht ertragen, und bald zog er sich vorsichtig zurück. Auch Ruge erschrak, als er die letzten Ziele seiner Pariser Kumpanei endlich erkannte. Wie viele Standpunkte hatte der Hohepriester der Junghegelianer mit seiner behenden Dialektik nun schon überwunden; über den Standpunkt der selbständigen Persönlichkeit und ihres Eigentums kam er doch nicht hinaus, obgleich er selber arm blieb. Sein derber pommerscher Menschenverstand und das reizbare Ehrgefühl des alten Burschenschafters bewahrten ihn vor dem Alleräußersten, und sobald er seine Leute durchschaut hatte, schrieb er mit gewohnter Kampflust gegen „die Verrücktheit der Theorie und den Schmutz der Gesinnung des Rabbi Moses Heß“. Sogar Heinzen, das große Schimpftalent

der Demagogen wollte den Kommunisten nicht mehr folgen, als sie den logischen Schluß aus seinen eigenen Lehren zogen. Der politische und der soziale Radikalismus begannen sich zu scheiden.

Die kräftigste Hilfe kam den Kommunisten aus England. Dort hatten die schändlich bedrückten Arbeiter schon 1835 den mächtigen Chartistenbund gebildet. Die große Volkscharte forderte zunächst nur politische Rechte: das allgemeine Stimmrecht mit allem, was dazu gehört. Doch jedermann wußte, daß die gerühmten sechs Punkte der Charte nur die Mittel bieten sollten, um das wirtschaftliche Leben gänzlich umzugestalten; und schon nach drei Jahren sprach der Methodistenprediger Stephens das entscheidende Wort: der Chartismus ist eine Messer- und Gabelfrage. In der Arbeitermarseillaise der Chartisten wurde König Dampf verflucht, „ein Tyrann, den der weiße Sklave kennt". Um die Macht und die Niedertracht der modernen Großindustrie an der Quelle kennen zu lernen ging der junge Rheinländer Fr. Engels, neben Marx der beste Kopf der deutschen Kommunisten, nach London und schrieb sodann, im einzelnen parteiisch übertreibend, im wesentlichen wahrheitsgetreu, ein geistreiches, gründliches Buch über „die Lage der arbeitenden Klassen in England" (1843). Die drastische Schilderung namenlosen Elends wirkte tief ergreifend; sie schloß mit der Weissagung einer nahen sozialen Revolution, die in England allerdings drohte, jedoch durch den starken Selbsterhaltungstrieb des altbefestigten Staatswesens noch glücklich abgewendet wurde. Späterhin traten Engels und Marx in den großen internationalen Arbeiterbund, der einst durch den Deutschen Schapper in London gestiftet und mittlerweile stark angewachsen war. Marx war jetzt schon so weit, daß er Religion, Staat, Recht, jede göttliche und menschliche Ordnung verwarf. Zu Anfang 1848 entwarfen die beiden Freunde gemeinsam das Manifest der kommunistischen Partei, das den Umsturz der Gesellschaft, Enteignung der Grundeigentümer, Abschaffung des Erbrechts forderte und rundweg aussprach: wir unterstützen jede revolutionäre Bewegung! Das Kernwort lautete: „Prole-

tarier aller Länder, vereinigt euch!" Das Programm des internationalen Umsturzes war aufgestellt, und seine Urheber waren zwei vaterlandslose Deutsche.

Die deutsche gelehrte Welt wurde auf diese Bewegung zuerst aufmerksam, als der Schleswig-Holsteiner Lorenz Stein (1842) sein gedankenreiches historisch-kritisches Werk über den Sozialismus und Kommunismus erscheinen ließ. Der große Haufe der Leserwelt wußte freilich mit dem schwerfälligen, scholastisch gehaltenen Buche nichts anzufangen. Er verlangte nach leichterer Kost, und er fand sie in dem Gesellschaftsspiegel, den der aus Paris entwichene rheinische Jude Moses Heß eine Zeitlang in dem frommen Wuppertale erscheinen ließ. Dies „Organ für Vertretung der besitzlosen Volksklassen" fand „die einzige Ursache unserer gesamten Leiden in der freien Konkurrenz" und brachte neben törichten radikalen Brandreden auch manche nur allzu wahre Schilderung aus dem Fabrikleben der westlichen Provinzen. Ähnlich redete O. Lüning in seinem Westfälischen Dampfboot und Karl Grün, der aus Baden Vertriebene, in der Trierschen Zeitung. Überall in den Heimatlanden von Marx und Engels wurden die Gedanken der sozialen Revolution umhergetragen; in Köln besaß die Partei allem Anschein nach eine geheime Presse. Die Zensoren aber erwiesen den Organen des westdeutschen Sozialismus mehr Nachsicht als den Blättern der politischen Opposition; sie ahnten nicht was der kleine Mann bei den leicht verhüllten Anpreisungen der Gütergemeinschaft empfand.

Selbst in dem reichen rheinischen Bürgertum, das im Volke noch immer der kölnische Klüngel hieß, bekundete sich zuweilen eine schwächliche, freilich nur theoretische Vorliebe für den sozialen Radikalismus. Als in Köln ein Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen, nach dem Muster Berlins, gebildet werden sollte, da erklärte Assessor Jung, der Mitarbeiter der untergegangenen Rheinischen Zeitung: dieser Name ist beleidigend, denn wir alle sind Arbeiter — eine Behauptung, die aus dem Munde des verwöhnten Lebemanns allerdings seltsam klang.

Er verlangte den Namen: Allgemeiner Hilfs- und Bildungsverein; bei der Verhandlung darüber wurden die Schlagwörter der kommunistischen Zeitschriften so häufig wiederholt, daß Ludolf Camphausen und einige andere gemäßigte Liberale sofort zurücktraten. In Berlin, in Hamburg, Kiel, Magdeburg entstanden Arbeitervereine, in denen das Selbstgefühl des jungen vierten Standes kräftig redete; daneben wirkten überall in den größeren Städten tiefgeheime Vereine, wo man kommunistische Schriften vorlas, überall kleine Meister und Gesellen, die sich den Vertrauten als Sendboten der Pariser Marianne oder anderer ausländischer Geheimbünde zu erkennen gaben. Der ganze Umfang dieser weitverzweigten unterirdischen Wühlerei wird wohl immer im Dunkel bleiben; wie erfolgreich sie aber arbeitete, das erwiesen die Barrikadenkämpfe des Revolutionsjahres. Auch die Zeitpoeten Freiligrath, Wilhelm Jordan, Karl Beck besangen jetzt schon öfter das soziale Elend als den politischen Freiheitskampf; der Deutschböhme Alfred Meißner klagte:

Denn Alle wollen Gold und Metzen,
Paläste, Tafeln, Pferd' und Hetzen,
Das arme Volk will schwarzes Brot!

Weit größere Verbreitung fanden die schlechten Übersetzungen der neuesten aus Schmutz und Blut gemischten französischen Poesie. Die Weltweisheit dieser sozialen Dichtung ließ sich mit dem denkbar geringsten Aufwande verstehen, man brauchte nur alle Begriffe einfach auf den Kopf zu stellen: Gott ist die Sünde, die Ehe ist Unzucht, Eigentum ist Diebstahl. Eugen Sues Ewiger Jude und die Geheimnisse von Paris wurden in Deutschland massenhaft gelesen; die ekelhaften Bilder des weichherzigen Gurgelabschneiders, der tugendhaften Bordelldirne, des ehrlichen Spitzbuben und des grausamen Wucherers vergifteten Unzähligen die Phantasie. Fast der gleiche romanhafte Reiz lockte die Deutschen auch zu Louis Blancs Geschichte der zehn Jahre, die in einem Jahre dreimal übersetzt wurde. Ein mittelmäßiger, gedankenarmer Kopf, aber ein gewandter Erzähler, wußte L. Blanc

die Geldherrschaft der Bourgeoisie mit allen Sünden ihrer Hartherzigkeit anschaulich darzustellen und die empörten Leser dann zu trösten durch das unbestimmte Idealbild einer zukünftigen Organisation der Arbeit, bei dem sich jeder jedes denken konnte. Auch ein Gegner der Radikalen, Lamartine, förderte arglos die Bestrebungen der Umsturzpartei. Seine Geschichte der Girondisten verklärte die häßliche Prosa der Revolutionskämpfe durch den Zauber hochpoetischer Schilderungen und trieb mit dem politischen Verbrechen einen sentimentalen Götzendienst, der den deutschen Halbgebildeten besser zusagte, als der historische Ernst Niebuhrs, Carlyles oder Dahlmanns.

Derweil also der soziale Unfriede durch unzählige Agenten und Schriften geschürt wurde, erlebte Deutschland auch schon einzelne Fälle gräßlicher Massennot. In Berlin lebten um 1847 etwa 10 000 Almosenempfänger und 30 000 polizeilich überwachte Personen, während die Zahl der wirklich leistungsfähigen Bürger nur auf 20 000 geschätzt wurde. Ostpreußen kam seit den großen Überschwemmungen des Jahres 1845 und wiederholten Mißernten gar nicht mehr aus dem Notstande heraus. Minister Flottwell bemühte sich zwar redlich das Elend in seiner geliebten Heimat zu lindern; mehr als eine Million Taler wurde nach und nach zur Unterstützung dieser einen Provinz aufgewendet, leider planlos und mit geringem Erfolge.

Im schlesischen Gebirge wagten die verzweifelten Weber offenen Aufruhr. Die Gewerbefreiheit hatte dies zunftfreie Gewerbe zwar nicht unmittelbar geschädigt, wohl aber mittelbar; denn die Zahl der freien Hausweber war seit den neuen Reformgesetzen stark angewachsen, desgleichen die Zahl der Kaufleute und Fabrikanten, und der scharfe Konkurrenzkampf verführte die Unternehmer zu einer grausamen Hartherzigkeit, die unter einem so gutmütigen Menschenschlage teuflisch schien. Ungeheuer war die Macht der Trägheit in diesem entkräfteten, hoffnungslosen Völkchen; die Weber widersetzten sich oft der Einführung verbesserter Arbeitsmethoden, sie entschlossen sich schwer zu anderen, lohnenden Beschäftigungen überzugehen, sie trieben in den

Rüben- und Kartoffelfeldern der benachbarten Grundherren unglaubliche Dieberei, und aus ihren überschuldeten Häuschen mochten sie nicht heraus, auch wenn sie anderswo besser und billiger wohnen konnten. Die habgierigen Kaufleute aber wollten ihre Waren lieber zu Spottpreisen von halbverhungerten Hausarbeitern beziehen als aus wohlgeordneten Fabriken. Dem Könige zitterte das Herz, als er bei seinen Besuchen in Erdmannsdorf etwas — leider nur zu wenig — von diesem Elend kennen lernte; er ließ dort und in einigen anderen Orten des Gebirges durch die Seehandlung große Spinnereien errichten, bei denen mancher Unglückliche unterkam. In Breslau bildeten die Grafen Dyhrn, York, Zieten und der Dichter Gustav Freytag einen Hilfsverein, der sich bald in zahlreichen Ortsvereinen über die Provinz verzweigte. Das alles vermochte nichts gegen den gräßlichen Jammer. Oberpräsident Merckel aber und seine Regierungsräte wollten das Dasein eines Notstandes gar nicht eingestehen; sie glaubten felsenfest an die Heilkraft der volkswirtschaftlichen Naturgesetze, die durch Angebot und Nachfrage alles Leid von selber aufheben müßten, und witterten sogar in dem Breslauer Hilfsvereine gemeinschädliche Absichten. Ihr Mißtrauen ward erst beschwichtigt als der Verein vorsorglich militärische Hilfe anrief und den kommandierenden General, den wackeren Grafen Brandenburg in seinen Vorstand erwählte. Erstaunlich doch, wie diese alten in der Schule des Allgemeinen Landrechts aufgewachsenen Beamten so ganz vergaßen, daß der friderizianische Staat auf einer monarchischen Organisation der Arbeit beruht hatte und das Landrecht selbst ein Recht auf Arbeit ausdrücklich anerkannte.

Im Frühling 1844 hörte man in den großen Weberdörfern des Gebirges überall ein neues Volkslied, das Blutgericht singen:

Ihr Schurken all, ihr Satansbrut,
Ihr höllischen Dämone,
Ihr freßt den Armen Hab und Gut,
Und Fluch wird Euch zum Lohne!

An einem Junitage wurde das Haus der Firma Zwanziger in Peterswaldau von den Webern zerstört, und noch zwei Tage lang hauste das ergrimmte Volk, alles zertrümmernd, selten raubend, in den Fabriken der Nachbarorte. Und es war wirklich nur die Raserei der Not, was diese Tobenden verblendete; von den Schriften der Kommunisten hatten die Armen, die sich abends ihre kalte Stube mit einem Kienspan erleuchteten, nie ein Wort gelesen. Zu spät erkannte Merckel, wie gründlich er sich über die Lage getäuscht hatte. Er eilte selbst herbei; Truppen stellten, nicht ohne Blutvergießen, die Ordnung her, 83 Gefangene wurden abgeführt, die Hauptschuldigen zu schweren Strafen verurteilt. Nun sendete die Krone einen Generalbevollmächtigten, Geh. Rat v. Minutoli, zur Untersuchung des Notstandes, ließ durch die Seehandlung neue Spinnereien errichten, die Erwerblosen bei großen Straßenbauten beschäftigen, daneben auch mannigfache bare Unterstützungen verteilen.

Doch die Überlegenheit des englischen Wettbewerbs war nach so vielen Unterlassungssünden nicht mehr zu besiegen, auf die Selbsthilfe der Arbeiter konnte man ebensowenig zählen, wie auf die Einsicht der Unternehmer; die Lage der Weber blieb fast so elend wie zuvor. So war den Angriffen des Radikalismus Tür und Tor geöffnet, und der König befahl strenge Wachsamkeit wider die schlesischen Blätter, „in welchen das Bestreben, die unteren gegen die höheren Stände, die Armen gegen die Wohlhabenden aufzuregen, nicht zu verkennen ist“. In Breslau erschien ein halbkommunistisches Blatt, der Volksspiegel; der anrüchige Literat Pelz verfaßte unter dem Namen Treumund Welp aufregende Schriften, und der Düsseldorfer Maler Karl Hübner aus Ostpreußen ließ in Berlin ein Tendenzgemälde „die schlesischen Weber“ ausstellen, dem nachher ähnliche, grob handgreifliche Bilder von Auspfändungen und Wilddieben folgten. Heine aber benutzte die Gelegenheit, um wieder einmal seinen Groll an dem Monarchen auszulassen, der sich doch während dieser traurigen Wirren weit volksfreundlicher gezeigt hatte, als sein Beamtentum. Er sang das Weberlied:

Ein Fluch dem König, dem König der Reichen,
Den unser Elend nicht konnte erweichen,
Der den letzten Groschen von uns erpreßt
Und uns wie Hunde erschießen läßt.
Wir weben, wir weben!

Einige Monate nachher, im Frühjahr 1845 wurde im Hirschberger Tale eine Eidgenossenschaft entdeckt, die auf den Umsturz von Staat und Gesellschaft hinarbeitete. An ihrer Spitze stand ein Tischler Wurm zu Warmbrunn. Auch er gehörte keinem der auswärtigen Geheimbünde an; er kannte jedoch ihre Schriften und hatte ganz in ihrem Sinne eine Proklamation entworfen, um die Gebirgsbewohner aufzurufen gegen „die Unterdrücker der arbeitenden Klassen — jene verächtliche Klasse von Menschen, die man den Adel nennt, deren Ursprung in den finstersten Zeiten der Barbarei ist, deren Vorfahren die Rolle der Straßenräuber, der Mordbrenner so schön spielten . . . Wenn die Statuen der Könige in Trümmer stürzen, wird euer Name sich mischen in den Sturm der Elemente und wie Donnergebrüll den letzten Tyrannen erschrecken, in der Mitte seiner gezwungenen Scharwächter, vom Lager, daß er zittere vor der erwachten Menschheit und fliehe wie ein Knabe". Der König sendete sofort den Geh. Rat Mathis als Kommissar hinüber; in dessen Gefolge befand sich der junge schlaue Referendar Stieber, der hier zum ersten Male seinen polizeilichen Spürsinn bewährte. Im Verdachte der Mitwissenschaft stand außer dem unermüdlichen demagogischen Schulmeister Wander vornehmlich der Fabrikant Schlöffel in Eichberg, ein grimmiger Radikaler, der mit den Schweizer Flüchtlingen viel verkehrte. Der greise Oberpräsident aber wollte dem angesehenen Fabrikanten eine solche Torheit doch nicht zutrauen; er behandelte Schlöffel gütig, hielt ihn nur kurze Zeit in Haft. Deshalb entspann sich zwischen Merckel und Mathis ein heftiger Streit, und der König, der schon über die saumselige Behandlung der Webernöte aufgebracht war, verfügte nunmehr die Entlassung des Oberpräsidenten. Merckel hatte ihn früher gebeten, er möge es ihm selber sagen, wenn er zu seiner physischen oder moralischen Kraft kein Vertrauen mehr hege.

Nun mußte der Minister des Innern kurzweg schreiben: dieser Zeitpunkt ist jetzt eingetreten, Se. Majestät sind von der Unzulässigkeit der bisherigen Verwaltung des Oberpräsidiums ganz überzeugt. So trat der Mann zurück, der seit mehr denn einem Menschenalter allen Schlesiern für das natürliche Haupt der Provinz galt und namentlich während seiner zweiten Amtsführung sich das allgemeine Vertrauen erworben hatte. Jetzt feierte man ihn, begreiflich genug, als ein Opfer der Reaktion. In einem gerührten Abschiedsschreiben dankte er für die zahllosen Beweise der Liebe seiner schlesischen „Vaterlandsgenossen“. Der Erfolg der Untersuchung schien ihm recht zu geben. Schlöffel wurde freigesprochen, da sich nichts Sicheres erweisen ließ; nur Wurm mußte, zum Tode verurteilt, ins Zuchthaus gehen.

Dann brach über ganz Deutschland eine jener schweren Teuerungszeiten herein, welche in der Geschichte fast regelmäßig den Revolutionen vorangehen. Die Ernte der Jahre 1846 und 47 mißriet so gänzlich, daß der Zollverein, dessen Getreidehandel sonst immer eine starke Mehrausfuhr aufwies, im ersten Jahre fast 2,9 Mill., im zweiten 5 Mill. Scheffel Roggen mehr als die Ausfuhr betrug, einführen mußte. Am durchschnittlichen Ertrage der Roggenernte fehlte in Mitteldeutschland fast ein Viertel. Und was für unnatürliche Zustände in den einzelnen Landesteilen! Die halbverhungerten Ostpreußen mußten, weil sie selber nicht zahlen konnten, den größten Teil ihrer dürftigen Ernte in das Ausland verkaufen. Bei dem allgemeinen Elend zeigte sich der Bundestag wieder ebenso nichtig wie vor dreißig Jahren, und wieder wie damals verbot Österreich bundesfreundlich sofort die Getreideausfuhr nach den deutschen Nachbarländern.

Aber auch der Zollverein einigte sich nicht rechtzeitig über gemeinsame Maßregeln; man fühlte nur zu schmerzlich, daß der alte König, Motz und Eichhorn nicht mehr umsichtig den nationalen Handelsbund behüteten. Jeder Bundesstaat handelte auf eigene Faust, am klügsten das Königreich Sachsen, das die Ausfuhrverbote des österreichischen Nachbarn nicht erwiderte, sondern

mit mäßigen Getreideeinkäufen und einer sehr milden Beaufsichtigung des Bäckergewerbes leidlich auskam. Hier allein blieb die Ruhe ganz ungestört. Fast überall sonst in den größeren Städten, selbst in dem stillen Stettin mußten Zusammenrottungen der hungernden kleinen Leute mehr oder minder gewaltsam auseinander getrieben werden. Viel zu denken gaben die Unruhen, welche Berlin im April 1847 drei Tage hintereinander heimsuchten. Sie wurden durch die Schlaffheit des greisen Gouverneurs Müffling genährt, dann durch das entschlossene Eingreifen des Generals Prittwitz und seiner Kürassiere gestillt. Es fiel doch auf, wieviele wohlgekleidete Männer sich unter dem hungernden Pöbel umhertrieben; die zahlreichen Verwundeten hielten sich allesamt versteckt, kein einziger meldete sich in den öffentlichen Krankenhäusern. Man konnte sich des Verdachtes kaum erwehren, daß eine verschworene Umsturzpartei die gute Stunde benutzt hatte um die Widerstandskraft der Staatsgewalt einmal auf die Probe zu stellen. Erschreckt durch diese Unruhen, ließ der König, um den Armen das unentbehrlichste Nahrungsmittel zu erhalten, für einige Zeit die Ausfuhr der Kartoffeln und die Branntweinbrennerei untersagen — ein Verbot, das nichts nützte, sondern, wie Kühne vorhersagte, die allgemeine Besorgnis nur steigerte. Der hessische Minister du Thil ließ in Holland Getreide einkaufen und verschaffte sich dazu Kreditbriefe vom Hause Rothschild. Als aber die Mehrzahl der holländischen Verkäufer vorzog, sich in Mainz bar bezahlen zu lassen, da wollte der menschenfreundliche Rothschild aus der ungewöhnlichen Landesnot auch noch einen ungewöhnlichen Gewinn ziehen und verlangte Entschädigung für die unbenutzten Kreditbriefe — was du Thil als „eine Unverschämtheit" rundweg zurückwies. Also half sich jeder Landesherr, wie er konnte; im Volke blieb viel dumpfer Mißmut zurück.

Nur an einer Stelle Deutschlands wütete verheerend die Hungersnot: unter den Wasserpolen Oberschlesiens. Diese blutarmen Bergarbeiter hatten drei Jahre nacheinander die Kartoffelernte mißraten sehen, sie hatten „die Bergmannskuh", die

Ziege, längst geschlachtet, sie waren entnervt durch die Branntweinpest. Nun da sie schon alle Hoffnung fahren ließen, wurde zugleich von Galizien her der Typhus eingeschleppt. Der Schnitter Tod heimste seine furchtbare Ernte ein, die unwissenden ratlosen Menschen verschlossen sich stumm verzweifelnd in ihren Häuschen. Alles war wie gelähmt, kein einziger Pfarrer berichtete dem edlen Fürstbischof Diepenbrock von dem entsetzlichen Jammer. Als endlich doch die Schreckenskunde nach Breslau gelangte, da kam Hilfe, aber sie kam zu spät. Die Barmherzigen Brüder und Schwestern durchzogen die Dörfer, an freiwilligen Beiträgen liefen 360 000 Tlr. ein, weit mehr als die Weber des Gebirges erhalten hatten. Doch in den Kreisen Pleß, Rybnik, Ratibor mußten Staat und Gemeinden während der nächsten Jahre 4000 hilflose Waisenkinder versorgen; im Kreise Pleß allein waren im Jahre 1847 über 6800 Menschen gestorben, fast dreimal mehr als sonst in Jahresfrist, und darunter wohl 900 vor Hunger. Die neue Zeit und ihr König Dampf hielten auch in Deutschland ihren Einzug über Leichen. Wenn der politische Unmut der Gebildeten und der soziale Groll der Armen sich dereinst zu gemeinsamem Kampfe zusammenfanden, dann war die alte Ordnung der Dinge verloren. —

Das Gefecht von Eckernförde.*)

Der Bericht des Herzogs Ernst von Sachsen-Koburg über das Eckernförder Gefecht ist bekanntlich von mehreren Schriftstellern Transalbingiens lebhaft angegriffen worden: von K. Jansen in einer eigenen Entgegnungsschrift, von dem kürzlich verstorbenen Rudolf Schleiden in seinen Erinnerungen, und neuerdings noch in einigen weniger erheblichen Aufsätzen. Ohne jeden Zweifel haben die Schleswig-Holsteiner in allem wesentlichen recht, wenn sie den Tag von Eckernförde zunächst als einen Tag des Glücks und des Ruhms für ihre eigenen Waffen preisen. Der Ton freilich, den sie in dieser Fehde anschlagen, erscheint zuweilen als ein wunderlicher Anachronismus; sie reden, als ob zwei Nationen sich um eine Trophäe stritten. Seit sie die Ehre haben, Preußen zu sein, sollten sie doch endlich von unserem Offizierkorps lernen, alle Deutsche schlechtweg als Landsleute zu behandeln und die Kriegsgeschichte ihrer Provinz ebenso gleichmütig zu betrachten, wie unser Generalstab schon längst die Frage erörtert, was irgendein pommersches oder badisches Bataillon in den Kämpfen an der Lisaine geleistet habe. So makellose Normalmenschen, wie die meisten der in Schleidens Denkwürdigkeiten auftretenden Holsten, hat die gütige Natur in anderen Völkerschaften bisher noch nicht erzeugt. Aus den Lebensnachrichten und anderen hinterlassenen Papieren meines Vaters kann ich noch einige Mitteilungen geben, welche zwar an dem historisch feststehenden Gesamtbilde des Eckernförder Gefechts nichts ändern,

*) Die obige Schilderung, welche, wenn auch in veränderter Form sicherlich in die „Deutsche Geschichte" aufgenommen worden wäre, hat Treitschke in der „Historischen Zeitschrift" (Band 76) im Jahre 1896 veröffentlicht.

aber Einzelheiten berichtigen oder ergänzen und zudem einen Einblick gewähren in die unglaubliche militärische Anarchie jener Tage. Das Reichsheer von 1849 war in seiner Organisation um kein Haar breit besser, als die eilende Reichsarmee von Roßbach, und es dünkt uns heute schon wie ein Märchen, daß solche Zustände kaum um ein halbes Jahrhundert hinter uns liegen.

Ein öffentliches Urteil über meinen lieben Vater steht mir nicht zu. Nur so viel darf ich sagen — weil die ältere Generation in meiner Heimat dies noch weiß —, daß er einer der allertüchtigsten Offiziere der sächsischen Armee war und dabei von einer anspruchslosen Schlichtheit, wie ich sie bei so gescheiten Männern nur sehr selten wiedergefunden habe. Er hatte den Winter über als Oberst und Kommandant eines sächsischen Infanterieregiments bei den Reichstruppen gestanden, welche die Zentralgewalt als fliegende Korps durch das unruhige Thüringen streifen ließ. Kaum war er von dort heimgekehrt, um in Leipzig den Befehl über die Halbbrigade leichter Infanterie zu übernehmen, so erhielt er einen Brief des Herzogs von Koburg vom 22. März. Der Herzog schrieb, die Zentralgewalt habe ihm das Kommando einer Brigade bei der mobilen Reichsarmee in Schleswig-Holstein übertragen, und bat meinen Vater, den er von der Dresdener Garnisonszeit her kannte, ihn als Freund und Ratgeber in diesem Feldzuge zu begleiten. Der Antrag war wenig verlockend: eine so unbestimmte Stellung mitten im Gewirr deutscher Bundeskontingente und an der Seite eines jungen Fürsten, der nur wenige Jahre im sächsischen Gardereiterregiment gedient hatte, ohne je besondere militärische Talente zu bekunden! Aber wie konnte ein Soldatenherz nach so langer Friedenszeit dem Rufe zum Kriege widerstehen? Seit mein Vater einst als siebzehnjähriger Freiwilliger an Bülows niederländischem Winterfeldzug und der Belagerung von Antwerpen teilgenommen, hatte er kein Gefecht mehr gesehen. Den letzten Ausschlag gaben die bestimmt ausgesprochenen Wünsche des guten Königs Friedrich August, dem die Verbindung mit den ernestinischen Höfen sehr wichtig schien. Mein Vater war einige Jahre

lang sein Flügeladjutant gewesen und verehrte ihn von Herzen. So entschloß er sich denn, mit zwei anderen angesehenen sächsischen Offizieren, Hauptmann v. Stieglitz und Rittmeister v. Fritsch, den sogenannten Generalstab des Herzogs zu bilden; beide wurden späterhin Generale. Fritsch erwarb sich im Kriege von 1866 als Führer der Reiterei einen guten Namen.

Als der Herzog am 31. März mit seinem Stabe in Hamburg eintraf, erhielt er die Nachricht, daß seine Brigade bestimmt war, als Reserve im Rücken der Reichsarmee die Ostküste Schleswig-Holsteins zu decken. Mein Vater meinte: wir können da vielleicht die ersten Schüsse in diesem Kriege tun, vielleicht auch gar keinen Feind zu sehen bekommen. „Ja, wenn ich Glück hätte!" — erwiderte der Herzog. Am nächsten Tage meldete er sich in Schleswig bei dem Oberbefehlshaber General v. Prittwitz und empfing die Weisung, mit der Reservebrigade die ganze weite Strecke von der Schlei bis zum Kieler Meerbusen zu bewachen, jedem Landungsversuche der Dänen rasch entgegenzutreten. Meinem Vater gefiel die kurze, klare, bestimmte Sprache des Generals sehr, obgleich er, wie damals fast alle sächsischen Offiziere, eine tiefe Abneigung gegen die Preußen hegte. In der Tat zählt Prittwitz zu den tragischen Gestalten unserer Kriegsgeschichte: ein ernster, fester, zum Befehlen geschaffener Mann, so wie ihn Adolf Menzel auf dem schönen Reiterbilde darstellt — und doch durch ein finsteres Verhängnis hineingerissen erst in die Schmach der Berliner Märztage, dann in den Jammer dieses Schleswigschen Scheinkrieges. „Der unglückliche Prittwitz!" — sagte mir Feldmarschall Moltke einmal mit dem Ausdruck tiefen Mitleids — „in solcher Zeit konnte man ja nichts leisten!"

Hier in Schleswig erfuhr der Herzog auch erst genau die Zusammensetzung seiner Brigade. Es bleibt doch wahr, daß Deutschland seit 1815 nie so uneinig gewesen war, wie in dieser Zeit, da die Redner der Paulskirche das neue Reich schon vollendet wähnten. Die unbrauchbare alte Bundeskriegsverfassung hatte auf dem Papiere mindestens größere taktische Verbände

vorgeschrieben; sie brach sofort zusammen, als die Revolution hereinstürmte, und jeder Fürst, für seinen Thron zitternd, seine Truppen ängstlich daheim zu halten suchte. Die Erfüllung der einfachsten Pflichten gegen das große Vaterland beklagte man jetzt als ein schweres Opfer; und um den Dynastien diese Opfer zu erleichtern, beschloß die ohnmächtige Zentralgewalt, die mobile Reichsarmee so bunt wie möglich zusammenzusetzen. In dem schleswig-holsteinischen Kriege waren nahezu alle deutschen Staaten mit irgendeinem kleinen Häuflein vertreten. Zu der Reservebrigade gehörten fünf Bataillone Infanterie, je eines aus Württemberg, aus Baden, aus Reuß, aus Gotha, aus Meiningen; dazu zwei leichte Feldbatterien, je eine aus Nassau und aus Hessen-Darmstadt; dann noch zwei Schwadronen hanseatischer Dragoner und schließlich der königlich sächsische Generalstab. Neun deutsche Stämme oder Nationalitäten, wie man damals zu sagen pflegte, bildeten also zusammen eine Brigade, die, als sie sich endlich ganz versammelt hatte, mit 3928 Mann, 12 Geschützen und 223 Kavalleriepferden ausrücken konnte, mithin nicht viel stärker war, als ein vollzähliges Regiment. Und neben dieser wundersamen Heerschar standen noch, allein den Befehlen des Generals Bonin, des Kommandierenden der Herzogtümer, untergeben: zwei in der Bildung begriffene schleswig-holsteinische Reservebataillone in Kiel und Eckernförde, desgleichen die schleswig-holsteinische schwere Artillerie in der kleinen Feste Friedrichsort und in den Strandbatterien an den beiden Meerbusen. Vergeblich verlangte der Herzog das Kommando auch über diese Truppen. Prittwitz vertröstete ihn auf die Zukunft und schärfte ihm nur wiederholt ein, mit den Schleswig-Holsteinern, die für jetzt noch selbständig bleiben müßten, immer ein gutes Einvernehmen zu unterhalten. Der Herzog sollte also eine weite Küstenstrecke mit einem Häuflein zweifelhaften Fußvolks bewachen, doch über das wichtigste Verteidigungsmittel, über die Festungsgeschütze der Strandbatterien, durfte er nicht verfügen.

Der Grund dieser widersinnigen Anordnungen lag in den

diplomatischen Wirren, welche bald den ganzen Feldzug verderben sollten. König Friedrich Wilhelm sah in den Holsten nur noch Rebellen und wünschte längst, herauszukommen aus diesem Kriege, den er vorm Jahre fast wider Willen begonnen hatte. Beim Abschied von den Offizieren der Garde sagte Prittwitz traurig: „Wünschen Sie mir nicht Glück zu diesem Kommando!“ Er deutete damit an, daß er geheime Weisungen besaß, deren Wortlaut freilich wohl nie bekannt werden wird. Ihr Sinn aber ergibt sich für Unbefangene aus dem ganzen Verlaufe des Feldzuges; der Bundesfeldherr sollte nichts Entscheidendes wagen und die Dinge hinzuhalten suchen, bis die Vermittlung der Großmächte den ersehnten Frieden herbeiführte. Daher die lahme, mit Prittwitz' kräftigem Charakter so ganz unvereinbare Kriegführung, die volle drei Viertel des überlegenen Heeres zur Verteidigung der Seeseite verwendete, und nur ein Viertel zu schwachen Offensivstößen übrig behielt. In der jungen schleswig-holsteinischen Armee dagegen lebte, obgleich die letzten Ziele dieses gegen den König-Herzog und zugleich für ihn geführten Krieges immer dunkel blieben, doch ein kräftiger Dänenhaß und der ehrliche Wille, zu schlagen und zu siegen. Sie witterte bald heraus, daß dem Oberbefehlshaber dieser Wille fehlte; das alte, schon durch den kläglichen Malmöer Waffenstillstand erweckte Mißtrauen gegen Preußen verschärfte sich mit jedem Tage; und der in solcher Lage allerdings entschuldbare schleswig-holsteinische Partikularismus trat bald ebenso rücksichtslos auf, wie der Sondergeist aller anderen Bundesstaaten. Bonin, obwohl selbst preußischer General, geriet mit Prittwitz in Mißhelligkeiten, welche bald fast zur Unbotmäßigkeit führten; er weigerte sich sogar, Parole und Feldgeschrei von dem Oberbefehlshaber anzunehmen. Unter diesen Verhältnissen mußte Prittwitz Bedenken tragen, die Strandbatterien den Befehlen des Herzogs zu unterstellen und also die Empfindlichkeit der Schleswig-Holsteiner zu reizen.

Mißmutig verließ der Herzog das große Hauptquartier. Er klagte über das kühle, ironische Wesen des Oberbefehlshabers.

Nicht ganz mit Recht. Einem preußischen Generale ließ sich doch kaum zumuten, daß er diese Reservebrigade und ihre neun Nationalitäten mit feierlicher Ernsthaftigkeit betrachten sollte; und wenn er dann äußerte, vielleicht würde gerade bei den Truppen des Herzogs der erste Schuß dieses Krieges fallen, so war auch dies nicht boshaft gemeint. Er sagte damit nur dasselbe, was mein Vater schon in Hamburg ausgesprochen hatte und was jedem erfahrenen Soldaten als möglich erscheinen mußte. Aber kühl hatte der General allerdings gesprochen. Denn der Herzog, der sich einige Monate nachher mit leidenschaftlichem Eifer der preußischen Sache zuwendete, war damals — in den Tagen, da König Friedrich Wilhelm die Frankfurter Kaiserkrone ablehnte — ein ebenso leidenschaftlicher Gegner Preußens und zeigte seine Gesinnung so unverhohlen, daß selbst mein Vater, um der militärischen Manneszucht willen, ihn zuweilen warnen mußte. Darum hatte er sich beim Könige von Sachsen die Erlaubnis erbeten, in diesem Feldzuge als sächsischer Generalleutnant aufzutreten, und sich nur mit sächsischen Offizieren umgeben. Das ward ihm von Prittwitz wie von dem Reichskriegsminister General Peucker sehr übel vermerkt.

Am nächsten Tage, 2. April, begab sich der Herzog über Rendsburg nach Gettorf, das an der großen, sechs Stunden langen Kiel-Eckernförder Landstraße etwa Mitte Wegs, etwas näher nach Eckernförde zu, gelegen ist. Diese Straße bildet die Sehne des Bogens, den der Dänische Wohld, die weit nach Osten vorspringende Halbinsel zwischen den beiden Meerbusen, beschreibt. Hier war das gegebene Hauptquartier der Brigade. Über dem Kirchturme stand ein hohes Gerüst; da droben hing auf schwanker Leiter, vom Winde geschaukelt, ein wackerer, seekundiger Mann, der Tischler Kalissen, mit seinem Fernrohr und telegraphierte in der denkbar einfachsten Weise — durch Kugeln, die an Querstangen hingen — wenn Kriegsschiffe sich einem der beiden Meerbusen näherten. Von der Brigade waren vorerst nur etwa 2150 Mann zur Stelle: die Bataillone Meiningen, Gotha, Reuß und die nassauische Batterie

mit sechs Geschützen. Von dieser Kriegsmacht wurde verlangt, daß sie eine wellige, von Knicks und Hohlwegen durchschnittene, an Mooren und Gehölzen reiche Halbinsel bewachen und an zwei Meerbusen zugleich den lächerlichen Kampf des Hundes gegen den Fisch führen sollte, ohne jede Möglichkeit, Fühlung mit dem Feinde zu gewinnen. Wie schwer es hält, vom Lande her den Bewegungen der Kriegsschiffe zu folgen, das lernte man vom ersten Tage an aus den immer unsicheren und widersprechenden Meldungen der Signalstationen. Ja noch heute steht nicht unzweifelhaft fest, welche Schiffe eigentlich an dem Gefechte des 5. April teilgenommen haben. Die schleswig-holsteinischen Offiziere in Eckernförde glaubten am Abend des 4. April, als die dänische Flottille in den Meerbusen einsegelte, neben dem Linienschiffe und der Fregatte auch eine Korvette zu bemerken; und der Kommandant der Nordschanze, Jungmann, berichtete am 5. ganz bestimmt, daß eine Korvette oder Brigg zu Anfang des Gefechts die beiden großen Schiffe unterstützt habe, nach $1^1/_2$ Stunden jedoch seewärts abgesegelt sei. Hieraus entstand die von Jansen und anderen vertretene Ansicht, die Korvette „Galathea“ hätte mitgekämpft. Die „Galathea“ lag aber nachweislich am 4. April um Mittag noch im Ekensunde, einer Nebenbucht der Flensburger Förde, und wechselte dort bei Gravenstein Schüsse mit einer deutschen Batterie; es scheint mithin fast unmöglich, daß sie schon in früher Abendstunde in den Eckernförder Busen gelangt sein sollte. Die amtlichen Berichte der Dänen erwähnen mit keinem Worte ihrer Teilnahme an dem Gefechte; und warum sollten sie absichtlich verschweigen, was doch der ganzen Flottille bekannt sein mußte? Auch Moltkes Geschichte des dänischen Krieges nimmt an, daß die „Galathea“ nicht zugegen war. Ich glaube dasselbe; ich vermute, daß Jungmann in dem dicken Pulverdampfe des Gefechts sich getäuscht hat, bin aber gern bereit, mich eines Besseren belehren zu lassen.

Was unter so wunderlichen Umständen geschehen konnte, geschah. Von den drei vorhandenen Bataillonen der Reservebrigade wurde das eine, Reuß, links in den Ortschaften dicht

bei Eckernförde einquartiert; das zweite, Meiningen, rechts am Eiderkanale, nahe bei Kiel und Friedrichsort; das dritte, Gotha, nebst der nassauischen Batterie, stand in der Mitte beim Hauptquartier zu Gettorf, um nötigenfalls nach dem einen oder dem anderen Meerbusen zu eilen. Am nächsten Morgen, 3. April, sollten die Feindseligkeiten nach dem Waffenstillstande wieder beginnen. Der Herzog ritt mit seinem Stabe nordwärts, um den Eckernförder Busen, der zunächst bedroht schien, zu besichtigen. Der Meerbusen erstreckt sich fast vier Meilen lang, über eine Meile breit, von Ost nach West bis zur Stadt Eckernförde. Sie liegt ganz ungedeckt auf einer Halbinsel zwischen dem Meere und einem großen Salzwasserseebecken, dem Windebyer Noor, das, ähnlich wie der bekannte Kleine Kiel in Kiel, durch einen kurzen, engen Meeresarm mit dem Meerbusen zusammenhängt. Jenseits dieses Meeresarmes, auf dem nördlichen Ufer des Busens, lag das Seebad Borby, dann weiter östlich, eine starke halbe Stunde von der Stadt entfernt, die mit zwei Bombenkanonen und vier Vierundzwanzigpfündern bewaffnete Nordschanze auf einer kleinen Landzunge dicht am Strande. Mein Vater sah sogleich, daß diese Batterie zwar zur Bestreichung des Hafens sehr günstig lag, doch von hintenher, von einer beherrschenden Waldhöhe aus, durch Landungstruppen leicht genommen werden konnte. Man sprach darüber mit dem Kommandanten Jungmann — denn zu befehlen hatte der Herzog hier nichts — und beide Teile stimmten darin überein, daß schleunigst eine Verschanzung aufgeführt werden müsse, um die Nordbatterie im Rücken zu decken. Schräg gegenüber, mehr im Innern des Meerbusens, kaum eine Viertelstunde von der Stadt, lag die Südschanze, mit vier schweren Geschützen ausgerüstet. Sie war durch eine nur für Infanterie brauchbare Redoute leidlich gegen die Landseite hin gesichert. In der Stadt Eckernförde stand nur eine Kompagnie des von Hauptmann Irminger befehligten schleswig-holsteinischen Reservebataillons; zwei andere waren zur Beobachtung des Strandes und zur Deckung der beiden Schanzen verwendet, die vierte nach Friedrichsort abgegeben.

Am 4. April besichtigte der Herzog die Feste Friedrichsort an der Kieler Förde, dann zu Schiff die noch unvollendete Schanze bei Labö gegenüber und die ganz unbrauchbaren Verschanzungen beim Düsternbrooker Gehölz, endlich die Mündung des Eiderkanals, wo sechs kleine schleswig-holsteinische Kanonenboote fertig lagen, sechs andere noch gebaut wurden. Kaum war der Stab am späten Nachmittag von diesem Ritte heimgekehrt, da kam schon die Nachricht von der Küste, daß eine feindliche Flotte im Eckernförder Meerbusen eingelaufen sei. Mein Vater eilte sofort selbst nach Aschau am Südstrande der Bucht und sah hier bei hellem Mondschein, wie das dänische Geschwader am Eingange des Meerbusens, am südlichen Ufer, außerhalb des Bereichs der deutschen Batterien, vor Anker lag.

So schien denn der feindliche Landungsversuch, von dem das Gerücht in den Herzogtümern schon seit Wochen sprach, gleich am zweiten Tage des Feldzugs sich zu verwirklichen. In der dänischen Marine war der Übermut seit den wohlfeilen Erfolgen des Sommers 1848 sehr hoch gestiegen. Damals hatte sie das Meer beherrscht, die Küsten des zur See waffenlosen Deutschlands blockiert, viele unserer Handelsschiffe aufgebracht. Und das alles ungestraft. Denn das mit Dänemark eng befreundete Hamburg bewirkte bekanntlich, daß der sterbende Bundestag den Antrag Preußens, die dänischen Schiffe mit Embargo zu belegen, im Namen des Völkerrechts und der Menschlichkeit verwarf. Stolzer denn je wehte der Danebrog über den Fluten, weil er nie einen Feind zu bekämpfen fand. Jetzt prahlte man in Kopenhagen mit einem kühnen Flottenzuge, der das einzige Kriegsschiff Preußens, die „Amazone“, die in Danzig zur Ausbesserung in den Schlingen lag, plötzlich überfallen und nach Dänemark entführen sollte. Man spottete über den alten Grundsatz, der in diesen Tagen der Segelschiffahrt allgemein für ein Axiom galt, über den Satz, daß Schiffe gegen Strandbatterien stets im Nachteil sind. Nur diese Überschätzung der Seemacht erklärt die widerspruchsvollen Anordnungen, welche der Oberbefehlshaber der dänischen Streitkräfte, General Krogh,

für die ersten Tage des Feldzugs traf. Während die Landtruppen zugleich von Alsen und von Jütland her das Reichsheer in Nordschleswig angriffen, sollte ein Teil der Flotte durch einen Vorstoß gegen den Eckernförder Busen die Ostküste beunruhigen, die Strandbatterien überfallen, Eckernförde nehmen, falsche Nachrichten verbreiten, vielleicht auch die Nachhut der Reichsarmee im Süden festhalten. Für diese Aufgabe wurden dem alten Kapitän Paludan das schönste Linienschiff der Flotte, der „Christian VIII.“ mit 84 Kanonen, und ihr bester Schnellsegler, die Fregatte „Gesion“ mit 48 Kanonen, zugewiesen; zur Unterstützung und nötigenfalls zum Schleppen dienten die beiden Dampfer „Hekla“ und „Geyser“ mit je acht Kanonen. Also 148 schwere Geschütze gegen die zehn der Strandbatterien! Der eine Dampfer führte im Schlepptau drei Jachten, die zusammen eine starke Kompagnie von 250 Mann Landungstruppen an Bord trugen — viel weniger, als die Deutschen erwarteten. Offenbar ein ganz zweckloses Unternehmen: für eine Alarmierung war die aufgebotene Macht viel zu stark, für einen ernsthaften Landungsversuch zu schwach. Im letzten Augenblicke, am 4. April, wurden diese Anordnungen widerrufen, da der Vormarsch des Landheeres unterbleiben sollte. Paludan aber erhielt die Gegenbefehle nicht mehr und gelangte mit seinen sieben Schiffen in den Meerbusen, ohne recht zu wissen, was zu beginnen sei.

Sobald mein Vater sich von der Anwesenheit der Schiffe überzeugt hatte, eilte er in das Hauptquartier zurück. Das Bataillon Reuß erhielt Befehl, sofort nach Eckernförde zu marschieren, das Bataillon Meiningen, als Reserve nach Gettorf nachzurücken. Das Bataillon Gotha und die Batterie Nassau führte der Herzog selbst um Mitternacht von Gettorf aus bis zu dem großen Schnellmarker Gehölz. Hier tritt die Kieler Landstraße an das Südufer des Meerbusens und führt dann, westwärts abbiegend, dicht am Strande hin an der Südschanze vorüber bis nach Eckernförde. Der Wald wurde im Dunkel der Nacht sorgfältig abgesucht; denn wer konnte wissen, ob nicht

mittlerweile Dänen gelandet waren? Als sich nichts Verdächtiges vorfand, fuhr die nassauische Batterie am Strande vor dem Waldrande auf, in vorteilhafter Stellung, der Nordschanze schräg gegenüber, etwas weiter nach Osten. Das Bataillon fand am Walde genügende Deckung. Darauf ritt der Herzog mit seinem Stabe nach Eckernförde und besprach sich dort mit Hauptmann Irminger wegen der gemeinsamen Verteidigung der Stadt.

Der Morgen graute; die Zeit, da eine Landung vielleicht gewagt werden konnte, war längst vorüber. Bald nach Tagesanbruch beobachteten die in Eckernförde am Ufer versammelten Offiziere, wie die Schiffe fern bei Aschau sich zu bewegen begannen und dann seewärts nach dem östlichen Eingange des Meerbusens segelten. Alle glaubten nunmehr, die Dänen hätten das Unternehmen gegen Eckernförde aufgegeben und wendeten sich der hohen See zu. Aber wohin dann? Wahrscheinlich doch gegen den Kieler Meerbusen, und zu dessen Verteidigung war die unglückliche Reservebrigade ja auch verpflichtet. Man beschloß, das Bataillon Reuß vorläufig in Eckernförde stehen zu lassen; der Herzog selbst blieb dort zurück, um den vollständigen Abzug der Schiffe abzuwarten. Mein Vater aber sprengte nach dem Schnellmarker Holze, sendete für alle Fälle zwei der nassauischen Geschütze nach dem anderen Ufer zur Unterstützung der Nordschanze und führte die übrigen vier nebst dem Bataillon Gotha nach Gettorf, von wo sie bei drohender Gefahr nach der Kieler Förde eilen konnten. Doch schon auf dem Marsche kam die Nachricht, daß die Schiffe zurückgekehrt seien und den Angriff gegen die Nordschanze begonnen hätten. Alsbald ward umgekehrt. Hauptmann Müller führte seine vier Geschütze im Galopp zu dem kaum verlassenen Halteplatz am Schnellmarker Holze, ließ abprotzen und alsbald feuern; etwas später langte das Bataillon wieder am Walde an. So kam es, daß diese Truppen erst nach Beginn des Gefechts in die Stellung wieder einrückten, die ihnen schon in der Nacht angewiesen worden war.

Der Irrtum war sehr begreiflich. Paludan hatte früh vor

5 Uhr seine Kapitäne zum Schiffsrat versammelt und wahrscheinlich schon in der Nacht erfahren, daß Reichstruppen in der Nähe standen; denn die Dänen besaßen am Lande viele Spione, vornehmlich unter den alten Seeleuten, die ihres Danebrogs nicht vergessen wollten. Genug, der Schiffsrat erkannte, daß eine Landung von 250 Mann Infanterie aussichtslos war. Damit verlor eigentlich die ganze Unternehmung ihren Sinn. Gleichwohl ward sie nicht völlig aufgegeben. Nach den Verhören vor dem dänischen Kriegsgerichte müssen wir annehmen, daß allein der reizbare Seemannsstolz den verhängnisvollen Entschluß verschuldete. Als Kapitän Aschlund von der „Hekla" sagte: es wäre doch eine Schande, wenn wir mit dieser Masse von Kanonen vor ein paar elenden Strandbatterien zurückwichen — da wollte niemand kleinmütig erscheinen, und der Schiffsrat beschloß, den Angriff auf die beiden Schanzen zu wagen. Bei Tagesanbruch fuhren die drei Jachten mit den Landungstruppen rückwärts nach der hohen See. Auch das Linienschiff und die Fregatte segelten anfangs gegen Osten, als ob sie sich aus dem Meerbusen zurückziehen wollten, und diese Bewegung verleitete die entfernten Beobachter am Eckernförder Strande zu der Annahme, das ganze Geschwader verlasse die Förde. Selbst Jungmann, der den Schiffen viel näher stand, glaubte anfangs, die Flottille wolle absegeln. Aber die beiden großen Schiffe kreuzten nur, um sich klar zum Gefechte zu machen. Plötzlich, gegen 7 Uhr, wendeten sie sich in weitem Bogen und segelten, das Linienschiff voraus, vom frischen Ostwinde getrieben, bis auf tausend Schritt an die Nordschanze heran; links in zweiter Linie die beiden Dampfer.

Doch der rechte Mann stand auf der rechten Stelle: Eduard Jungmann, ein aus Polnisch-Lissa gebürtiger preußischer Artillerieoffizier, der während der letzten Jahre in der Türkei als Instruktor gedient und am Bosporus 450 Strandgeschütze befehligt hatte. Er allein unter allen deutschen Soldaten hier am Meerbusen besaß mithin Kenntnis vom Seewesen und von der Küstenverteidigung. Erst wenige Tage vor dem Beginn

des Feldzugs war er im Hauptquartier der schleswig-holsteinischen Armee erschienen, um seinen guten Degen der deutschen Sache anzubieten; der preußische Hauptmann v. Delius, der treffliche Generalstabschef der Schleswig-Holsteiner, hatte den Fremdling, der noch im Fes und halborientalischer Tracht einherging, sogleich durchschaut. Nach zwei Stunden schon war Jungmann zum Hauptmann ernannt und — so unfertig lag noch alles — als einziger Offizier mit dem Befehle über die zehn Geschütze der beiden Strandbatterien beauftragt. Erstaunlich, wie der strenge, stolze, kleine Mann seine Leute jetzt scharf in die Schule nahm und in kurzem zu leidlichen Artilleristen ausbildete; es waren 55 Mann in der Nordschanze, 37 in der Südschanze. Das Kommando in der Südschanze übertrug Jungmann dem Unteroffizier v. Preußer, einem jungen Landwirt, der um des Vaterlandes willen freiwillig eingetreten war und hinter bescheidenem Wesen die unbeugsame niederdeutsche Willenskraft verbarg. Als die Schiffe gegen 1/2 8 Uhr zum ersten Male ihre Breitseiten entluden, trat Jungmann auf die Brustwehr hinauf, um seiner jungen Mannschaft zu zeigen, daß nicht jede Kugel trifft. Die Dänen schossen lagenweise, so daß die Deutschen in den Zwischenzeiten ihre über Bank feuernden Geschütze immer bedienen konnten, und sie zielten unbegreiflich schlecht, obgleich die See noch nicht sehr hoch ging. Die Deutschen dagegen fanden an den mächtigen Schiffskörpern ein breites Ziel, und keine ihrer Kugeln ging fehl.

Bald griff auch die Südschanze kräftig in den Kampf ein, nachher auch die vier nassauischen Geschütze am Schnellmarker Holze. Ihr Kommandant, Hauptmann Müller, ein entschlossener alter Soldat, der schon bei Waterloo mitgefochten hatte, verfeuerte in einer Stunde 120 Kugeln und 28 Granaten, und er hatte Glück: eines seiner Geschosse schlug trotz der weiten Entfernung dem einen Dampfschiff in die Maschine, die fast im selben Augenblicke von einer Kugel aus der Nordschanze getroffen wurde. Der Dampfer mußte, um den Schaden auszubessern, für einige Zeit den Hafen verlassen. Die Kartätschen

der Dänen hingegen gingen allesamt zu kurz, ihre Kugeln und Granaten zu hoch, so daß die Nassauer in dem ungeheuren Getöse gar keine Verluste erlitten. Als das Gefecht sich westwärts, tiefer in den Hafen hinein, zog, da vermochten die schwachen Feldgeschütze den Feind nicht mehr zu erreichen, und mein Vater ließ sie vorläufig das Feuer einstellen; ihre Stellung durften sie natürlich nicht wechseln, da die Schiffe sich ja in jedem Augenblick wieder ostwärts wenden konnten. Mein Vater selbst blieb vor dem Gehölze halten, denn er sagte sich, daß sein Platz da war, wo der Hauptteil der Brigade stand; wie durfte er in Abwesenheit des Herzogs diese Truppen ganz ohne Leitung lassen? Etwas später, gegen 10 Uhr, hatten auch die beiden nach dem Nordstrande entsendeten nassauischen Kanonen endlich ihr Ziel erreicht. Des Weges unkundig, waren sie in dem schwierigen Terrain eine Weile umhergeirrt, bis ihnen Jungmann eine Aufstellung westlich von der Nordschanze anweisen ließ. Hier begannen sie, hinter den Knicks versteckt, sogleich ihr Feuer, und obwohl ihre kleinen Kugeln wenig Schaden anrichteten, so blieb ihre Beihilfe doch nicht ohne Folgen. Die längst durch den kräftigen Widerstand erschreckten Dänen glaubten in den armseligen zwei Feldkanonen eine starke Artilleriemasse zu sehen und richteten ihr Feuer eine Zeitlang gegen diese Knicks.

So gewann Jungmann etwas Luft und konnte seine bedrängte Nordbatterie zur Fortsetzung des Kampfes herstellen. Er hatte zwar an Mannschaft nur wenig verloren, doch zwei von seinen sechs Geschützen, zuletzt noch ein drittes, waren beschädigt. Trotzdem ließ er seine Leute ununterbrochen, wenn auch langsamer, feuern; mit dem Säbel in der Hand trieb er die zagenden jungen Infanteristen der Deckungsmannschaft aus ihrem Blockhaus heran. Das Pulvermagazin, das einmal nahe daran war, mitsamt der Schanze in die Luft zu fliegen, wurde noch rechtzeitig geschützt, und die herabgeschossene deutsche Fahne flatterte wieder hoch in den Lüften. Statt diesen nächsten und gefährlichsten Feind, die Nordschanze, zuerst gänzlich niederzukämpfen, ließ Paludan in seinem Seemannsstolze die Schiffe

zwischen den beiden Schanzen hindurch segeln, um dann beide zugleich mit den Breitseiten zu beschießen. Der anhaltende, beständig wachsende Ostwind drängte die Schiffe weiter westwärts, als beabsichtigt war, bis nahe an die Stadt heran. Die „Gefion" geriet ins Treiben, ihre Anker schleppten am Grunde, sie drehte sich und bot den Deutschen ihren Spiegel dar, so daß sie von zwei Seiten her das ganze Deck entlang beschossen wurde, ohne selber ihre Breitseiten entladen zu können. Ein Vorstoß der Schiffe gegen die Südschanze, der auch die Häuser der offenen Stadt nahebei mit einem Kugelregen überschüttete, richtete nichts aus. Der wackere Preußer verlor zwar zwei von seinen vier Geschützen, doch er hielt aus, unerschütterlich wie Jungmann gegenüber. Umsonst unternahmen die Dampfer mehrmals, die Segelschiffe aus der Förde hinauszuschleppen. Das Glück blieb den Deutschen treu; das Schlepptau zerriß, beide Dampfschiffe mußten, selbst beschädigt, das Gefechtsfeld vorerst verlassen. Auch ein Versuch, die Schiffe durch Warpen am vorausgeworfenen Ankertau hinauszuziehen, blieb vergeblich. Gegen 1 Uhr endlich hißte das Linienschiff die Parlamentärflagge.

Der Herzog war durch den unvermuteten Beginn des Gefechts von seinem Stabe und dem größeren Teil seiner Brigade getrennt worden, und er versäumte die Zeit, da er noch schnell zu seinen Truppen zurückkehren konnte. In einem geordneten Heere versteht es sich von selbst, daß der Höchste im Range während des Gefechts ohne weiteres den Oberbefehl übernimmt. Bei diesen Reichstruppen stand es anders; sie sollten nur neben den Schleswig-Holsteinern tätig sein. Ihrem General war ausdrücklich verboten, den Strandbatterien Weisungen zu geben, und Jungmann würde solchen Befehlen im Falle der Meinungsverschiedenheit auch sicherlich nie gehorcht haben. Der Herzog mußte sich also mit der Rolle eines Zuschauers begnügen, solange eine Landung nicht versucht wurde, und ritt mit Hauptmann Stieglitz planlos hin und her. Er verweilte lange an der Windmühle von Borby, wo er nichts nützen, nicht einmal den Gang des Gefechts genau überblicken konnte. Dann ritt er

nach Eckernförde zurück, eben in dem Augenblicke, da die Schiffe der Stadt nahe zutrieben. Er vermutete, jetzt würde eine Landung gewagt werden — denn die Deutschen wußten nicht, daß die beiden großen Schiffe gar keine Landungstruppen an Bord hatten —, und führte daher das Bataillon Reuß, das bisher hinter der Stadt gedeckt gestanden hatte, bei starkem Kartätschenhagel an den Strand hinaus. Der Vormarsch erwies sich sogleich als nutzlos, die Dänen dachten längst nicht mehr an eine Landung. Für alle Einzelheiten kann ich hier nicht einstehen, da mein Vater selbst nicht zugegen und ganz auf die nicht immer genauen Erzählungen des Herzogs angewiesen war. Soviel ist sicher, der Herzog fühlte endlich, daß er nicht länger in einem Winkel verweilen durfte, wo nur ein kleiner Teil seiner Brigade, das Bataillon Reuß mit 560 Mann, stand; und dies war auch Jungmanns Meinung. Doch wie nach dem Schnellmarker Holze gelangen? Der nächste Weg, die Landstraße am Strande, war jetzt völlig gesperrt, seit der Angriff gegen die Südschanze begonnen hatte; der Straßenrand bildete den Kugelfang für die fehlgehenden Geschosse von 70 schweren Kanonen, der Damm war auf weite Strecken hin zerstört, von den Chausseehaufen lag kein Stein mehr auf dem andern. Selbst ein einzelner Reiter konnte hier nicht durchkommen. Darum beschloß der Herzog, mit Hauptmann Stieglitz einen weiten Umweg landeinwärts einzuschlagen; auf die Schnelligkeit seines schönen englischen Rosses konnte er sich verlassen. Leider kannte er den Weg nicht. Er mußte zuerst das weite Binnenwasser des Windebyer Noors umreiten, geriet dann zwischen den Knicks auf Querwegen in die Irre und gelangte erst spät an den Goos-See hinter dem Schnellmarker Holze. Hier sanken die Pferde in den nassen Wiesen ein; die beiden Reiter mußten absitzen und das Moorland mühsam durchwaten. Erschöpft und völlig durchnäßt trafen sie endlich gegen 1 Uhr bei den Truppen am Südstrande ein. Wie die Dinge lagen, war der Ritt des Herzogs unvermeidlich und sein widerwärtiger Verlauf mehr ein Mißgeschick, als eine Schuld. Geborenen Kriegsmännern pflegen

Unglücksfälle solcher Art allerdings nicht leicht zu widerfahren.

Unterdessen blieb das Glück den kämpfenden Kameraden unverbrüchlich treu. Die Parlamentärflagge des Linienschiffes erschien den Deutschen wie gerufen, da sie während der Unterhandlungen ihre beschädigten Geschütze wiederherstellen konnten. Paludan übersendete ein Schreiben „an die oberste Zivil- und Militärbehörde von Eckernförde", das die Einstellung des Feuers und freien Abzug der Schiffe forderte, widrigenfalls die Einäscherung der Stadt androhte. Wer war befugt, dies Schreiben zu beantworten? Sicherlich nur Jungmann. Einen Stadtkommandanten für Eckernförde hatte das schleswig-holsteinische Armeekommando nicht ernannt, nur einen Etappenkommandanten, Hauptmann Wigand. In den beiden Schanzen aber befehligte Jungmann allein; er hatte das Feuergefecht geleitet, er allein war berechtigt, es einzustellen oder fortzusetzen. Der Herzog durfte nach seinen Instruktionen bei dieser Entscheidung nur mitraten, nachdem seine sechs nassauischen Geschütze doch ein wenig mitgeholfen hatten. Eine Entscheidung stand ihm nicht zu. Da er eben jetzt auf seinem unglücklichen Ritte umherirrte, und man ihn nicht auffinden konnte, so fuhr Wigand mit den Eckernförder Stadtbehörden zur Nordschanze, wo sie Jungmann und den Kommandanten des schleswig-holsteinischen Reservebataillons, Irminger, trafen. Die Antwort verstand sich für tapfere Männer von selbst, und es steht einer großen Nation schlecht an, davon viel Aufhebens zu machen. Durch das Parlamentieren hatten die Dänen den kläglichen Zustand ihrer Schiffe, den man am Strande noch nicht vollständig übersah, selber verraten. Die Deutschen hielten den Sieg in der Hand; es wäre Wahnsinn gewesen, die sichere Beute ohne jeden erdenklichen Grund fahren zu lassen. Die angedrohte Beschießung von Eckernförde konnte nicht schrecken, da die Dänen die Stadt schon vor den Unterhandlungen heftig, aber ohne nennenswerten Erfolg beschossen hatten. Die drei schleswig-holsteinischen Offiziere erwiderten kurz, daß sie das Gefecht fortsetzen würden und den

Dänen die Verantwortung für die Beschießung einer offenen Stadt überließen. Zur Mitunterzeichnung dieser Antwort wurde nachher in Eckernförde auch der Kommandant des Bataillons Reuß, Oberst v. Heeringen, aufgefordert, ein kränklicher alter Herr, der nachher auf der Heimkehr im Bahnhof zu Altona gestorben ist. Er weigerte sich, zu unterschreiben. Offenbar quälten ihn die Kompetenzbedenken, die in der alten Bundesarmee eine so wichtige Rolle spielten: wenn der Herzog selbst nicht über die schleswig-holsteinischen Batterien verfügen durfte, so doch noch weniger der Oberst der vereinigten Linien des Hauses Reuß. Böse Zungen behaupteten nachher, der alte Knabe sei betrunken gewesen. Mein Vater erzählt nichts davon; er verachtete den Klatsch, der manchen Historikern für Geschichte gilt. Daher vermag ich über den Seelenzustand des reußischen Generalissimus nichts auszusagen. Genug, die Wiederaufnahme der Waffen war beschlossen, aber beide Teile suchten, wie in stillem Einverständnis, die Waffenruhe zu verlängern, um sich für den letzten Kampf vorzubereiten.

Die Offiziere am Schnellmarker Holz atmeten auf, als die Parlamentärflagge erschien und der Geschützkampf schwieg. Sie sahen jetzt wieder eine Möglichkeit, mit den Kameraden in den beiden Schanzen zusammenzuwirken. Sie alle, auch der Herzog, stimmten dahin überein, daß der Kampf fortdauern müsse. Den Herzog aber verließen jetzt die Kräfte. Diese 36 Stunden hatten ihm mehr zugemutet, als ein verwöhnter Fürst ertragen kann. Er war den letzten Tag über, bald zu Pferde, bald zu Schiff, unterwegs gewesen, um die Kieler Strandbefestigungen zu besichtigen; dann gleich nach der Rückkehr zum nächtlichen Marsche aufgebrochen, dann vormittags am Strande umhergezogen, endlich durch den unglücklichen Ritt und das Durchwaten der Sümpfe übel zugerichtet worden. Nach kurzem Verweilen bei seinen Truppen beschloß er, sie schon wieder zu verlassen; er fuhr nach Gettorf, um sich zu erholen und die Kleider zu wechseln. In seinem jugendlichen Leichtsinn hoffte er wohl, noch vor Ablauf der Waffenruhe zurückkehren zu können. Mein Vater, der

sich über diesen unverzeihlichen Entschluß seines Generals begreiflicherweise nicht näher ausspricht, befehligte also wieder allein am Schnellmarker Holze. Er entsendete alsbald den Rittmeister Fritsch nach Eckernförde, um zu erkunden, wie es stehe und ob die Reservebrigade irgendwie mitwirken könne. Zur nämlichen Zeit schickte Jungmann aus der Nordschanze den Hauptmann Wuthenow herüber mit der Anfrage, ob die vier Geschütze des Hauptmanns Müller nicht eine Aufstellung nahe der Stadt nehmen könnten.

Die Entscheidung war nicht ganz leicht. Der Waffenstillstand war nicht auf eine bestimmte Zeit abgeschlossen. Die Dänen nahmen es mit dem Völkerrechte nicht genau, sie hatten soeben während der Waffenruhe den einen Dampfer wieder unter Parlamentärflagge herbeigerufen, um die Segelschiffe hinauszuschleppen. Jederzeit konnten sie also das furchtbare Feuer gegen die Südschanze wieder eröffnen. Dann aber vermochten die am offenen Strande hinziehenden Nassauer nach menschlichem Ermessen ihr Ziel schwerlich zu erreichen, und die Vernichtung einer herzoglich nassauischen Batterie war in jenen Tagen ein sehr verantwortliches Wagnis für einen sächsischen Obersten. Mein Vater erzählt jedoch, daß er nicht einen Augenblick gezweifelt hätte. Er sagte sich: Sollen die Schleswig-Holsteiner alles allein tun? und sollen wir nichts wagen, da das Glück uns bisher so günstig war? Er befahl dem Hauptmann Müller — so berichtet Müller selbst — seine Geschütze gegen Eckernförde hinzuführen, zwischen der Stadt und der Südschanze eine geeignete Aufstellung zu nehmen. Zum Abschied sagte er: „Gehen Sie mit Gott. Kommen Sie glücklich hin, so werden Sie das Ihrige tun, das weiß ich!“ Gar zu gern, so gesteht er, wäre er selber mitgeritten, doch unmöglich konnte er sein Kommando verlassen. In seinem kurzen Berichte an das sächsische Kriegsministerium, woraus die Denkwürdigkeiten des Herzogs einige Stellen mitteilen, spricht mein Vater, indem er dieser Vorfälle gedenkt, nur ganz im allgemeinen von den Beschlüssen „des Brigadekommandos“. Er wollte nicht sagen, daß er selbst

allein zur Stunde das Brigadekommando vertrat; die Abwesenheit seines Generals zu erwähnen, hätte er für unritterlich gehalten. Einige Tage später sagte ihm der Herzog einmal: Wäre ich dagewesen, ich hätte die Nassauer nicht abgesendet. Auf solche hingeworfene Äußerungen läßt sich nichts geben. Fest steht nur die Tatsache, daß der Herzog nicht zugegen war in dem einzigen Augenblicke, da das Kommando der Reservebrigade in die Lage kam, einen für den Ausgang des Gefechtes wichtigen Entschluß zu fassen.

Die Nassauer fuhren ab. Seltsam genug sahen sie aus in ihren grünen Fräcken mit gelbem Lederzeug und den hohen altfränkischen Tschakos. Der winzige Zug, der aus der Ferne, wegen der nachfolgenden Munitionswagen, allerdings etwas länger erscheinen mochte, beunruhigte die Dänen sehr; sie glaubten wieder eine große Artilleriemacht nahen zu sehen; doch sie störten ihn nicht. Hauptmann Müller stellte nun seine zwei Haubitzen und zwei Sechspfünder im Süden der Stadt hinter den Dämmen am Strande wohlverdeckt auf, nur 450 Schritt von dem Linienschiff entfernt. Er sah ein, daß die Feinde, auf den Sieg verzichtend, nur noch aus der Zange, die sie umgriff, zu entkommen suchten. Diese Flucht zu verhindern, war seine Aufgabe. Darum richtete er, als die Deutschen nach 4 Uhr das Gefecht wieder begannen, seine Kartätschenladungen gegen das Verdeck und das Takelwerk des Linienschiffes; er fegte das Deck und zerstörte die Masten also, daß keine Segel mehr aufgesetzt werden konnten; dann fuhr das Schiff fest, und er feuerte nun auch gegen den Schiffskörper. Unterdessen hatten die beiden Strandbatterien ihr Vernichtungswerk wieder aufgenommen. Die Südschanze schoß nunmehr, auf Jungmanns Geheiß, mit glühenden Kugeln, und die Wirkung war furchtbar, da die Schiffe jetzt so nahe am Strande lagen. Umsonst versuchte der notdürftig wieder hergestellte Dampfer „Hekla“ noch einmal Hilfe zu bringen, er mußte umkehren. Die „Gefion“ war schon seit Mittag fast wehrlos, ihre Mannschaft entmutigt, ihre drei Masten zerschossen, ihre Boote alle bis auf eines zerstört. Gegen 6 Uhr strich sie

die Flagge; nicht lange, und auch das von drei Seiten zugleich beschossene Linienschiff ließ den Danebrog niedersinken. Paludan sendete an Hauptmann Müller die Botschaft, daß er sich ergeben müsse.

Bald nach dem Wiederbeginn des Kampfes war der Herzog aus Gettorf zurückgekehrt. Er beobachtete dann am Schnellmarker Holze lange den Gang des fernen Gefechts. Als ihm gegen $^1/_2$7 Uhr der heransprengende Feldwebel der Nassauer die Siegesnachricht überbrachte, bestieg er sogleich einen in der Nähe haltenden Wagen und fuhr zur Stadt. Dort am Strande umringte ihn die dichtgedrängte Masse der aus der Nachbarschaft Herbeigeeilten, frohlockend über den wunderbaren Sieg, und mit der heitern Unbefangenheit des Fürsten nahm er die Glückwünsche der Dankbaren entgegen. Ihm, als dem vornehmsten der deutschen Offiziere, übergab der alte Paludan seinen Säbel. Schon vor seiner Ankunft hatte sich der tapfere Preußer an Bord des Linienschiffes rudern lassen, um die Einschiffung der Gefangenen anzubefehlen. Sie vollzog sich langsam, weil die See bei dem anschwellenden Ostwinde hoch ging, das Menschengetümmel am Strande die Bewegungen erschwerte, und nur wenig Boote zur Stelle waren. Deshalb mußte auch die zur Besetzung des Schiffes herbeigerufene Kompagnie des Bataillons Reuß vorläufig noch am Strande bleiben. Von der Gefahr, welche dem Schiffe drohte, ahnte Preußer nichts; vom Lande her hatte man nur Rauch, aber keine Flammen über dem Deck bemerkt. Er verbot also alle Löschversuche, damit die Einschiffung der Gefangenen nicht verzögert würde, und in diesem Verhalten unterstützte ihn, wie es scheint, ein verzweifelter Feind, der dänische Kapitänleutnant Krieger. Der mochte wohl wissen, was bevorstand — wer kann hier etwas Sicheres sagen? — Doch als treuer Seemann wollte er sein geliebtes Schiff nicht in den Händen des Feindes lassen. Ob eine Rettung noch möglich war, scheint sehr zweifelhaft. Der durch einen Bombenschuß der Nordbatterie verursachte Brand währte schon seit Stunden. Gegen $^1/_2$8 Uhr etwa flog das schöne Schiff in die Luft, den

Strand weithin mit Trümmern und Leichen bedeckend. Unter den Toten waren auch Preußer und Krieger. Als das Dunkel hereinbrach, wurde das Bataillon Gotha zur Bewachung der Einfahrt an den Eingang des Meerbusens nach Aschau und Noer entsendet und die „Gefion" durch eine Kompagnie des Bataillons Reuß besetzt. Dies genügte für die nächsten Stunden. Denn die Befürchtung ängstlicher Gemüter, daß die beiden schwer beschädigten Dampfer noch in der Nacht zur Befreiung der Fregatte zurückkehren würden, erwies sich bald als lächerlich, und schon am Morgen traf eine aus Kiel herbeigerufene Matrosenabteilung ein, um das Schiff nach Seemannsbrauch notdürftig zu sichern.

Es war ein beispielloser Erfolg. Die Dänen verloren außer den beiden Schiffen 44 Offiziere und 981 Mann an Gefangenen, dazu 131 Tote und 92 Verwundete, die Deutschen nach einem Kugelwechsel von etwa 10000 Schüssen nur 4 Tote und 14 Verwundete; davon entfielen ein Toter und 3 Verwundete auf die Reservebrigade. Der Ruhm des Tages gebührte zuerst dem Hauptmann Jungmann, nach ihm dem unglücklichen Preußer. Da das Gefecht wesentlich ein Kampf zwischen schwerer Artillerie war, und eine Landung nicht einmal versucht wurde, so konnte die kleine Reservebrigade mit ihrer Infanterie gar nichts, mit ihren sechs leichten Feldgeschützen nur eine bescheidene Beihilfe leisten. Und dies geschah redlich. Die beiden nassauischen Kanonen neben der Nordschanze kämpften unter Oberleutnant Werne den ganzen Tag hindurch kräftig mit. Hauptmann Müller half mit seinen vier Geschützen am Vormittag den einen Dampfer vertreiben, am Abend verhinderte er die Flucht des Linienschiffes. So heftete er eine wackere deutsche Waffentat als letztes Blatt in die vordem so ruhmreiche Geschichte des kleinen nassauischen Kontingents, das nun bald verschwinden sollte; und mit gutem Grunde führt eines unserer Feldartillerieregimenter noch heute den nassauischen Namen.

Der Herzog selbst hatte freilich keinen Grund, sich dieses Tages zu rühmen. Die Zeitungen aber nannten ihn fälschlich

den Höchstkommandierenden — denn ihm hatte ja Paludan seinen Säbel übergeben — und da er fast allein unter den deutschen Fürsten ein warmes Herz für die Sache Schleswig-Holsteins zeigte, auch im Rufe liberaler Gesinnung stand, so wurde er über alles Maß hinaus gefeiert. Das Gefecht, das uns heute so klein erscheint, erweckte in tatenarmer Zeit eine unbeschreibliche Begeisterung. Der stolze Danebrog gedemütigt, die Dänen auf ihrem eigenen Elemente besiegt! — das erschien wie der Sonnenaufgang der erträumten deutschen Seemacht — obgleich wir doch nur zu Lande gefochten hatten. In den Straßen Hamburgs rief das Volk den Herzog zum Deutschen Kaiser aus, die Kieler gaben „dem Sieger von Eckernförde" noch im Juni ein glänzendes Fest, ungezählte Gedichte und Adressen verherrlichten seine Tat. Ein Poet Wilibald sang:

Nicht Bayern, Sachsen, Preußen,
Nicht Baden, Nassau mehr,
Nicht Hanseaten, Reußen!
Es naht ein deutsches Heer!

Und doch hatte gerade dieser Glückstag unwiderleglich erwiesen, daß es leider noch kein deutsches Heer, sondern nur Sachsen, Nassauer, Reußen gab. Die Fülle des Lobes stieg dem jungen Fürsten zu Kopfe, und in seiner schöpferischen Phantasie gestaltete sich nach und nach das Idealbild der Kriegsereignisse, das er in seinen Lebenserinnerungen niedergelegt hat. Er mußte aber, wie Graf Beust und mancher andere Memoirenschreiber, noch bei Lebzeiten erfahren, daß niemand imstande ist, seine eigene natürliche Größe durch Selbstbekenntnisse auch nur um eines Zolles Länge zu erhöhen.

In unserem heutigen Heere wäre nach den Erfahrungen des 5. April sicherlich sofort ein tüchtiger General an die Stelle des Herzogs berufen und mit dem unbedingten Befehle über alle deutschen Streitkräfte, auch über die Strandbatterien, betraut worden. Daran war in der alten Bundesarmee nicht zu denken. Als der schleswig-holsteinische Kriegsminister, ein Zivilbeamter Jacobsen, am 8. April herüberkam, um der feierlichen

Bestattung der Gebliebenen beizuwohnen, da stellten ihm der Herzog und die Offiziere des Generalstabes dringend vor: während des Gefechtes hätte eigentlich niemand befehligt, für die Zukunft müßten also die schleswig-holsteinischen Truppen, auch die Batterien, dem Brigadekommando untergeordnet werden. Jacobsen sah das ein und gab die schönsten Worte, doch er tat nichts. Auch Prittwitz gab keine Antwort, als ihm der Herzog das nämliche Ansuchen stellen ließ. Denn mittlerweile hatte Jungmann, dessen Selbstgefühl durch den glänzenden Erfolg noch gewachsen war, über das Verhalten des Herzogs berichtet, und wer will es dem tapferen Manne verargen, daß seine Aussagen sehr scharf klangen? Delius antwortete: dem Herzog muß man den Daumen aufs Auge halten. Bonin aber ernannte Jungmann zum Major und Kommandanten von Eckernförde; er sagte ihm: Nehmen Sie keine anderen Befehle an, als von mir, und folgen Sie keinem anderen Rate, als dem Ihres tapferen Herzens! Das alles ließ sich menschlich wohl begreifen; doch die Folge war, daß die alte Verwirrung fortdauerte und nach wie vor zwei selbständige Kommandos auf engem Raume nebeneinander standen.

Mit Jungmann persönlich kam mein Vater immer gut aus; schon am 6. April verabredete er sich mit ihm über die Befestigung des Meerbusens. Die beiden Schanzen sollten verstärkt und am Südufer noch eine dritte erbaut werden, was auch in kurzer Zeit gut gelang. Aber welch ein widerwärtiger Zank tobte unterdessen um die einzige Trophäe, deren wir uns in diesen verworrenen Tagen erfreuten! Die Landmacht Deutschland war in der lächerlichen Lage, die erbeutete „Gefion" durch Landtruppen beschützen zu müssen gegen einen Angriff der dänischen Flotte, der damals von aller Welt mit größerer Besorgnis, als meinem Vater recht schien, erwartet wurde. Sie konnte das Schiff nicht bemannen; denn die kleine, aus Kiel herbeigerufene Matrosenschar genügte nicht von ferne, um die Fregatte in See zu führen, und die gefangenen Matrosen, auch die deutschen, weigerten sich, unter einer anderen Flagge als dem Danebrog zu dienen. Sie konnte es nicht einmal gegen neutrale Mächte völker-

rechtlich schützen, denn die neue schwarz-rot-goldene Flagge der Frankfurter Zentralgewalt wurde bisher nur von zwei Seemächten, Neapel und Belgien, geachtet, von allen anderen als Piratenflagge angesehen. Und wem gehörte die „Gefion" jetzt? Die Schleswig-Holsteiner, die allerdings zu der Erbeutung weitaus das Beste getan, forderten sie für sich; sie hatten sich schon, trotz der Schwärmerei für die deutsche Seemacht, ein eigenes Marineamt und eine eigene Flottille geschaffen, und sie verfuhren zur See ganz ebenso partikularistisch, wie zu Lande. Prittwitz dagegen beanspruchte die „Gefion" für die Zentralgewalt, und er war im Rechte, wenn anders das neue Deutsche Reich mehr sein sollte als ein Name. Gleichwohl konnten die Schleswig-Holsteiner seinen Absichten nicht trauen; riet er doch damals dem Herzoge vertraulich, die erbeutete Flagge der „Gefion" nicht der Statthalterschaft des Landes zu übergeben, sondern dem Reichsverweser, weil die Herzogtümer wohl nicht aufhören würden, der Krone Dänemark anzugehören. Kapitän Donner, ein geborener Holste, der die Kieler Matrosen an Bord der „Gefion" befehligte, war von der dänischen zu seiner heimischen Flotte übergetreten, aber eine Zeitlang im Frankfurter Marineministerium tätig gewesen und darum schon den schleswig-holsteinischen Partikularisten verdächtig. Sie sagten ihm nach — ganz mit Unrecht — daß er das Schiff den Dänen wieder in die Hände spielen wolle; sie enthoben ihn seines Amtes in der heimischen Flotte, und fortan stand er als deutscher Reichskapitän, Macht gegen Macht, seinen eigenen Landsleuten gegenüber. Jungmann drohte einmal: ich werde meine Befehle an Bord der Fregatte mit der blanken Waffe durchsetzen.

Dieser Kampf zwischen Deutschland und Schleswig-Holstein berührte die Reservebrigade wenig. Nur die Garnison in Eckernförde machte Not. Dort war inzwischen das württembergische Bataillon eingerückt. Die Schwaben weigerten sich, dem Stadtkommandanten Jungmann, der sie ja gar nichts anginge, ihren Wachenrapport einzureichen, und was der Erbärmlichkeit mehr war. Da man die „Gefion" auf hoher See nicht gebrauchen

konnte, so wurde sie als Blockschiff in dem inneren Hafen festgerammt und gleich einer Strandbatterie nur nach der Seeseite hin armiert. Ihre übrigen Geschütze und die aus den Wellen emporgeholten Kanonen des Linienschiffs gingen zum Heere ab, nach dem Sundewitt und nach Fredericia, wo sie zum Teil von den Dänen wieder erobert wurden. Mehr als ein Jahr hindurch hat sich der Streit um die „Gefion", eine Schmach für Deutschland, dann noch hingezogen, unter mannigfachen Wechselfällen, bis das Schiff endlich unter dem Schutze der anerkannten preußischen Flagge in einen sicheren deutschen Hafen eingeführt wurde.

Die Reservebrigade kam einige Tage nach dem Gefecht endlich vollzählig zusammen. Der Herzog führte in den Hauptquartieren zu Gettorf und Altenhof einen heiteren, gastfreien Hofhalt, der eine Zeitlang durch den Besuch der Herzogin verschönt wurde; er war als Wirt und Kamerad höchst liebenswürdig, aber kein Soldat, wenig bekümmert um den täglichen Dienst und bei seiner fieberischen Erregbarkeit unfähig, rasche, feste Beschlüsse zu fassen. Mein Vater, der die königlich sächsischen Reglements teilweise selbst verfaßt hatte und ganz in ihnen lebte, stand jetzt als Stabschef vor der schwierigen Aufgabe, noch acht andere Kontingente unter einen Hut zu bringen. Sie waren allesamt verschieden in Bekleidung, Bewaffnung, Kommando, so sehr, daß selbst der gemeinsame Postendienst Schwierigkeiten bereitete. Ihre Kommandanten zeigten alle den gleichen Stolz auf die Souveränität ihres Kriegsherrn, doch keineswegs alle die gleiche militärische Brauchbarkeit. Das Schmerzenskind der Brigade blieb das badische Bataillon. Diese Truppe hatte zwar den ganzen Winter über in den Herzogtümern gestanden, die vom Radikalismus weniger als die meisten anderen deutschen Lande durchwühlt wurden. Sie war jedoch schon vorher in der badischen Heimat durch das Kneipenleben und das Geschrei der Volksversammlungen gründlich verdorben worden. Das zuchtlose Volk trieb in den freien Stunden Wilddieberei, brach die Wegweiser ab, zerknickte die jungen Bäume, zerstörte die Tore der Knicks,

trieb Unfug jeglicher Art. Der vortreffliche Kommandant, Oberstleutnant v. Porbeck, klagte bitter: Ich habe so viel Strolche in meinem Bataillon! Als die Badener bei einer Umquartierung der Brigade nach Noer verlegt werden sollten, da verbat sich der Prinz von Noer flehentlich den Besuch der wüsten Gäste, und der Herzog willfahrte seinem Wunsche. So gemütlich ging es in diesem Kriege zu. Nun kamen die Nachrichten von der Revolution daheim; eine Verordnung lief ein, unterzeichnet „Kriegsministerium. Eichler, Oberleutnant"; die Mannschaft hörte neidisch von den Kameraden, die in Rastatt zu Offizieren befördert waren; mehrere der Offiziere selbst begannen irre zu werden an ihrer Pflicht. Nicht das Ehrgefühl, nur die Macht der Umstände hielt dies einzige badische Bataillon, das dem Großherzog treu blieb, bei der Stange fest. Meutereien und Desertionen, die nach Prittwitz' Befehle mit der äußersten Strenge verhindert werden sollten, wurden gar nicht gewagt. Einige Sorge bereiteten auch die Hanseaten. Es war ein Meisterstreich des alten Bundestags, daß er die Kraft der Hansastädte nicht zum Küstenschutze verwendete, sondern ihnen die Stellung einer Reiterschar zumutete. Für eine runde Summe von Mark und Schilling Lübisch hatten die reichen Städte doch ein paar ganz brauchbare Schwadronen zusammengebracht: geworbene, altgediente Reiter auf wohlgenährten Pferden. Aber im Offizierkorps herrschte Unfrieden — wenn man hier den stolzen Ausdruck Korps gebrauchen darf — und mein Vater hatte Mühe, den Bruderzwist der Hanseaten zu beschwichtigen.

Nach einigen Wochen zeigte sich schon, was der unverwüstliche deutsche Soldatengeist vermag. Diese so töricht zusammengewürfelte Brigade hielt in guter Kameradschaft, ohne jede Störung zusammen. In der ersten Zeit wurde sie noch mehrmals durch Nachrichten von der Küste alarmiert, bald zum Kieler, bald zum Eckernförder Meerbusen getrieben; doch jedesmal verschwanden die dänischen Schiffe. Nachher befahl Prittwitz der kleinen Schar, auch noch das Land südlich des Kieler Busens, die große wagrische Halbinsel, bis nach Neustadt hin zu be-

wachen. Wie sollte nun das andere Ufer des Meerbusens rasch erreicht werden? Man unternahm einen Versuch, ließ das Bataillon Reuß auf Booten von Kiel nach der Mündung der Schwentine übersetzen und kam zu der traurigen Erkenntnis, daß die Infanterie im Notfalle rascher zum Ziele gelangen würde, wenn sie einfach um die innere Spitze des Meerbusens bei Dorfgarden herum marschierte; die Zahl der vorhandenen Boote war zu gering, die Überfahrt währte zu lange.

Zum Glück kam die Brigade nie in den Fall, ihre Macht an den entlegenen Küsten Wagriens zu entfalten. Auf dem Meere ward es still und stiller, die Dänen sammelten ihre Kraft für die Schläge in Jütland. Der Krieg schlief ein, und bald fiel es schwer, die Truppen durch Exerzieren, Feldübungen, Revuen genügend zu beschäftigen. Im Hauptquartiere lebte man bequem, ja faul, so gesteht mein Vater selbst. Öfters wurde der Prinz von Noer auf seinem schönen, gleichnamigen Landsitze besucht; die unterhaltenden Erzählungen des redseligen Schloßherrn fand mein Vater nicht immer ganz glaubwürdig — ein Urteil, das heute, seit wir die Lebenserinnerungen des Prinzen kennen, wohl jeder denkende Historiker unterschreiben wird.

Auch an politischer Arbeit fehlte es nicht ganz. Der Herzog verhandelte mit meinem Vater lange wegen der Vereinigung seines Kontingents mit der königlich sächsischen Armee. Er dachte dabei an den alten Plan einer sächsisch-thüringischen Staatengruppe, an eine engere Verbrüderung des Gesamthauses Wettin; seine Regierung und seine Landstände hingegen bezweckten, wie sie sehr naiv aussprachen, schlechterdings nur „finanzielle Erleichterung", da ihnen die in Frankfurt beschlossene Verstärkung der Bundeskontingente unerschwinglich schien. Die Entwürfe blieben liegen, weil Meiningen und Altenburg Militärkonventionen mit Preußen abschließen wollten und Gotha doch nicht allein vorgehen konnte. Am 27. Mai kamen die Statthalter Beseler und Graf Reventlow ins Hauptquartier, um vertraulich anzufragen, ob die achtundzwanzig deutschen Regierungen, welche die Frankfurter Reichsverfassung anerkannt hatten, den Krieg

gegen Dänemark allein weiterführen würden, falls Preußen Frieden schlösse. Natürlich konnte der Herzog nur eine ausweichende Antwort geben. Jedermann fühlte, daß der Waffenstillstand nahe bevorstand. Der Müßiggang dieser zwecklosen Kantonierungen wurde für tätige Männer unerträglich, und mein Vater hielt sich verpflichtet, um Mitte Juni heimzukehren, als ihm der Befehl zukam, bei der Umgestaltung der sächsischen Armee den neuen Generalstab einzurichten.

Wir aber wollen das große, strenge Jahr 1866 in Ehren halten, das die Spukgestalten des alten Bundesheerwesens vernichtete. Eine Brigade von neun Nationalitäten werden wir nie wiedersehen und hoffentlich auch nie das häßliche Schauspiel eines Scheinkrieges. —

Nachweis der Seiten des Hauptwerkes
aus welchen die Bilder dieser Ausgabe hergestellt wurden.

Politisch-Soziale Bilder.

Nationale Erstarkung und Erhebung: Teil I. Seite 269—308, 324—335, 365—368, 398—405.
Der Anfang des Befreiungskrieges: Teil I. Seite 430—479.
Die Schlacht bei Belle-Alliance: Teil I. Seite 749—769.
Die konstitutionelle Bewegung in Norddeutschland: Teil IV. Seite 98—104, 126—142, 643—667.
Friedrich Wilhelm IV.: Teil III. Seite 118—130. Teil V. Seite 6—31.
Die soziale Bewegung der 40 er Jahre: Teil V. Seite 493—523.
Das Gefecht von Eckernförde. Aus der „Historischen Zeitschrift", Band 76 (1896) Seite 238 ff.

Heinrich von Treitschke's Schriften.

Ausgewählte Schriften.

2 Bände. Preis geheftet 4.80 Mk., gebunden 6 Mk.

Band I. Die Freiheit. — Das deutsche Ordensland Preußen. — Luther und die deutsche Nation. — Gustav Adolf und Deutschlands Freiheit. — Milton. — Fichte und die nationale Idee. — Königin Luise. — Die Völkerschlacht bei Leipzig. — Zwei Kaiser. — Zum Gedächtnis des großen Krieges. Geheftet 2.40 Mk., gebund. 3 Mk.

Band II. Cavour. — Lessing. — Heinrich von Kleist. — Ludwig Uhland. — Otto Ludwig. — Friedrich Hebbel. Geheftet 2.40 Mk., gebunden 3 Mk.

Bilder aus der Deutschen Geschichte.

2 Bände. Preis geheftet 4.80 Mk., gebunden 6 Mk.

Band I. Politisch-Soziale Bilder. Nationale Erstarkung und Erhebung. Der Anfang des Befreiungskrieges. Die Schlacht bei Belle-Alliance. Die konstitutionelle Bewegung. Friedrich Wilhelm IV. Die soziale Bewegung der 40er Jahre. Das Gefecht von Eckernförde. Geheftet 2.40 Mk., gebunden 3 Mk.

Band II. Kulturhistorisch-Literarische Bilder. Die goldenen Tage von Weimar. Literatur und Kunst im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Dichtung und Kunst nach dem Befreiungskriege. Radikalismus und Judentum. Das souveräne Feuilleton. Berlin am Ausgang der Regierung Friedrich Wilhelms III. Die preußische Residenz während der Anfänge Friedrich Wilhelms IV. Poesie und Kunst der 40er Jahre. Geheftet 2.40 Mk., gebunden 3 Mk.

Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert.

5 Bände. Preis geheftet 50 Mk., gebunden 65 Mk.

Band I. Bis zum zweiten Pariser Frieden. Erstes Buch: Einleitung. Der Untergang des Reiches. 1. Deutschland nach dem Westphälischen Frieden. 2. Revolution und Fremdherrschaft. 3. Preußens Erhebung. 4. Der Befreiungskrieg. 5. Ende der Kriegszeit. Zweites Buch: Die Anfänge des Deutschen Bundes 1814—1819. 1. Der Wiener Kongreß. 2. Belle-Alliance. Geheftet 10 Mk., gebunden 13 Mk.

Band II. Bis zu den Karlsbader Beschlüssen. Zweites Buch: Die Anfänge des Deutschen Bundes 1814—1819. (Schluß.) 3. Geistige Strömungen der ersten Friedensjahre. 4. Die Eröffnung des Deutschen Bundestages. 5. Die Wiederherstellung des preußischen Staates. 6. Süddeutsche Verfassungskämpfe. 7. Die Burschenschaft. 8. Der Aachener Kongreß. 9. Die Karlsbader Beschlüsse. 10. Der Umschwung am preußischen Hofe. Geheftet 10 Mk., gebunden 13 Mk.

Band III. Bis zur Juli-Revolution. Drittes Buch: Österreichs Herrschaft und Preußens Erstarken 1819—1830. 1. Die Wiener Konferenzen. 2. Die letzten Reformen Hardenbergs. 3. Troppau und Laibach. 4. Der Ausgang des preußischen Verfassungskampfes. 5. Die Großmächte und die Trias. 6. Preußische Zustände nach Hardenbergs Tod. 7. Altständisches Stilleben in Norddeutschland. 8. Der Zollkrieg und die ersten Zollvereine. 9. Literarische Vorboten einer neuen Zeit. 10. Über Preußens Verhalten in der orientalischen Frage. Geheftet 10 Mk., gebunden 13 Mk.

Band IV. Bis zum Tode König Friedrich Wilhelms III. Viertes Buch: Das Eindringen des französischen Liberalismus 1830—1840. 1. Die Juli-Revolution und der Weltfriede. 2. Die konstitutionelle Bewegung in Norddeutschland. 3. Preußens Mittelstellung. 4. Landtage und Feste in Oberdeutschland. 5. Wiederbefestigung der alten Gewalten. 6. Der deutsche Zollverein. 7. Das Junge Deutschland. 8. Stille Jahre. 9. Der welfische Staatsstreich. 10. Der Kölnische Bischofsstreit. Geheftet 10 Mk., gebunden 13 Mk.

Band V. Bis zum Jahre 1848. Fünftes Buch: König Friedrich Wilhelm der Vierte. 1. Die frohen Tage der Erwartung. 2. Die Kriegsgefahr. 3. Enttäuschung und Verwirrung. 4. Die Parteiung in der Kirche. 5. Realismus in Kunst und Wissenschaft. 6. Das Wachstum und Siechtum der Volkswirtschaft. 7. Polen und Schleswig-Holstein. 8. Der Vereinigte Landtag. 9. Niedergang des Deutschen Bundes. 10. Vorboten der europäischen Revolution. Geheftet 10 Mk., gebunden 13 Mk.

Historische und politische Aufsätze.

4 Bände. Preis geheftet 26 Mk., gebunden 34 Mk.

Erster Band. Charaktere, vornehmlich aus der neuesten deutschen Geschichte. Milton. Lessing. Heinrich von Kleist. Fichte und die nationale Idee. Hans von Gagern. Karl August von Wangenheim. Ludwig Uhland. Lord Byron und der Radikalismus. F. C. Dahlmann. Otto Ludwig. Friedrich Hebbel. Karl Mathy. Geheftet 6 Mk., gebunden 8 Mk.

Zweiter Band. Die Einheitsbestrebungen zerteilter Völker. Das deutsche Ordensland Preußen. Bundesstaat und Einheitsstaat. Cavour. Die Republik der vereinigten Niederlande. Unser Reich. Geheftet 6 Mk., gebunden 8 Mk.

Dritter Band. Freiheit und Königtum. Die Freiheit. Politische und soziale Freiheit. Das Recht der freien Persönlichkeit. — Frankreichs Staatsleben und der Bonapartismus. 1. Das erste Kaiserreich. 2. Alte und neue besitzende Klassen. 3. Die goldenen Tage der Bourgeoisie. 4. Die Republik und der Staatsstreich. 5. Das zweite Kaiserreich. — Das konstitutionelle Königtum in Deutschland. Historischer Rückblick. Die konservativen Kräfte im preußischen Staate. Falsche Ideale. Erreichbare Ziele. Das deutsche Reich. — Parteien und Fraktionen. Politische Lehren des deutsch-französischen Krieges. Wesen der Parteiung. Englische Parteien. Deutsche Parteien. Unser Fraktionstreiben. — Parlamentarische Erfahrungen der jüngsten Jahre. Geheftet 6 Mk., gebunden 8 Mk.

Vierter Band. Biographische und historische Abhandlungen, vornehmlich aus der neueren deutschen Geschichte. Die Grundlagen der englischen Freiheit. — Gottfried Keller. — Das Selfgovernment. — Eine süddeutsche Korrespondenz. — Aus Süddeutschland. — Die Zustände des Königreichs Sachsen unter dem Beust'schen Regiment. — Ludwig der Baier. — Das Schweigen der Presse in Preußen. — Aus der Blütezeit mittelstaatlicher Politik. — Kaiser Franz und Rotteck. — Stein. — Vorwort zur Deutschen Geschichte von Ludwig Häusser. — Kanzleistil aus den Napoleonischen Tagen. — A. L. von Rochau. — — Noch eine Scholle welfischer Erde. — Beim Erscheinen der Schlußnummer des 25. Bandes des Literarischen Centralblatts. — Samuel Pufendorf. — Pufendorfiana. — Über die ersten Bände der Allgemeinen Deutschen Biographie und über die Badischen Biographien. — Königin Luise. — Knesebeck und Schön. — Zum 27. August 1876. — Aus den Papieren des Staatsministers von Motz. — Erinnerung an Alphons Oppenheim. — Bücherschau. — Aus der Zeit der Demagogen-

---

Druck von August Pries in Leipzig.